

zur debatte

KATHOLISCHE
AKADEMIE in | 
BAYERN

LAUDATO SI'

*Was bleibt von
Franziskus' Erbe?*



DAS MARKUSEVANGELIUM
Biblische Tage zum ältesten
Evangelium

EIN EUROPÄISCHES WUNDER?
Wie die deutsch-polnische
Versöhnung gelang

**DIE ZEIT DER FRAUEN KANN
KOMMEN**
Ordo-socialis-Preis für Sylvie Goulard

Make humanity great again!

Laudato si' war ein flammendes Plädoyer an die Menschheit, zum Wohle allen Lebens auf diesem Planeten die sozial-ökologische Transformation voranzubringen: gemeinsam gegen Umweltverschmutzung, Erderwärmung, Artensterben und soziale Ungerechtigkeit ...

Die neue Enzyklika von Papst Leo, *Magnifica Humanitas*, teilt diese Ziele, knöpft sich aber ein vorgelagertes Problem vor: Die Menschheit ist aktuell nicht so organisiert und als Familie beieinander, dass sie ein derartiges Mammutprojekt überhaupt stemmen könnte. Denn die Kommunikation folgt global einer falschen Logik, fördert Polarisierung und Ressentiments und vergiftet die Suche nach gemeinsamen Lösungen. Deshalb hört Papst Leo, parallel zum Schrei der Armen und der Schöpfung, auch „den Schrei einer verwundeten Stadt“: Das humane Gemeinwesen ist in Gefahr.

Das Allerwichtigste ist es deshalb, die Strukturen der Kommunikation wieder in die Hände der ganzen Menschheit zu legen: Kontrolle der Algorithmen, unabhängige Aufsicht, digitale Bildung für verantwortungsbewusste Teilhabe, klare Verantwortungsketten, Transparenz, eine gerechte Verteilung der Vor- und der Nachteile der neuen technischen Revolution, völkerrechtlich bindende Regeln. Das weltweite Miteinander darf nicht von einem „Turmbau zu Babel“ einiger weniger Tech-Giganten dominiert werden. Deshalb erkennt Papst Leo in der KI ein Schlüsselthema für die „Bewahrung des Menschen“ (so der Untertitel der Enzyklika), ohne die auch die Bewahrung der Schöpfung schlechte Karten hat.

Angesichts der realen Machtverhältnisse könnte man mutlos werden. Papst Leo hält es aber als Gemeinschaftswerk vieler Akteure für möglich und träumt ganz ohne Berührungängste von einem breiten Bündnis mit allen Menschen, zivilgesellschaftlichen Playern und öffentlichen Institutionen guten Willens: *Gemeinsam* (ein Lieblingswort der Enzyklika) kann der Maßstab der Menschlichkeit im technischen Fortschritt wieder groß gemacht werden – und so auch die Menschheit mit ihren neuen Möglichkeiten zu neuer Größe gelangen.

Leos Wille, die vielen kleinen, guten Kräfte, die eine gerechtere Welt aufbauen wollen, zu bündeln, ist so stark, dass er gravierende Auswirkungen auch im Kirchenbild auslöst: Die Kirche hat die Wahrheit nicht gepachtet, sondern teilt sie mit anderen. Sie entwickelt ihre (Sozial-) Lehre im Modus gemeinschaftlicher Entscheidungsfindung weiter – im Gang der Kirche mit der Menschheit durch die Geschichte.



In gemeinwohlorientierten Strukturen könnte uns dann vielleicht auch die Sorge um das gemeinsame Haus gelingen. Ein guter Plan ...

Findet

John Adam Bueckle

Inhaltsverzeichnis

	LAUDATO SI'	
4	Die Zukunft der Schöpfung im Blick Markus Vogt	
8	10 Jahre <i>Laudato si'</i>, 10 Jahre Paris Ottmar Edenhofer	
12	Stärken und Schwächen aus sozialetischer Sicht Marianne Heimbach-Steins	
16	<i>Laudato si'</i> aus völkerrechtlicher Perspektive Sabine Schlacke	
20	<i>Laudato si'</i> als Zäsur im Umweltwendejahr 2015 Martin Geilhufe	
24	Chancen und Widerstände der ökosozialen Impulse Andreas Batlogg	
28	Musik und Religion als Impuls für den gesellschaftlichen Wandel Joseph Bastian	

	GLAUBEN, DER FREI MACHT?	
32	„Freyheit“ mit y Britta Kägler	
36	Der Protestantismus als Wurzel des modernen Freiheitsdenkens Reiner Anselm	

	DAS MARKUSEVANGELIUM	
40	„Wer ist dieser?“ (Mk 4,41) Michael Tilly	
46	Narrative Traumabewältigung Sandra Huebenthal	
51	Abschied als Aufbruch Hans-Georg Gradl	



Bild: erstellt mithilfe von KI / Adobe firefly

Titelbild:
erstellt mithilfe von KI / Adobe firefly
Bearbeitung: Gunnar Floss

56 **IMMER NOCH UND IMMER WIEDER ANTISEMITISMUS**

Akademiegespräch der Bundeswehr



57 **POLITISCHE STRATEGIEN GEGEN DIE RADIKALE RECHTE**

Die Zeit der Frauen kann kommen
Sylvie Goulard



63 **EIN EUROPÄISCHES WUNDER?**

Die polnisch-deutschen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg
Robert Żurek



69 **Der Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe von 1965**

Bertram Meier



74 **PREIS FÜR JUNGE THEOLOGIE**

Personalisiert – Entpersonalisiert
Alexandra Kaiser-Duliba



80 **IM ORBIT DER LITERATUR**
Harald Lesch und Alexandra Gruber präsentieren das Buch *Umlaufbahnen*



81 **WERTORIENTIERTE ENTWICKLUNGSZUSAMMENARBEIT und wirtschaftliche Interessen**



82 **COMMUNITY**

88 **Impressum**

Programmorschau

Freitag, 18. September bis Samstag, 19. September

Der synodale Bischof

Tagung zum 30. Bischofsweihe-Jubiläum von Kardinal Reinhard Marx



Dienstag, 20. Oktober, 18.00 Uhr

Die Fürsten ergreifen das Szepter

Ein Ort der Kooperation:
Der Reichstag von Speyer 1526



Freitag, 20. November, 19.00 Uhr

Was ist Zeit?

Eine philosophisch-musikalische Annäherung



Zum Herausnehmen (Heftmitte):

PROGRAMMVORSCHAU September bis Dezember 2026

Zur debatte online

Abonnieren Sie die **Online-Ausgabe** der *debatte* über den Newsletter der Katholischen Akademie in Bayern! Bis zu 8.000 Leser:innen lesen die Zeitung bereits digital und bekommen die Ausgabe zu sehen, bevor die gedruckten Hefte in der Akademie und den Briefkästen liegen.



Franziskus' Erbe für die Schöpfung

Laudato si' und die ökologische Transformation

Vor zehn Jahren veröffentlichte Papst Franziskus die Enzyklika *Laudato si'* – ein Text, der weit über die Kirche hinaus Resonanz fand und bis heute als Kompass für eine sozial-ökologische Transformation gilt. Im Rahmen des Studientags *Franziskus' Erbe für die Schöpfung. Laudato si' und die ökologische Transformation* am 2. Oktober 2025 ging die Katholische Akademie in Bayern den Gedanken von Papst Franziskus nach

und einen Schritt weiter: Thematisiert wurden auch Fragen nach der Rolle der Kunst insbesondere der klassischen Musik bei der ökologischen Transformation und ob die christliche Ethik nach wie vor zu menschenzentriert ist. Neben Vorträgen und Podiumsgesprächen wurde es auch musikalisch mit dem Oratorium *Wir sind Erde*. Lesen Sie in diesem Dossier die umfangreiche schriftliche Dokumentation dieses Studientags.

Die Zukunft der Schöpfung im Blick

Einführung in die Tagung
von Markus Vogt

Aus sozialer Sicht ist die Enzyklika *Laudato si'* (LS) das zentrale Vermächtnis von Papst Franziskus. Er hat darin seine Hoffnung für eine gerechte und zukunftsfähige Welt zusammengefasst und die Katholische Soziallehre um die ökologische Dimension erweitert. Sie ist ein Manifest, ein ethischer Kompass und eine theologische Antwort auf die großen Herausforderungen unserer Zeit. Diese werden im Sinne der „integralen Ökologie“ systemisch zusammengedacht und als Bewährungsprobe für die christliche Heilsbotschaft verstanden. Durch die Enzyklika hat sich Franziskus als eine weltweit führende Stimme für die Einheit von Klimaschutz und Armutsbekämpfung etabliert.

In der langjährigen Geschichte der Katholischen Soziallehre wurde keine Enzyklika so intensiv medial rezipiert, wis-

senschaftlich diskutiert, interreligiös akzeptiert und politisch mit Entscheidungsprozessen der UNO verknüpft. Innerkirchlich kommt kaum eine Stellungnahme zu ökologischen Themen in den letzten zehn Jahren ohne einen Bezug zu *Laudato si'* aus.

Dennoch wurde die Enzyklika bisher nicht zum Katalysator für einen umfassenden ökosozialen Wandel. Politisch ist der hoffnungsvolle Pioniergeist des Jahres 2015 verfliegen. Wir erleben eine Rückkehr fossiler und nationalistischer Denkmuster. Zivilgesellschaftlich macht sich eine verzagte Transformationsmüdigkeit breit. Kirchlich gab es kaum institutionelle Konsequenzen, die dem revolutionären Anspruch des Textes entsprechen und mit der Aufbruchsbewegung der Entwicklungszusammenarbeit nach der Enzyklika *Populorum progressio* in den 1960er Jahren vergleichbar wären.

Franziskus arbeitet mit vier Maximen, die den Argumentationsgang von *Laudato si'* prägen: Das Ganze ist wichtiger als der Teil, die Einheit wichtiger als der Konflikt, die Zeit wichtiger als der Raum und die Wirklichkeit wichtiger als die Idee.



Prof. Dr. Markus Vogt, Professor für Christliche Sozialethik an der LMU München

Gerade deshalb ist die Botschaft der Enzyklika heute jedoch aktueller denn je: Sie ist keineswegs erledigt oder überholt, sondern bleibt ein noch einzulösendes Versprechen, dessen richtungsweisende Bedeutung angesichts der vielfachen Aufschübe nur noch stärker hervortritt. Der Text ist keineswegs naiv, er rechnet mit Handlungsblockaden durch Macht- und Interessenkonflikte sowie Mentalitäten der Verdrängung und so-

zialen Abschottung. Erstmals wird in einer Enzyklika das Thema Macht ausführlich reflektiert (gleich mit 67 Belegen). Dabei bleibt der Text jedoch nicht bei der Machtkritik stehen, sondern ist zugleich von einem Mikrooptimismus der Freude an der Schönheit der Schöpfung und einer ermutigenden Wertschätzung von all dem, was schon heute gelingt und was jeder Einzelne tun kann, geprägt. *Laudato si'* ist im Kern keine moralische Drohbotschaft, sondern eine Frohbotschaft, ein Evangelium der Schöpfung, eine Botschaft der Hoffnung in Krisenzeiten. Was brauchen wir heute angesichts der stillen Resignation so Vieler dringender?

Geistige Grundlagen der integralen Ökologie

Die Spiritualität der Verbundenheit mit der Schöpfung als Quelle von Freude und einer über das Menschliche hinausgehenden Solidarität prägt das Denken von Papst Franziskus. Es ist von seinem Namenspatron Franz von Assisi geprägt, dessen Sonnengesang nicht nur den Titel *Laudato si'* inspiriert hat, sondern den Grundduktus der ganzen Enzyklika: Lob und Dank für die Schönheit der Schöpfung stehen im Mittelpunkt, ohne deshalb die dunklen Seiten zu verdrängen (der Heilige aus Assisi nennt besonders Krankheit und Tod, der Papst die ökologischen Katastrophen). Gott selbst im Schrei der Schöpfung und im Schrei der Armen (vgl. bes. LS 49 [Textziffer in *Laudato si'*]) als „Zeichen der Zeit“ zu hören, ist der theologische Ausgangspunkt der Enzyklika. Ökosoziale Anwaltschaft ist für den Papst unmittelbare Glaubenspraxis, ein Ort der Gottesrede und unausweichliche Aufgabe der Kirche heute.

Die Spiritualität von Papst Franziskus ist nicht nur franziskanisch geprägt, sondern ebenso durch Referenzen auf Ignatius von Loyola und Romano Guardini. Der Jesuitenpapst leitet aus dieser Verknüpfung vier Maximen ab, die als eine Art Matrix seines Denkens in nahezu allen Lehrschreiben vorkommen und auch den Argumentationsgang von *Laudato si'* prägen: Das Ganze ist wichtiger als der Teil, die Einheit wichtiger als der Konflikt, die Zeit wichtiger als der Raum und die Wirklichkeit wichtiger als die Idee. Aus dieser „Fran-

ziskusformel“ (Erny Gillen) gehen die prägenden Grundoptionen der Enzyklika hervor (vgl. LS 110, 141, 178, 198, 201; zusammenhängend entfaltet Franziskus diese vier Maximen im Apostolischen Schreiben *Evangelii Gaudium*, Textziffern 221–237; im Hintergrund steht die Prägung seines Denkens durch Romano Guardini; vgl. Massimo Borghesi: *Papst Franziskus. Sein Denken, seine Theologie*, Freiburg 2020, 126–166):

- für ganzheitlich-systemisches Denken im Sinne integraler Ökologie,
- für Dialog als produktiven und einheitswahrenden Umgang mit Konflikten,
- für synodale Prozesse statt der machtzentrierten Ordnung räumlicher Strukturen,
- für eine sensible Wahrnehmung widersprüchlicher Realitäten statt des Vorrangs verallgemeinerbarer Theorien.

Wie in einem Brennglas lassen sich in diesen Maximen die Stärken und Schwächen des Pontifikats von Papst Franziskus erkennen.

Sprachlich unterscheidet sich die Enzyklika erheblich von allen vorherigen päpstlichen Rundschreiben: Ihr Stil ist der einer prophetischen Zuspitzung radikaler Kritik, nicht primär das Bemühen um eine ausgewogen-objektivierende Darstellung. Die Rolle von Märkten und technischen Innovationen wird kaum gewürdigt. Aber der Text legt den Finger in die Wunden der Zeit und vermag es, aufzurütteln. Das ist aus meiner Sicht vorrangig. Umso wichtiger ist es jedoch, dass er aus wissenschaftlicher Sicht flankiert, differenziert und weitergedacht wird, wie wir es bei dieser Tagung anstreben und wie es Aufgabe der Christlichen Sozialethik ist.

Eine Besonderheit von *Laudato si'* ist, dass Papst Franziskus ihren Ruf zur ökologischen Umkehr (vgl. LS 216–221) mit zahlreichen Fortschreibungen verknüpft hat:

- 2019 mit der Apostolischen Konstitution *Veritatis gaudium* zur weltweiten Neuordnung des Theologiestudiums, bei der die Ausbildung von Leaderships für eine kulturelle Revolution des Verständnisses von Entwicklung eine zentrale Rolle spielen solle.
- 2020 im nachsynodalen Schreiben *Querida Amazonia* (Geliebtes Amazonien), in dem der Schutz der Biodiversität des Amazonaswaldes als „grüne Lunge“ der Erde im Mittelpunkt steht, was im Kontext der Klimakonferenz in Brasilien im November sowie der scheinbar unaufhaltsam fortschreitenden Zerstörung des Regenwaldes dort hochaktuell war und ist.
- 2020 in der Enzyklika *Fratelli tutti*, in der die Politik der Abschottung als Bedrohung des Weltfriedens und kooperativer Schöpfungsverantwortung thematisiert wird. Der Zusammenhang von Ökologie und Frieden ist ein Schlüsselthema im Konziliaren Prozess seit den 1980er Jahren sowie der päpstlichen Friedensbotschaften von 1990, 2010 und 2020, das dringend in der wissenschaftlichen Forschung aufgegriffen werden sollte.

Sprachlich unterscheidet sich die Enzyklika erheblich von allen vorherigen: Ihr Stil ist der einer prophetischen Zuspitzung radikaler Kritik, nicht primär das Bemühen um eine ausgewogen-objektivierende Darstellung.



Links: Organisiert wurde der Studententag von Prof. Dr. Markus Vogt, LMU, (li.) und Studienleiter Dr. Martin Dabrowski, Katholische Akademie.
Rechts: Bischof Dr. Bohdan Dzyurakg CSsR, Rat der Europäischen Bischofskonferenzen, bei seiner Begrüßung.



- 2023 mit dem Apostolischen Schreiben *Laudate Deum* anlässlich der UN-Klimakonferenz in Dubai, in dem Papst Franziskus die Botschaft von *Laudato si'* angesichts der Analysen des Weltklimarates zum beschleunigten Umweltwandel wiederholt und zuspitzt, was in dieser Form ein Novum für die Katholische Soziallehre ist.

Die Enzyklika lebt von der besonderen Begabung des Papstes, den Kern der christlichen Botschaft auch für Nicht- und Anders-Glaubende verständlich zu machen, indem er sie mit existenziellen Kategorien wie Hoffnung, Demut, Würde und Gerechtigkeit sowie einem Ernstnehmen aktueller Forschungsergebnisse verknüpft. Auf der Grundlage dieser Dialogoffenheit hat sie auch in den Wissenschaften ein neues Bewusstsein für die Relevanz religiöser und ethischer Perspektiven geweckt.

Dennoch ist die Wirkung der Religionen in den Arenen der Politik hinsichtlich ökologischer Verantwortung derzeit zutiefst ambivalent: In der Gesamtbilanz werden all die Bemühungen der Gutwilligen zunichtegemacht durch die starke Unterstützung, die rechtspopulistische Klimaleugner vonseiten evangelikaler sowie katholisch-reaktionärer, vermeintlich besonders frommer Christen – keineswegs nur in den USA – haben. Es fehlt derzeit nicht primär an technischen Möglichkeiten, sondern am Willen zu Vernunft und Kooperation. Ein Hoffnungsanker ist, dass mit Papst Leo XIV. ein Nachfolger Petri gewählt wurde, der bereit ist, das sozialetische Erbe von Papst Franziskus fortzuführen – hartnäckig, klug abwägend und vorsichtig, aber mit einem Sinn für institutionelle Weichenstellungen.

Die Enzyklika lebt von der besonderen Begabung des Papstes, den Kern der christlichen Botschaft auch für Nicht- und Anders-Glaubende verständlich zu machen, indem er sie mit existenziellen Kategorien wie Hoffnung, Demut, Würde und Gerechtigkeit verknüpft.

Das Erbe von Franziskus weiterdenken

In seiner Botschaft zum Weltgebetsstag für die Bewahrung der Schöpfung *Samen des Friedens und der Hoffnung* (1.9.2025) übernimmt Papst Leo XIV. die Grundprinzipien der ganzheitlichen Ökologie aus *Laudato si'* und erweitert dieses Erbe um einen friedensethischen Fokus, was der Tatsache Rechnung trägt, dass die ökologische Zerstörung heute besonders durch Kriege beschleunigt wird. In der Enzyklika *Magnifica humanitas* (25.05.2026) greift Papst Leo XIV. den Begriff des „technokratischen Paradigmas“ intensiv auf und wendet ihn auf die Kritik digitaler Machtstrukturen an. Dadurch verlagert sich der Akzent von der Schöpfungstheologie zur Technikethik und Anthropologie. Da beide Themen in *Laudato si'* angelegt sind, jedoch im Kontext des digitalen Wandels eine neue Zuspitzung erfahren, ergänzen die Enzykliken einander auf glückliche Weise. Zugleich gewinnt die Reflexion zur Würde und Verletzlichkeit des Menschen im Zeitalter der Künstlichen Intelligenz in *Magnifica humanitas* sowie im Kontext der aktuellen Umbrüche eine ganz eigene Eindringlichkeit, die einen neuen Brennpunkt sozialetischer Reflexion darstellt und ein Jahrzehnt, in dem *Laudato si'* im Vordergrund stand, abschließt.

Vor diesem Hintergrund mag es hilfreich sein, daran zu erinnern, dass Umweltthemen in der Theologiegeschichte eine weit zurückreichende Tradition haben und die Kirchen auf beachtliche Pionierleistungen im Bereich von Schöpfungsspiritualität und Ökologie zurückblicken können, z. B.

- die tiefe Schöpfungsspiritualität bei Benedikt von Nursia, Franz von Assisi, Hildegard von Bingen und vielen anderen,
- die schöpfungstheologisch begründete Gemeinwohltheorie des Thomas von Aquin, die heute als Orientierung für den Umgang mit ökologischen Kollektivgütern wie Klima und Biodiversität neu entdeckt wird,
- das erste globale Programm für *Sustainability* durch den Weltrat der Kirchen (1974–1976) und die Mitprägung des UN-Konzepts von Nachhaltigkeit durch den Begriff der ganzheitlichen Entwicklung in der Enzyklika *Populorum progressio* (1967) und den ökosozialen Ansatz des Konziliaren Prozesses.

Auch neue Initiativen sind durchaus beachtenswert, z. B. das 2021 gegründete *Laudato si' Movement* als globales Netzwerk von über 900 katholischen Organisationen, das wesentlich von den Jesuiten getragene *Laudato si' Research Institute* an der Universität Oxford, die Zentren für Nachhaltigkeitsforschung an den Universitäten Münster, München und Notre Dame, die jeweils von der Theologie mitgetragen werden. Das von Papst Franziskus initiierte Projekt *Borgo Laudato si'*, das die Prinzipien der ganzheitlichen Ökologie modellhaft umsetzen soll, wird von seinem Nachfolger ausdrücklich als dessen Vermächtnis bezeichnet und gezielt gefördert.

Der Sammelband *Theology for Future*, der die 17 *Sustainable Development Goals* der UNO jeweils aus theologischer Perspektive interpretiert, formuliert selbstbewusst: „Als *global player* verfügen die Kirchen und die Institutionen von Religionen über nicht zu unterschätzende geistige, personelle und materielle Ressourcen, die auf dem Weg zu einer nachhaltigen Entwicklung einen gewichtigen Beitrag leisten können.“ (Thomas Laubach u. a. (Hg.): *Theology for Future*.

Die 17 Ziele der UN für nachhaltige Entwicklung, Freiburg 2024, 12) Dieser Beitrag besteht jedoch nicht primär in zusätzlichen Ressourcen für die Umsetzung, sondern in einer grundlegenden Perspektivenerweiterung: Ohne Bewusstsein dessen, was das technisch und politisch Machbare überschreitet und unverfügbar ist, droht der umfassende Anspruch des Nachhaltigkeitskonzepts in ein totalitäres Paradigma umzukippen (vgl. Markus Vogt: *Christliche Umweltethik*, Freiburg 2021, 482–534). Aufgrund der höchst fragilen Regeln der Akzeptanz in internationaler Diplomatie kann sich die UNO keine radikale Kritik an Korruption, Machtmissbrauch und Systemversagen leisten und spricht die Tiefendimension des nötigen kulturellen Wertewandels zugunsten von Genügsamkeit, Einfachheit und Solidarität nur am Rande an. Darin unterscheiden sich die *Sustainable Development Goals* der UNO von der Enzyklika, die unmissverständlich eine ökologische Umkehr einfordert. Diese ist jedoch unbequem, so dass die Enzyklika mehrheitlich (auch in der Kirche) als ein zwar auf-rüttelnder, aber für die Praxis sekundärer Text beiseitegeschoben wird. Soll Nachhaltigkeit mehr sein als ein grünes Mäntelchen für die Entwicklungsvorstellungen von gestern, müssen sich die unterschiedlichen Stimmen aus Wissenschaft, Politik und Gesellschaft wechselseitig ergänzen. Gerade aufgrund der Tatsache, dass die dafür nötigen Dialoge zwischen den Fachbereichen, Gesellschaftsgruppen und Nationen derzeit weltweit so massiv gestört sind, richten sich weit über den kirchlichen Rahmen hinaus in neuer Weise intensive Hoffnungen auf die Päpste als Anwälte des Gewissens, der Armen und der Natur.

Ökologischer Humanismus als Zukunftsaufgabe

Aufs Ganze gesehen ist die Katholische Kirche jedoch kein Pionier für Nachhaltigkeit, obwohl sie als eine auf Langfristigkeit und globale Solidarität ausgerichtete Gemeinschaft

dazu große Potenziale hätte. Durch „despotische Anthropozentrik“, wie es Papst Franziskus in *Laudato si'* nennt, wurde sie jedoch zur Impulsgeberin für die naturvergessene Zivilisation der westlichen Moderne. Damit hat sie die Grundlagen der biblischen Anthropologie, die den Menschen nicht nur als Ebenbild Gottes, sondern zugleich als Adam, also „Erdling“, sieht, verraten. Ökologisch gesehen ist die Kirche Teil des Problems. Gerade deshalb muss sie auch Teil der Lösung werden. Dazu gehört Demut. Die Enzyklika formuliert dazu programmatisch: „Wir vergessen, dass wir selber Erde sind.“ (LS 3). Eine Anthropologie, die die einzigartige Würde des Menschen nicht einebnert, aber ökologisch einbettet, ist der Schlüssel einer christlichen Umweltethik. Ich nenne dies „ökologischen Humanismus“.

Es fehlt derzeit nicht an ökologischem Wissen, technischen Möglichkeiten oder moralischen Appellen für eine Große Transformation, sondern an einem Mentalitätswandel hinsichtlich unserer Einstellung zur Natur. Es gilt, diese als integralen Teil unserer Vorstellungen von Glück, Freiheit, Wohlstand, Gerechtigkeit, Identität sowie Gottes- und Selbsterfahrung zu denken. Das ist religionsproduktiv, da es zutiefst mit der religiösen Grundfrage zu tun hat, was wirklich wichtig ist und Sinn vermittelt, diese jedoch in einen neuen Kontext stellt. Die christliche Hoffnung auf Erlösung ist keine Garantie für die Rettung der Welt ohne menschliches Zutun noch eine bloß jenseitsbezogene Vertröstung. Sie ist eine „Tat-Sache“, ein Handlungsauftrag, zum Schutz der Bewohnbarkeit der Erde im Anthropozän beizutragen. Das fast ergebnislose Ende der Klimakonferenz im brasilianischen Belém



Die Klimakonferenz in brasilianischen Belém (COP 30) blieb fast ergebnislos. Es bedarf neuer Motivation für die ökosozialen Themen.

Grafik: UNFCCC / Wikimedia Commons, Public Domain

(COP 30 im November 2025) hat gezeigt, dass die Motivation für ökosoziale Vernunft und Kooperationsfähigkeit einer tiefen Resignation sowie einem fragmentierten Machtstreben erlegen ist. Umso wichtiger ist die Suche nach Orientierung für eine verantwortungsbewusste Transformation.

Dabei kann Franziskus' Erbe für die Schöpfung auch nach über einem Jahrzehnt wegweisend sein. Allerdings nur dann, wenn der Text zugleich kritisch weitergedacht wird in Bezug auf die Nutzung von Marktkräften, ein differenziertes Verständnis politischer Steuerung, Chancen und Grenzen technischer Innovationen sowie umweltrechtlicher Leitplanken. Auch die Schöpfungstheologie bedarf einer systematischen Vertiefung, interkulturellen Weitung und kirchlichen Praxis, um ihren performativen, auf eine Haltung von Vertrauen und verantwortlicher Sorge zielenden Sinn glaubwürdig zu vermitteln. Das Erbe von Franziskus ist auch heute noch, mehr als zehn Jahre nach der Veröffentlichung von *Laudato si'* ein uneingelöstes, aber wegweisendes Versprechen. ■



Den Vortrag von Prof. Dr. Markus Vogt haben wir auch als Video dokumentiert. Über [diesen Link](#) gelangen Sie direkt zum Video in unserem YouTube-Videokanal. Sie finden das Video auch in der [Mediathek](#) unserer Website.

10 Jahre *Laudato si'*, 10 Jahre Paris

Zur Zukunft der globalen Gemeinschaftsgüter
von Ottmar Edenhofer

Mit dem Pariser Klimaabkommen einigte sich die Weltgemeinschaft 2015 Jahren auf ein völkerrechtlich verbindliches Ziel zur Bekämpfung des Klimawandels: Auf deutlich unter 2° C gegenüber dem vorindustriellen Niveau soll der Anstieg der globalen Mitteltemperatur begrenzt werden, wenn möglich sogar auf 1,5° C. Einige Monate vor der historischen Weltklimakonferenz veröffentlichte Papst Franziskus seine Enzyklika *Laudato si'* zu Klimawandel, Armut und Ungleichheit. Sein Appell zur „Sorge für das gemeinsame Haus“ gab der 21. *Conference of the Parties (COP21)* – der Klimakonferenz von Paris – entscheidenden Aufwind.

Bei den Klimaverhandlungen in den Jahren seit 2015 spielte der Vatikan nur noch eine marginale Rolle. Auch auf politischer Ebene ist die Euphorie seit 2015 verflogen, denn der Erfolg der Staatengemeinschaft bei der Umsetzung der Pariser Klimaziele ist überschaubar. Zwar haben insbe-



Prof. Dr. Ottmar Edenhofer, Direktor und Chef-Ökonom des Potsdamer Instituts für Klimaforschung

sondere die Mitgliedsstaaten der Europäischen Union mit dem *Green Deal* ein beachtliches Klimaschutzprogramm auf die Beine gestellt und ihre Emissionen so bereits um 37 % gegenüber 1990 gesenkt. Doch auf globaler Ebene sind die Emissionen in den letzten Jahren kontinuierlich weiter gestiegen. Auch die Finanztransfers der reichen Staaten an die ärmeren sind unzureichend. Auf der 29. Weltklimakonferenz einigte sich die Staatengemeinschaft auf ein neues Ziel für die internationale Klimafinanzierung: 300 Milliarden Dollar jährlich sollen unter Führung der Industrieländer bis 2035 für Klimaschutz und Klimaanpassung in Schwellen- und Entwicklungsländern mobilisiert werden. Ob und wann das in Baku beschlossene Ziel zur Klimafinanzierung erreicht wird, bleibt jedoch ungewiss. Und auch, in welchem Ausmaß es sich bei den Klimafinanzbeiträgen tatsächlich um zusätzliche Aufwendungen handeln wird. Bei der COP30 im brasilianischen Belém blieb die Klimafinanzierung wiederum ein Streitpunkt. Wengleich das Thema nicht oben auf der Verhandlungsagenda stand, beeinflusste es doch die Debatten und rückte ins Zentrum der Diskussion um Klimaanpassung. Derweil steigen die globalen Emissionen weiter. Im vergangenen Jahr erreichten die ausgestoßenen Treibhausgase einen neuen Höchststand.

Temperatur-Overshoot

Zehn Jahre nach der Verabschiedung des Pariser Klimaabkommens und der Veröffentlichung von *Laudato si'* ist die Sorge um das gemeinsame Haus also drängender denn je. Es zeichnet sich ab, dass die Welt das 1,5° C-Ziel überschreiten wird. Durch die Verzögerungen beim Klimaschutz in den vergangenen Jahrzehnten steu-

ern wir bereits unmittelbar auf ein Überschießen der globalen Temperatur, einen sogenannten *Overshoot*, zu. Die Abschlusserklärung der Weltklimakonferenz in Belém räumt die neue Realität eines Temperatur-*Overshoots* erstmalig ein. Um ihr zu begegnen, muss die Weltgemeinschaft ein tragbares Konzept für den Schutz der globalen Gemeinschaftsgüter entwickeln. Das heißt, sie muss den Umgang mit natürlichen Ressourcen wie der Atmosphäre regulieren, auf deren Gebrauch alle Menschen den gleichen Anspruch haben, die je-

Schon zu Beginn seines Pontifikates hat Papst Leo XIV. die Impulse seines Vorgängers aufgegriffen und gefragt, wie der reiche Norden seine ökologischen Schulden abbauen und zugleich den Entwicklungs- und Schwellenländern neue Perspektiven ermöglichen kann. Er fordert eine sozial-ökologische und global finanzierbare Wende.

doch ohne klare definierte Nutzungsrechte übernutzt zu werden drohen. *Laudato si'* hat dafür einen sozial-ethischen Kompass bereitgestellt. Schon zu Beginn seines Pontifikates hat Papst Leo XIV. die Impulse seines Vorgängers aufgegriffen und gefragt, wie der reiche Norden seine ökologischen Schulden abbauen und zugleich den Entwicklungs- und Schwellenländern neue Perspektiven ermöglichen kann. Er fordert eine sozial-ökologische und global finanzierbare Wende. Damit schlägt er ein neues Kapitel der katholischen Soziallehre auf und weist auf die entscheidenden Herausforderungen der internationa-

len Klimapolitik hin: die Schaffung reziproker Strukturen zur Ermöglichung von zwischenstaatlicher Kooperation und der Aufbau innovativer Finanzierungsinstrumente.

Klimapolitik und globale Gerechtigkeit

Zur Begrenzung der Erderwärmung darf der Großteil der fossilen Ressourcen nicht verbrannt und muss de facto im Boden versiegelt werden. Denn die Atmosphäre kann nur noch eine sehr begrenzte Menge an Emissionen aufnehmen, bevor die mit dem Klimaabkommen von Paris festgelegten Temperaturgrenzen überschritten werden. Dieses zum aktuellen Zeitpunkt verfügbare sogenannte Kohlenstoffbudget – die verbleibende Aufnahmekapazität der Atmosphäre für Kohlenstoff – zur Einhaltung des 1,5° C-Ziels ist

nahezu aufgebraucht. Je mehr fossile Brennstoffe nun verbrannt werden, desto weiter wird die globale Erderwärmung diese Grenze übersteigen und desto schwieriger wird es, die Temperaturen langfristig durch die aktive Entnahme von CO₂ aus der Atmosphäre wieder abzusenken. Die Pariser Klimaziele bedeuten also faktisch auch eine Entwertung der Vermögen der Besitzer von Kohle, Öl und Gas. *Laudato si'* legitimiert einen solchen Eingriff in die staatlichen und privaten Eigentumsrechte (LS 23, bes. 93–95), wenn das Gemeinwohl dies erfordert. Denn in der Tradition der Katholischen Soziallehre stellt die Enzyklika die „allgemeine Bestimmung der Erdengüter“ über das Recht auf Privateigentum (vgl. LS 93). Allerdings beantwortet die Enzyklika nicht, wie der in der Atmosphäre verbleibende Deponieraum aufgeteilt werden soll. Verschiedene Fairness-Prinzipien wie z. B. eine gleichmäßige Aufteilung des verblei-

benden CO₂-Budgets pro Kopf sind denkbar. Doch egal welches Kriterium man ansetzt: Die EU hat ihren „gerechten Anteil“ längst aufgebraucht. Zu diesem Ergebnis kommt der Europäische Wissenschaftliche Beirat für Klimawandel (*European Scientific Advisory Board on Climate Change*, ESABCC) in seinem Bericht zur Festlegung des EU-Klimaziels für das Jahr 2040. Damit stellt sich die Frage, wie internationale Vereinbarungen in der Klimapolitik über-

gleichermaßen einen Anreiz, auszusichern. Antizipieren dies alle Staaten, bedeutet das in der Konsequenz das Scheitern der internationalen Vereinbarungen. Daraus folgt das Paradox der internationalen Klimaverhandlungen: Je notwendiger internationale Abkommen sind und je höher die Gewinne aus der Kooperation, desto größer sind auch die Gewinne des Trittbrettfahrens und desto unwahrscheinlicher ist das Zustandekommen von Vereinbarungen.

Das Pariser Klimaabkommen konnte das Trittbrettfahrer-Problem nicht lösen, da es auf freiwilligen Selbstverpflichtungen der Staaten beruht. Auch zehn Jahre nach Paris hat die internationale Klimapolitik noch keinen Ausweg aus dem Kooperationsdilemma gefunden.

Doch eigentlich ist Kooperation im Eigeninteresse der Staaten. Insbesondere die Länder mit großen Wirtschaften, die

in Summe mehr fossile Brennstoffe importieren als exportieren, profitieren von einer solchen Kooperation – und ziehen auch direkten Nutzen aus der Finanzierung von Emissionseinsparungen in Ländern des Globalen Südens. Erstens helfen Klimainvestitionen, wo immer sie auch getätigt werden, gegen die eskalierenden ökonomischen Klimaschäden im eigenen Land, denn der Treibhauseffekt macht nicht an Grenzen halt. Während der



Zur gleichen Zeit als Papst Franziskus seine Enzyklika *Laudato si'* veröffentlichte, fand die Conference of Parties in Paris statt, deren Ergebnis das Pariser Klimaabkommen ist – zwei wichtige Dokumente zum Schutz der globalen Gemeinschaftsgüter.

haupt gelingen können. Der ESABCC schlägt vor, die EU solle zusätzlich zu ihren heimischen Klimazielen Maßnahmen in Drittstaaten finanzieren – vor allem den Aufbau von permanenten Kohlenstoffsinken.

Das Kooperationsdilemma der Klimapolitik

Auf den globalen Klimakonferenzen ist die Abkehr von den fossilen Brennstoffen der zentrale Streitpunkt. Bei der COP30 gelang es nicht, einen gemeinsamen Beschluss zum Umgang mit Kohle, Öl und Gas zu fassen. Das macht einmal mehr deutlich, dass die internationalen Klimaverhandlungen in einer Sackgasse stecken. Das Kernproblem besteht darin, dass kein einzelner Staat allein den Klimawandel abwehren kann. Internationale Vereinbarungen sind jedoch durch Trittbrettfahrerverhalten bedroht. Wenn alle Staaten sich an Vereinbarungen halten, hat jeder

Je notwendiger internationale Abkommen sind und je höher die Gewinne aus der Kooperation, desto größer sind auch die Gewinne des Trittbrettfahrens und desto unwahrscheinlicher ist das Zustandekommen von Vereinbarungen.



Im Anschluss an die ersten beiden Vorträge von Prof. Dr. Edenhofer (2. v. li.) und Prof. Dr. Marianne Heimbach-Steins (2. v. re.) gab es eine Podiumsdiskussion mit Dr. Matthias Belafi, Leiter des katholischen Büro Bayern (li.), Prof. Dr. Markus Vogt von der LMU (Mi.) und Pirmin Spiegel, ehem. Hauptgeschäftsführer Misereor (re.).

Klimawandel viele tropische Länder im Globalen Süden besonders hart trifft, verzeichnen gerade große Volkswirtschaften in absoluten Zahlen hohe Verluste durch Klimafolgen. Zweitens birgt eine globale Umstellung auf fossilfreie Technologien großes Potenzial für Innovationen und Wachstum der heimischen Wirtschaft. Und drittens kann eine Verschiebung der globalen Kräfteverhältnisse, weg von der Abhängigkeit von Öl exportierenden Ländern, die nationale Souveränität und Sicherheit im Bereich der Energieversorgung stärken.

Kooperation, Anreize und Finanzierung

Entscheidend für eine Verbesserung der Kooperation sind Politikinstrumente, die Reziprozität zwischen Staaten schaffen und direkte Anreize für Klimapolitik setzen. Aus wissenschaftlicher Sicht gibt es zwei vielversprechende Möglichkeiten, die zwischenstaatliche Kooperation zu verbessern. Zum einen kann eine Koalition ambitionierter Staaten Klimazölle gegen Länder verhängen, die sich nicht oder nur unzureichend am Klimaschutz beteiligen. Zum anderen könnte sie den Klimaschutz in Drittstaaten durch einen internationalen Finanzausgleich unterstützen. Ein solcher Fonds wäre im Eigeninteresse aller Staaten, weil damit das Trittbrettfahren eingedämmt wird und die Schäden des Klimawandels begrenzt werden.

Klimazölle werden bereits erfolgreich von der EU erprobt. Durch den sogenannten *Carbon Border Adjustment Mechanism* (CBAM) wird beim Import CO₂-intensiver Güter künftig eine Abgabe erhoben, wenn die Produkte aus einem Land ohne äquivalenten CO₂-Preis stammen. Das schafft gleiche Wettbewerbsbedingungen und schützt europäische Unternehmen so vor Ab-

Ein zentraler Hebel für mehr Kooperation ist ein internationaler Finanzausgleich. Statt globaler Fonds könnten Staatenkoalitionen fossile Importe besteuern und so Mittel für Klimaschutz in ärmeren Ländern generieren.

wanderungsdruck. Außerdem ist der CBAM für die Handelspartner der EU ein Anreiz, ebenfalls einen CO₂-Preis einzuführen, um damit selbst die Einnahmen abzuschöpfen, die sonst der EU zufallen. Modellrechnungen zeigen, dass eine Klima-Koalition mit CBAM – verglichen mit einem Alleingang der Europäischen Union – die globalen Emissionen um ein Vielfaches senken könnte, selbst wenn die USA nicht mitziehen. Und

die Realität scheint die Modellrechnungen zu bestätigen: Bereits die Ankündigung des EU-Grenzausgleichs hat Brasilien, Indien und die Türkei dazu veranlasst, die Einführung nationaler CO₂-Preise im Einklang mit den EU-Vorgaben vorzubereiten. Der CBAM hat also das Potenzial, das Paradox der internationalen Klimaverhandlungen zumindest schrittweise durch den Zusammenschluss einiger ambitionierter Staaten aufzulösen.

Ein zweites wesentliches Element zur Stabilisierung der internationalen Kooperation ist ein internationaler Länderfinanzausgleich. Ein Fonds, an dem sich alle Staaten beteiligen, hat sich jedoch in der Vergangenheit als Herausforderung erwiesen. Es braucht also kurzfristige Lösungen, die auch von einer kleineren Länder-Koalition umgesetzt werden können. Einem Vorschlag des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung zufolge könnte sich eine Koalition ambitionierter Staaten dazu verpflichten, ihre Öl- und Gasimporte mit einer Abgabe zu belegen. Erhebt z. B. die EU eine Abgabe auf fossile Importe, generiert sie damit Einnahmen. Diese können für die Finanzierung von Klimaschutz in Drittstaaten verwendet werden. Fließen die Einnahmen beispielsweise in einen Fonds zur Reduktion der Nachfrage nach fossilen Brennstoffen – einen sogenannten *Jurisdictional Reward Fund* – hat dies direkte, messbare Nutzen für das Klima. Gleichzeitig würde die Steuer für

Papst Leo XIV. versteht Soziallehre als Suche nach Lösungen in Krisen. Klimakoalitionen könnten Kooperation stärken, Emissionen im Süden senken und ökologische wie finanzielle Gerechtigkeit verbinden.

Konsumentinnen und Konsumenten in der EU de facto keine Mehrbelastung bedeuten, denn durch die Senkung der fossilen Nachfrage fallen die Weltmarktpreise. Zwar besteht die Gefahr, dass sinkende Weltmarktpreise die Nachfrage in anderen Ländern so lange steigern, bis sich ein neues Gleichgewicht für fossile Energieträger auf den globalen Märkten einstellt. Dieser *Carbon-Leakage*-Effekt schwächt die Wirkung rückläufiger Nachfrage ab, verkehrt sie aber unter realistischen Annahmen nicht in das Gegenteil. Denn die Exporteure von Öl und Gas schränken ihr Angebot ein, um die Weltmarktpreise nicht noch weiter zu drücken und damit wegen der gesunkenen Nachfrage weitere Einnahmenverluste zu verhindern. Die Reduktion der Öl- und Gasimporte hat außerdem noch einen weiteren Vorteil: Da ein großer Teil der globalen Öl- und Gasmengen von Russland exportiert wird, mindert die Klimapolitik der EU auch geopolitische Risiken. Wenn nämlich durch die Verminderung der Öl- und Gasimporte die Marktpreise sinken, schränkt dies Russlands finanziellen Spielraum für die Aufrüstung und den Krieg in der Ukraine ein. Alleine aus sicherheitspolitischer Sicht ist die Reduzierung dieser fossilen Importe also im Interesse Europas, und auch Länder des Globalen Südens können von den niedrigen Weltmarktpreisen profitieren. Als Nettoimporteur mit einer großen Volkswirtschaft hätte China ebenfalls ein Eigeninteresse daran, sich einer solchen Steuer-Koalition anzuschließen. Träte China der Koalition bei, würde das den *Carbon-Leakage*-Effekt stark vermindern und so den klimapolitischen Erfolg der Koalition deutlich steigern. Erste Rechnungen zeigen, dass bei ei-

ner zusätzlichen Besteuerung der Öl- und Gasimporte in der EU und in China in Höhe von umgerechnet 6 Dollar pro Tonne CO₂ etwa 0,3 % der weltweiten Emissionen vermieden und jährlich rund 25 Milliarden Dollar mobilisiert werden können; durch eine Ausweitung der Bepreisung auf die Kohle könnten zusätzlich 41 Milliarden Dollar aufgebracht und 2,3 % der weltweiten Emissionen vermieden werden.

Zusätzlich zur Emissionsvermeidung könnten auch andere öffentliche Güter wie etwa der Schutz der Biodiversität und die Finanzierung von Kohlenstoffsenken über eine ähnliche Steuerkoalition finanziert werden. Als Einnahmequelle dafür käme die Bepreisung des internationalen Flugverkehrs infrage. Wenn neben der Klimafinanzierung weitere öffentliche Güter mit den Einnahmen aus der Besteuerung von Flügen finanziert werden können, besteht auch für jene Staaten ein Anreiz, sich der Koalition anzuschließen, die internationale Klimaverhandlungen bisher eher gebremst haben. Die beteiligten Geberländer würden dabei selbst bestimmen, in welche öffentlichen Güter sie investieren wollen. Ausgezahlt würden die Gelder an Länder z. B. für erfolgreiche Emissionsminderungen. Die Auszahlung der Fondsmittel sollte dabei direkt an den Klimafortschritt einer Regie-



Für den Mit-Veranstalter *Stiftung kulturelle Erneuerung* begrüßte Stefanie Wahl die Gäste.

rung gekoppelt sein – beispielsweise an die Einführung eines CO₂-Preises in einer bestimmten Höhe. So könnte sichergestellt werden, dass *Jurisdictional Reward Funds* zur internationalen Klimafinanzierung tatsächlich zu mehr Klimaschutz führen. Im Gegensatz dazu verdrängen viele international finanzierte Entwicklungsprojekte heimische Projekte und entfalten damit keine zusätzliche Wirkung.

Papst Leo XIV. hat bereits angedeutet, wie er die Zukunft der kirchli-

Zum Artikel

Dieser Artikel basiert auf einem Vortrag vor der Katholischen Akademie am 02.10.2025 und auf der Veröffentlichung: Edenhofer und Kilimann (2025), *Zehn Jahre Laudato si', Papst Leo XIV. und das Dilemma der internationalen Klimapolitik – Zur Zukunft der globalen Gemeinschaftsgüter*, in: *Stimmen der Zeit*, Heft 9, September 2025. ■

chen Soziallehre sieht: als Suche nach gangbaren Lösungen in einer krisengeschüttelten Zeit. Die Formation einer Klimakoalition zur Finanzierung von Emissionsreduktionen im Globalen Süden trägt dieser Forderung Rechnung. Sie würde das Kooperationsproblem der internationalen Klimapolitik durch reziproke Strukturen und direkte Nutzen für die beteiligten Staaten auflösen. Und sie käme der Forderung von Papst Leo XIV. nach, die ökologische Entschuldung der Industrieländer und die finanzielle Entschuldung der Entwicklungsländer als zwei Seiten einer Medaille zu betrachten. Ein solcher Mechanismus zur internationalen Klimafinanzierung würde so internationale Gerechtigkeit im Sinne der katholischen Soziallehre stärken und gleichzeitig einen echten Beitrag zum Schutz der globalen Gemeinschaftsgüter leisten. ■



Den Vortrag von Prof. Dr. Ottmar Edenhofer haben wir auch als Video dokumentiert. Über [diesen Link](#) gelangen Sie direkt zum Video in unserem YouTube-Videokanal. Sie finden das Video auch in der [Mediathek](#) unserer Website.

Stärken und Schwächen der Enzyklika *Laudato si'* aus sozialetischer Sicht

von Marianne Heimbach-Steins

Das Thema, das mir für meinen Beitrag vorgegeben wurde, verstehe ich als Auftrag, die Enzyklika *Laudato si'* einer sozialetischen Relecture zu unterziehen. Über eine historische Würdigung hinaus geht es darum, die ethische Aussage- und Orientierungskraft dieses herausragenden Dokuments der päpstlichen Sozialverkündigung in der gegenwärtigen Weltlage zu prüfen und nach seinem unerledigten sozialetischen Provokationspotential zu fragen. Mit dem zeitlichen Abstand seit dem Erscheinen im Jahr 2015 hat sich die Rezeptionssituation verändert:

(1) Multiple globale Krisen haben die politischen Prioritäten erheblich verschoben. Den Symptomen der sich verschärfenden öko-sozialen Krise stehen gravierende geopolitische Machtverschiebungen, Kriege und ideologische Verwerfungen gegenüber. Klima- und Ökologiepolitik sind weltweit unter Druck geraten. Die Frage nach konstruktiven, sozial-ökologischen Gegenkräften ist noch drängender geworden. Sie betrifft auch die Rolle der Religionen.

(2) Mit dem Tod von Papst Franziskus am 21. April 2025 ist dessen Œuvre abgeschlossen; *Laudato si'* wird heute im Zusammenhang aller Dokumente des Pontifikats gelesen.

(3) Die Enzyklika, erst recht in diesem größeren Rezeptionsrahmen, stellt der Sozialetik Aufgaben, aus denen sich eine anspruchsvolle Agenda für die Zukunft ableiten lässt.

Im Folgenden werde ich zunächst ethische Kernbotschaften und Transformationspotentiale der Enzyklika in Erinnerung rufen. Anschließend greife ich exemplarisch zwei Aspekte heraus, die den epochalen Beitrag von *Laudato si'* zur kirchlichen Sozialverkündigung markieren, und greife vor diesem Hintergrund Anfragen an die Enzyklika aus der sozialetischen Diskussion auf. Abschließend formuliere ich einige Thesen zur Bedeutung von *Laudato si'* als Referenztext für eine Geosozialetik des 21. Jahrhunderts.

Kernbotschaften und Potentiale der Enzyklika

Als erstes päpstliches Lehrschreiben überhaupt hat *Laudato si'* die Ökologiefrage zum Kernthema kirchlicher Sozialverkündigung gemacht. Die Enzyklika leistet damit nicht weniger als eine ökologische Reformulierung der globalen sozialen Frage und transformiert diese zur *geosozialen Frage* als zentralem Thema des 21. Jahrhunderts.



Prof. Dr. Marianne Heimbach-Steins,
Institut für Christliche Sozialwissenschaft,
Universität Münster

Ausgehend von einer wissenschaftlich fundierten Analyse der Klima- und Biodiversitätskrise reflektiert sie die theologisch-ethische Reichweite ökologischer Verantwortung und setzt unter dem Vorzeichen der *Mitgeschöpflichkeit* Impulse für einen Wandel von Lebensstil und Politik. Programmatisch verbindet sie Sozial- und Ökologiekritik und verwarft sich entschieden gegen jede Trennung von sozialer und ökologischer Frage. Ungerechtigkeiten und Machtasymmetrien im gesellschaftlichen Zusammenleben wie im Umgang mit nicht-menschlichen Wesen und der Natur prangert sie mit gleicher Dringlichkeit an.

Franziskus kritisiert insbesondere die Übernutzung der Güter im globalen Norden und nennt dies eine wirkliche „ökologische Schuld“ (LS 51). Die Verursacher und Profiteure eines

ressourcenintensiven Lebensstils haben dessen Folgen für Menschheit und Ökologie im Interesse ihrer eigenen Lebensqualität viel zu lange ignoriert. Die Vorteile für Wenige sind längst zur existentiellen Bedrohung der sozialen und ökologischen Lebensgrundlagen weltweit geworden.

Im Sinne der Hermeneutik der „Zeichen der Zeit“ analysiert *Laudato si'* die Verflechtung von ökologischer und sozialer Krise (LS 17–61) und fordert alle Handlungs- und Verantwortungsfähigen zu einem umfassenden Dialog auf, der einer echten „ökologischen Umkehr“ den Weg bahnen soll (LS 216–221). Franziskus zielt auf ein alternatives, solidarisches Gesellschaftsmodell, das ökologischen und sozialen Anforderungen genügt. Dem technokratischen, sozial und ökologisch unverantwortlichen Umgang mit dem „gemeinsamen Haus“ stellt die Enzyklika die Leitidee einer *ganzheitlichen Ökologie* gegenüber (LS 137–162).

Sie erweitert die klassische Trias nachhaltiger Entwicklung – Umwelt, Wirtschaft, Soziales – um kulturelle Aspekte: Eine Kulturökologie ist kontextsensibel zu entwickeln; sie muss lokale (z. B. indigene) Akteure beteiligen und deren Lebenswirklichkeiten (z. B. den Umgang mit dem Boden) berücksichtigen. Mit Blick auf städtische Sozialräume und öffentliche Infrastruktur versteht Franziskus Humanökologie als kontextuelles Kriterium von Lebensqualität. Das Programm universaler Geschwisterlichkeit, das die Enzyklika *Fratelli tutti* (2020) ausformuliert, zeichnet sich hier schon ab.

Zwei Fragen, die Papst Franziskus an „jeden Menschen [...], der auf diesem Planeten wohnt“ (LS 3) richtet, bündeln die Leitperspektive der Enzyklika: Die erste betrifft

das Zusammenleben mit allen Geschöpfen – wie können und wie wollen wir die Erde, unser gemeinsames Haus, bewohnen? Die zweite kehrt die Perspektive um – „Wozu braucht uns diese Erde?“ (LS 160) – und macht die Erde selbst zum Subjekt und überschreitet die Grenzen einer rein anthropozentrischen Schöpfungstheologie und Ethik. Eben dies kennzeichnet *Laudato si'* als Meilenstein der katholischen Soziallehre.

***Laudato si'* als Programmtext einer globalen Transformationsethik**

Der Untertitel der Enzyklika bringt diese Programmatik zum Ausdruck: Im „gemeinsamen Haus“ steht der Mensch nicht der Schöpfung gegenüber, sondern ist Mitgeschöpf unter Mitgeschöpfen. Und dieses gemeinsame Haus, die Ökologie, bildet den Gegenstand der Sorge. Beide Aspekte erweitern die sozialkatholische Tradition deutlich.

Überwindung einer anthropozentrischen Ethik

Laudato si' zielt darauf, das instrumentelle Naturverständnis der Moderne zu überwinden und unser Weltverhältnis ethisch neu auszurichten. An die Stelle eines hierarchischen Gegenübers von Mensch und Natur tritt die Einsicht, dass „alles miteinander verbunden“ (LS 11 u. ö.) und die menschliche Existenz Teil alles Lebendigen ist. Franziskus weist ausdrücklich eine Lesart des biblischen Schöpfungsmythos als religiöse Legitimation wirtschaftlich interessierter Naturausbeutung zurück. Gen 1 müsse mit einer „geeigneten Hermeneutik“ im gesamtbiblischen Sinnzusammenhang gelesen werden (LS 67). Gerade weil alles Lebendige miteinander verbunden ist, bleibt der Mensch als Mitgeschöpf zu treuhänderischer Sorge verpflichtet. Er ist nicht nur anderen Menschen und Gott, sondern auch allen Mitgeschöpfen verantwortlich.

Diese Sichtweise erschließt Franziskus auch mit spirituellen Ressourcen sowohl aus der christlichen Tradition, besonders der franziskanischen Schöpfungsspiritualität, als auch aus der andinen Weisheitstradition: Beide verbindet das Narrativ der „Mutter Erde“ (LS 1–2; 92). *Laudato si'* führt es zusammen mit dem christlichen Motiv der Menschheitsfamilie, das zur universalen Schöpfungsfamilie (vgl. LS 89) erweitert wird.

Franziskus beschreibt „unsere Schwester, Mutter Erde“ (LS 1) als Verletzte, die unter der Gewalt des Menschen leidet. „Darum befindet sich unter den am meisten verwahten und misshandelten Armen diese unsere unterdrückte und verwüstete Erde, die ‚seufzt und in Geburtswehen liegt‘ (Röm 8,22). Wir vergessen, dass wir selber Erde sind (vgl. Gen 2,7).“ (LS 2) Dem Zugriff auf die Erde als Objekt menschlicher Nutzung stellt die Enzyklika den empathischen Blick auf die Mutter Erde als Subjekt, das durch den „erdvergessenen Menschen“ verletzt ist, gegenüber.

Vom globalen Gemeinwohl zu den globalen Gemeingütern

Zugleich stellt *Laudato si'* die Sorge um die gemeinsamen Güter ins Zentrum. Der lateinische Text spricht nicht vom *bonum commune*, sondern von *bona communia*, also ge-



Foto: viktundvisuals/unsplash.com

Papst Franziskus macht in der Enzyklika *Laudato si'* deutlich, dass der Mensch als Teil der Schöpfung die Erde bewirtschaften, aber nicht ausbeuten darf.

meinsamen Gütern, und bezeichnet so auch die gefährdeten ökologischen Güter. Die Enzyklika kritisiert die zerstörerischen Folgen des menschengemachten Klimawandels – Erderwärmung, Wasserknappheit, Artenverlust. Überproportional davon betroffen sind die Armen und diejenigen, die ihre ausgezehnte Heimat verlassen müssen.

Franziskus nennt als Ursachen ungerechte Wirtschaftsweisen, extreme Eigentums- und Machtasymmetrien sowie das „technokratische Paradigma“ (LS 106–114) und betont die besondere Verantwortung und die „ökologische Schuld“ (LS 51) der Wohlstandsländer des globalen Nordens: Ihre Wirtschaftsweise geht auf Kosten der heutigen Armen und der kommenden Generationen. Demgegenüber propagiert *Laudato si'* eine Sozialwirtschaft. Sie soll sich am Leitbild nachhaltiger Entwicklung orientieren und Humanität und konkrete Freiheit für alle Menschen ermöglichen. Dazu müssen der Primat der Politik und eine politische Steuerung der global verflochtenen wirtschaftlichen Prozesse unter der regulativen Idee des Gemeinwohls gesichert werden.

Franziskus weist ausdrücklich eine Lesart des biblischen Schöpfungsmythos als religiöse Legitimation wirtschaftlich interessierter Naturausbeutung zurück. Gen 1 muss mit einer „geeigneten Hermeneutik“ im gesamtbiblischen Sinnzusammenhang gelesen werden (LS 67).

Franziskus denkt die institutionelle Steuerung horizontal und polyzentrisch; dafür stehen die programmatische Metapher des Polyeders (EG 236) und die prinzipielle Vorordnung der Zeit (Prozessualität) über den Raum (das Definitorische, Besitzanspruch). Konkretisiert werden diese Präferenzen in dem starken Plädoyer für einen Multi-Stakeholder-Dialog zur Verwirklichung einer ganzheitlichen Ökologie.

Franziskus erweitert das traditionelle Gemeinwohlverständnis der Katholischen Soziallehre, indem er es mit der schöpfungstheologisch begründeten Leitidee der Gemeinwidmung der Erdengüter verbindet. Schutz der Meere, Klimaschutz und Ausrottung der Armut gelten als „bona communia“, als „globale Güter“ bzw. *global commons* (vgl. LS 174–175) und damit als Gegenstand globaler Gemeinwohlverantwortung. Das globale Gemeinwohl wird zu einem Suchbegriff, um den Primat des Politischen zurückzugewinnen und Stabilität und langfristige Bewohnbarkeit des „gemeinsamen Hauses“ zu sichern.

Anfragen an die Enzyklika

Die insgesamt sehr positive Rezeption von *Laudato si'* war von Beginn an auch von kritischen Anfragen begleitet: Die Klage über eine „katholische Verspätung“ in der Gewichtung der Ökologiefrage kritisiert dabei weniger die Enzyklika als die Tatsache, dass die kirchliche Sozialverkündigung so lange gezögert hat, die sozial-ökologische Frage auszuformulieren. Manche halten den sachlichen Innovationsgehalt gegenüber säkularen Umweltdebatten oder der Postwachstumsbewegung für begrenzt, während andere Stimmen bestimmte Positionierungen des Papstes als zu pessimistisch oder zu pauschal kritisieren.

Kritik entzündete sich auch an der für Franziskus typischen metaphorischen Sprache, die berühren und verstören kann. Dabei ist zu bedenken, dass der prophetische Gestus seiner Sozialverkündigung, die teils überscharfe Krisendiagnose dazu dient, die Gegenwart als Situation der Entscheidung sichtbar zu machen und den Kairos der Veränderung nicht zu verpassen.



Franziskus erweitert das traditionelle Gemeinwohlverständnis der Katholischen Soziallehre, indem er es mit der Gemeinwidmung der Erdengüter verbindet. So gilt beispielsweise der Schutz der Meere als „globales Gut“ und damit als Gegenstand globaler Gemeinwohlverantwortung.

Die sozialökologischen Argumentations-, Motivations- und Orientierungspotentiale, über die der christliche Glaube und religiöse Weltdeutungen insgesamt verfügen, entschieden zu nutzen und öffentlich geltend zu machen, ist heute dringender denn je.

Schließlich wurde (v. a. in den USA) Kritik aus Kreisen des rechten Katholizismus laut, die dem anthropogenen Klimawandel grundsätzlich skeptisch oder ablehnend gegenüberstehen, und Papst Franziskus generell skeptisch bis ablehnend begegnen. Solche Kritik wird weder dem wissenschaftlichen Fundament noch dem ethischen Anliegen der Enzyklika gerecht. Das weltpolitische Gewicht, das einem u. a. durch die Leugnung des anthropogenen Klimawandels charakterisierten Politikstil inzwischen zukommt, unterstreicht umso mehr die Bedeutung, die der Enzyklika heute zukommt. Die sozialökologischen Argumentations-, Motivations- und Orientierungspotentiale, über die der christliche Glaube und religiöse Weltdeutungen insgesamt verfügen, entschieden zu nutzen und öffentlich geltend zu machen, ist heute dringender denn je.

Laudato si' als Referenztext einer Geosozialethik

Einige Impulse der Enzyklika für sozialetische Forschung und gesellschaftliche Praxis möchte ich abschließend in sechs Thesen bündeln.

(1) Im Kontext der katholischen Sozialtradition ist *Laudato si'* innovativ, insofern sie die soziale Frage als globale sozial-ökologische bzw. als geosoziale Frage reformuliert. Die Enzyklika eröffnet damit ein neues Kapitel der katholischen Soziallehre und stellt der wissenschaftlichen Sozialethik die Aufgabe, ethische Konsequenzen dieser Neudimensionierung im Gespräch mit Natur-, Sozial- und Kulturwissenschaften auszuarbeiten.

(2) Die Neudimensionierung der sozialen Frage in *Laudato si'* beruht auf einer grundlegend veränderten Sicht auf den Menschen als Mitgeschöpf und Teil der Schöpfungsfamilie, die der Erde den Status eines leidenden Geschöpfes (zurück-) gibt. Diese Wendung fordert die Sozialethik heraus, den Diskurs über menschliche Verantwortung für das gemeinsame Haus neu mit der Frage nach dem Status aller Mitgeschöpfe zu verknüpfen. Den Subjektcharakter der Erde, die Dignität aller Geschöpfe und die Schutzansprüche/Rechte der Natur gegenüber dem Menschen anzuerkennen, verlangt einen Paradigmenwechsel gegenüber der überlieferten anthropozentrischen Schöpfungstheologie und theologischen Anthropologie.



Die Pausen boten den Referierenden und Teilnehmenden Gelegenheit ins Gespräch zu kommen – wie hier Prof. Dr. Marianne Heimbach-Steins (re.) mit einer Teilnehmerin.

Die Sozialethik muss eine auf dem Personalitätsprinzip gründende Anthropologie so reformulieren, dass die inhärente Anthropozentrik überwunden und gleichzeitig die unaufgebbare Verantwortung für die Schutzansprüche aller Geschöpfe und der Erde als solcher gestärkt wird.

(3) *Laudato si'* nimmt ernst, dass Menschen wie alle Tiere Güter der Schöpfung zu ihrem Unterhalt nutzen (müssen). In-

novativ verknüpft der Text das (globale) Gemeinwohl als Zielkategorie des Politischen mit den gemeinsamen (globalen) Gütern als Schutzgegenstand einer globalen ökologisch-sozialen Politik. Die Enzyklika empfiehlt einen Denkansatz, der einen sozialwirtschaftlichen Umgang mit natürlichen Ressourcen auf lokaler wie globaler Ebene fokussiert. Die sozialethische Debatte um das Gemeinwohl kann neue Orientierung gewinnen, wenn sie das im Text angelegte, aber nicht im Detail ausgearbeitete Verhältnis von Gemeinwohl und Gemeingütern im globalen, ja planetarischen Maßstab systematisch reflektiert – sowohl mit Blick auf globale und intergenerationelle (Verteilungs-) Gerechtigkeit als auch auf ökologisch und sozial belastbare Kriterien von Lebensqualität und eine Umkehr zu einem nachhaltigen Lebensstil.

(4) *Laudato si'* gewinnt Überzeugungskraft durch die „doppelt codierte“ (Ch. Bals) Aufforderung zu ökologischer Umkehr, die sowohl wissenschaftlich solide begründet als auch auf ein starkes spirituelles Fundament gestützt wird. Nicht zuletzt auf kirchlicher Lernfähigkeit und Offenheit für wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt, die sich in *Laudato si'* zeigen, basiert die Wahrnehmung von Kirche als ernst zu nehmende Dialogpartnerin in den sozial-ökologischen Herausforderungen. Die Enzyklika bietet aber zugleich postsäkulare, vielfältig anschlussfähige Identifikationsangebote mit den Themen Umwelt und Klima, die aus religiösen und spirituellen Ressourcen schöpfen. Darin liegt ein echter Mehrwert des religiös begründeten und kontextualisierten Engagements gegenüber einer allein auf naturwissenschaftliche Argumente bauenden Überzeugungsstrategie. Beide Ansätze treten nicht in Konkurrenz, sondern ergänzen sich wechselseitig.

Der sozialethisch wissenschaftliche Diskurs ist herausgefordert, sich verstärkt auch der kulturellen und religiösen Dimension ethischer Kommunikation und Argumentation zu stellen. Ethische Orientierung, Ermutigung und Kritik sind neben rationalen Argumenten auch auf sinnstiftende Erzählungen angewiesen.

(5) Die Enzyklika betont die Rolle der Religionen als mitverantwortliche Akteure und Kooperationspartner einer ökologischen Transformation und verweist auf genuin religiöse Ressourcen zur Deutung, zur Bildung und spirituellen Erneuerung. Papst Franziskus adressiert, entsprechend der Reichweite und Dringlichkeit seiner Themen, die gesamte Weltöffentlichkeit. Stärker als die Tradition der Sozialenzykliken akzentuiert er die weltgesellschaftliche Rolle der Religionen, ihre Potentiale als Akteure des sozial-ökologischen und kulturellen Wandels sowie den Beitrag, den sie zur Schaffung einer friedlicheren Welt zu leisten gefordert sind. Damit tritt *Laudato si'* verbreiteter Religions-skepsis im Allgemeinen und offenem Hass auf bestimmte Religionen im Besonderen entgegen und inspiriert das Nachdenken über die Rolle von Kirche, Theologie, Religionen und religiösen Akteuren in der Weltgesellschaft. Die Sozialethik ist herausgefordert, stärker als bisher die konfessionellen und religionspezifischen Diskurse in Richtung auf eine interreligiöse Verständigung hin zu öffnen und weiterzuentwickeln.

(6) Kirche als Change Agent einer globalen sozial-ökologischen Transformation. Die präzise im globalen umweltpolitischen Prozess platzierte Veröffentlichung und Rezeption von *Laudato si'* zeigen, dass Kirche tatsächlich als Akteur gesellschaftlicher Transformation wirken kann. Dabei geht es nicht nur um kurzfristig wirkende Impulse, sondern darum, langfristig zum kulturellen Wandel, zu einer epochalen Transformation beizutragen.

Als Akteur der Veränderung wirken zu können, ist an Bedingungen im Inneren wie in der Außenwahrnehmung geknüpft, die immer wieder neu hergestellt werden müssen. Neben ideellen und materiellen Ressourcen sowie Gelegenheitsstrukturen gehört dazu Glaubwürdigkeit in Bezug auf das konkrete Anliegen wie auch institutionelle Glaubwürdigkeit. Darin liegen für die katholische Kirche Herausforderungen, die über die sozial-ökologische Reformulierung der sozialen Frage hinausreichen.

Die Sozialethik steht daher in der Verantwortung, einerseits den kirchlichen Beitrag zur sozial-ökologischen Transformation mit der Fortentwicklung einer Geosozialethik zu unterstützen, andererseits die (ungeliebte und unbequeme) Aufgabe anzunehmen, das institutionelle Gefüge der Kirche kritisch zu begleiten. ■

Nicht zuletzt auf kirchlicher Lernfähigkeit und Offenheit für wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt, die sich in *Laudato si'* zeigen, basiert die Wahrnehmung von Kirche als ernst zu nehmende Dialogpartnerin in den sozial-ökologischen Herausforderungen.



Den Vortrag von Prof. Dr. Marianne Heimbach-Steins haben wir auch als Video dokumentiert. Über [diesen Link](#) gelangen Sie direkt zum Video in unserem YouTube-Videokanal. Sie finden das Video auch in der [Mediathek](#) unserer Website.

Die Enzyklika *Laudato si'* aus völkerrechtlicher Perspektive

Umweltvölkerrecht zwischen normativem Anspruch und globaler Wirklichkeit
von Sabine Schlacke

Die Umwelt-, insbesondere Klimakrise, zählt zu den zentralen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts. Der Verlust biologischer Vielfalt, die fortschreitende Erderwärmung sowie die zunehmende Zerstörung mariner Ökosysteme sind nicht nur ökologische Probleme, sondern stellen zugleich soziale, ökonomische und menschenrechtliche Herausforderungen dar. Vor diesem Hintergrund veröffentlichte Papst Franziskus im Jahr 2015 seine Enzyklika *Laudato si'* (LS), die weit über den innerkirchlichen Raum hinaus Aufmerksamkeit erlangte und Diskussionen auslöste. Obwohl die Enzyklika primär an die katholische Kirche und „alle Menschen guten Willens“ adressiert ist,



Prof. Dr. Sabine Schlacke, Lehrstuhl für Öffentliches Recht, insb. Verwaltungs- und Umweltrecht, Universität Greifswald

enthält sie zugleich eine bemerkenswerte Analyse globaler Umweltprobleme sowie eine deutliche Kritik an politischen und wirtschaftlichen Strukturen. Aus völkerrechtlicher Perspektive ist insbesondere von In-

teresse, welche Rolle Papst Franziskus dem Staat, der internationalen Staatengemeinschaft und dem Umweltvölkerrecht bei der Bewältigung globaler Umweltkrisen zuschreibt.

(Völker-)Rechtliche Steuerungsinstrumente

Die Enzyklika entstand zeitgleich mit bedeutenden internationalen Entwicklungen im Umweltvölkerrecht. Im September 2015 verabschiedeten die Vereinten Nationen die Agenda 2030 mit ihren 17 *Sustainable Development Goals* (SDGs), während im Dezember desselben Jahres das Pariser Klimaschutzübereinkommen beschlossen wurde. Gleichwohl zielte die Enzyklika *Laudato si'* nicht primär auf die unmittelbare Beeinflussung dieser Prozesse ab. Vielmehr formuliert sie einen normativen Orientierungsrahmen für den Umgang mit der ökologischen Krise und verbindet ökologische Fragen mit sozialer Gerechtigkeit, Demokratie und globaler Verantwortung.

Papst Franziskus diagnostiziert in der Enzyklika eine umfassende ökologische und soziale Krise. Die Menschheit habe „niemals [...] unser gemeinsames Haus so schlecht behandelt und verletzt wie in den letzten beiden Jahrhunderten“ (LS 53). Ursache hierfür sei insbesondere ein ökonomisches und technokratisches Entwicklungsmodell, das natürliche Ressourcen ausbeute und ökologische Grenzen missachte. Bemerkenswert ist dabei, dass Papst Franziskus trotz seines Bezugs auf das Anthropozän die Lösung der Krise nicht allein im wissenschaftlichen Fortschritt sieht. Vielmehr weist er dem Staat und seinen politischen Institutionen eine zentrale Verantwortung zu. Die gesamte Gesellschaft und insbesondere der Staat hätten die Pflicht, das Gemeinwohl zu schützen und zu fördern (LS

Die Enzyklika bleibt bewusst offen hinsichtlich der konkreten staatsorganisatorischen und gesetzlich-instrumentellen Ausgestaltung der Verantwortung. Stattdessen formuliert sie allgemeine Leitprinzipien einer demokratisch legitimierten und am Gemeinwohl orientierten Umweltpolitik.

157). Damit verbindet die Enzyklika ökologische Verantwortung mit demokratischer Legitimation und rechtsstaatlicher Ordnung.

Besondere Bedeutung misst Papst Franziskus dem Recht als Steuerungsinstrument zu. Rechtliche Regelungen sollen Grenzen zulässigen menschlichen Verhaltens definieren, Umweltzerstörung verhindern und Korruption bekämpfen. Zugleich kritisiert die Enzyklika bestehende Vollzugsdefizite und das häufige Versagen staatlicher Verwaltungen (LS 177 ff.). Gesetze dürften nicht zu „toten Buchstaben“ werden. Die Enzyklika bleibt allerdings bewusst offen hinsichtlich der konkreten staatsorganisatorischen und gesetzlich-instrumentellen Ausgestaltung dieser Verantwortung. Stattdessen formuliert sie allgemeine Leitprinzipien einer demokratisch legitimierten und am Gemeinwohl orientierten Umweltpolitik (LS 163 ff.).

Die zentrale völkerrechtliche Aussage der Enzyklika liegt in der Diagnose eines Mangels an „globalen Rahmenbestimmungen“ (LS 173). Papst Franziskus kritisiert internationale Verhandlungsprozesse als häufig ineffektiv und fordert stärkere globale Regelungsstrukturen zum Schutz der

Umwelt. Diese Kritik bildet den Ausgangspunkt für die im Folgenden zu untersuchende Frage, ob das bestehende Umweltvölkerrecht tatsächlich geeignet ist, globale Umweltprobleme wirksam zu bewältigen.

Fortentwicklung des Umweltvölkerrechts

Die Entwicklung des Umweltvölkerrechts hat in den letzten drei Jahrzehnten enorme Fortschritte gemacht. Seit der Rio-Konferenz 1992, auf der drei zentrale Umweltkonventionen – Klimarahmenkonvention, Biodiversitätskonvention und Desertifikationskonvention – unterzeichnet wurden, ist insbesondere das Umweltvölkerrechtsrecht quantitativ und qualitativ angewachsen. Ein zentrales Schlaglicht fällt dabei auf das internationale Klimaschutzrecht, insbesondere auf das Pariser Übereinkommen von 2015. Dieses verfolgt das Ziel, den globalen Temperaturanstieg deutlich unter 2 Grad Celsius zu halten und Anstrengungen zur Begrenzung auf 1,5 Grad Celsius zu unternehmen. Es konkretisiert damit das Ziel der Klimarahmenkonvention der Vereinten Nationen (*United Nations Framework Convention on Climate Change*, UNFCCC) von 1992, „die Stabilisierung der Treibhausgaskonzentrationen in der Atmosphäre auf einem Niveau zu erreichen, auf dem eine

gefährliche anthropogene Störung des Klimasystems verhindert wird“ (Art. 1 UNFCCC). Anders als das die Klimarahmenkonvention ergänzende und 1997 beschlossene Kyoto-Protokoll enthält das Pariser Übereinkommen jedoch keine verbindlichen Emissionsminderungsquoten, sondern basiert auf einem „pledge-and-review“-Mechanismus. Die Vertragsstaaten legen nationale Klimaschutzbeiträge fest und überprüfen diese regelmäßig. Dieses Modell ermöglicht zwar breite internationale Beteiligung, führt je-

doch zugleich zu erheblichen Defiziten hinsichtlich der Verbindlichkeit und Durchsetzung des Übereinkommens und seiner Ziele. Bislang reichen die bisher an das UNFCCC-Sekretariat gemeldeten nationalen Beiträge nicht aus, um die vereinbarten Klimaziele zu erreichen.



Die Enzyklika entstand zeitgleich mit der Agenda 2030 mit ihren 17 Sustainable Development Goals (SDGs) der Vereinten Nationen und dem Pariser Klimaschutzübereinkommen.

doch zugleich zu erheblichen Defiziten hinsichtlich der Verbindlichkeit und Durchsetzung des Übereinkommens und seiner Ziele. Bislang reichen die bisher an das UNFCCC-Sekretariat gemeldeten nationalen Beiträge nicht aus, um die vereinbarten Klimaziele zu erreichen.

Versagt insoweit das Pariser Übereinkommen instrumentell, um die in ihm festgelegten internationalen Klimaziele zu erreichen? Jüngst zeigt sich eine zunehmende Dynamik gerichtlicher Rechtsfortbildung in Klimaangelegenheiten. Hervorzuheben ist insbesondere das Klimagutachten des Internationalen Gerichtshofs (IGH) vom Juli 2025. Der Gerichtshof interpretiert das Pariser Übereinkommen dahingehend, dass die Vertragsstaaten sich selbst dazu bekannt und in den Jahren nach 2015 dazu verpflichtet haben, den globalen Temperaturanstieg auf 1,5 Grad Celsius zu begrenzen. Darüber hinaus erkennt der IGH Kli-

maschutz als völkergewohnheitsrechtliche Verpflichtung für alle Staaten an – unabhängig davon, ob sie die internationalen Klimakonventionen ratifiziert haben. Daraus können nicht nur Schutz- und Anpassungspflichten, sondern auch internationale Sorgfalts- und Haftungspflichten folgen. Obwohl das Gutachten formal nicht bindend ist, erzeugt es eine erhebliche Bedeutung für die Auslegung internationaler Verpflichtungen und wirkt sich auf die Rechtsprechung internationaler und nationaler Gerichte aus.

Diese Entwicklung korrespondiert mit einer zunehmenden Rolle nationaler und internationaler Gerichte im Klimaschutzrecht. Besonders prägend war und ist der Klimabeschluss des Bundesverfassungsgerichts vom 24. März 2021. Das Gericht leitete hierin aus dem in Art. 20a GG verankerten Staatsziel Umweltschutz eine Verpflichtung des Staates zum Klimaschutz und zur Herstellung von Klimaneutralität ab. Hervorgehoben wurde insbesondere die intertemporale Dimension der Freiheitsrechte: Klimaschutz dürfe nicht einseitig zulasten zukünftiger Generationen aufgeschoben werden. Auch der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat mit seiner Entscheidung in der Sache „Klimaseniorinnen“ vom 9. April 2024 die Verbindung zwischen Klimaschutz und Menschenrechten weiter gestärkt. Der Gerichtshof erkannte an, dass unzureichende staatliche Klimaschutzmaßnahmen die Rechte aus Art. 8 EMRK verletzen können.

Besonders prägend war der Klimabeschluss des Bundesverfassungsgerichts vom 24. März 2021. Das Gericht leitete hierin aus dem in Art. 20a GG verankerten Staatsziel Umweltschutz eine Verpflichtung des Staates zum Klimaschutz und zur Herstellung von Klimaneutralität ab.



Nach dem zweiten Vortragsblock diskutierten auf dem Podium (v. l. n. r.): Martin Geilhufe, Prof. Dr. Sabine Schlacke, Prof. Dr. Dr. Johannes Wallacher, Präsident der Hochschule für Philosophie München, Dr. Claudia Pfrang, Direktorin der Domberg-Akademie in Freising, Dr. Andreas Batlogg SJ und Dr. Florian Schuppe, Erzdiözese München und Freising.

Biodiversitätsschutz als weiteres völkerrechtliches Schlaglicht

Neben dem Klimaschutz bildet der Biodiversitätsschutz ein weiteres zentrales Feld des Umweltvölkerrechts. *Das Übereinkommen über die biologische Vielfalt* (kurz: Biodiversitätskonvention, CBD) von 1992 verfolgt die Ziele der Erhaltung biologischer Vielfalt, ihrer nachhaltigen Nutzung sowie des gerechten Vorteilsausgleichs aus genetischen Ressourcen. Gleichwohl zeigt sich auch hier ein erhebliches Umsetzungsdefizit. Die sogenannten *Aichi-Ziele* (*Aichi Biodiversity Targets*) aus dem Jahr 2010, die bis 2020 erreicht werden sollten, wurden weitgehend verfehlt: Kein einziges der 20 Ziele wurde vollständig umgesetzt.

Vor diesem Hintergrund gewann der Globale Biodiversitätsrahmen (*Kunming-Montreal Global Biodiversity Framework*, GBF) von 2022 besondere Bedeutung. Die Rahmenvereinbarung enthält vier langfristige Ziele bis 2050 sowie 23 Handlungsziele bis 2030. Hervorzuheben ist insbesondere das „30 by 30“-Ziel, wonach bis 2030 mindestens 30 Prozent der Land- und Meeresflächen unter Schutz gestellt werden sollen. Obwohl das GBF rechtlich nicht verbindlich ist, entfaltet es dennoch erhebliche politische Steuerungswirkungen. Teilweise wurden seine Zielvorgaben bereits in verbindliches Recht umgesetzt, etwa durch die Wiederherstellungsverordnung der Europäischen Union aus dem Jahr 2024. Hier zeigt sich eine bemerkenswerte Verschiebung innerhalb des Umwelt-

völkerrechts: Völkerrechtlich nicht bindendes sogenanntes Soft Law – hier das GBF – entwickelt faktische Steuerungswirkungen, indem unterzeichnende Staaten unverbindliche Ziele in verbindliche Regelwerke umsetzen. Soft Law entfaltet somit eine faktische Bindungswirkung, die in ihrer Bedeutungsreichweite zum Teil über diejenige klassischer völkerrechtlicher Verträge hinausgeht.

Eine besondere Dynamik weist derzeit der Meeresnaturschutz auf. Das 2023 verabschiedete *Hochseeschutzabkommen der Vereinten Nationen* (UN-Hochseeschutzabkommen) gilt als bedeutendster Fortschritt des marinen Umweltvölkerrechts der vergangenen Jahre. Es konkretisiert das 1994 in Kraft getretene *Seerechtsübereinkommen der Vereinten Nationen* (*United Nations Convention on the Law of the Sea*, UNCLOS). Ziel des UN-Hochseeschutzabkommens ist der Schutz und die nachhaltige Nutzung biologischer Vielfalt in Gebieten außerhalb nationaler Hoheitsgewalt, mit anderen Worten auf der Hohen See bzw. in internationalen Gewässern (*Biodiversity Beyond National Jurisdiction*, BBNJ). Das Abkommen enthält Regelungen über Meeresschutzgebiete, Umweltverträglichkeitsprüfungen, die faire Nutzung von Ressourcen und den gerechten Vorteilsausgleich aus marinen genetischen Ressourcen sowie zur internationalen Unterstützung und Zusammenarbeit. Im Unterschied zu vielen anderen Bereichen des Umweltvölkerrechts zeigt sich hier eine tatsächliche Fortentwick-

lung verbindlicher völkerrechtlicher Normen. Der internationale Seegerichtshof (ITLOS) hat die meeresumweltschützenden Regelungen ebenfalls konkretisiert und ergänzt: In seinem Gutachten 2024 stellte er fest, dass anthropogene Treibhausgasemissionen, die in die Atmosphäre gelangen und später von den Ozeanen aufgenommen werden, als Verschmutzung der Meeresumwelt im Sinne des UN-Seerechtsübereinkommens gelten. Hieraus resultieren umfangreiche Schutzpflichten der Staaten, insbesondere zur Verhinderung und Verringerung dieser Verschmutzung.

Menschenrechtliche Dimension

Schließlich gewinnt auch die menschenrechtliche Dimension des Umweltvölkerrechts zunehmend an Bedeutung. Das Recht auf eine saubere, gesunde und nachhaltige Umwelt wurde inzwischen durch Resolutionen der UN-Generalversammlung anerkannt und findet zunehmend Eingang in internationale Rechtsprechung. Sowohl der Interamerikanische Gerichtshof für Menschenrechte als auch der IGH betonen inzwischen die enge Verbindung zwischen Umweltqualität und Menschenrechtsschutz. Zwar fehlt bislang ein universell verbindliches Umweltgrundrecht, doch deutet die Entwicklung auf eine fortschreitende Verrechtlichung ökologischer Schutzpflichten hin.

Das Recht auf eine saubere, gesunde und nachhaltige Umwelt wurde inzwischen durch Resolutionen der UN-Generalversammlung anerkannt und findet zunehmend Eingang in internationale Rechtsprechung.

Neue Herausforderungen

Insgesamt zeigt sich ein ambivalentes Bild des Umweltvölkerrechts. Einerseits bleibt die Weiterentwicklung verbindlicher völkerrechtlicher

Die vorstehende Kurzanalyse bestätigt damit zentrale Einsichten der Enzyklika *Laudato si'*. Die ökologische Krise erfordert nicht nur technologische Innovationen, sondern auch politische Verantwortung, internationale Kooperation und rechtliche Steuerungsfähigkeit.

Verträge häufig schleppend und bestehende Verpflichtungen werden vielfach unzureichend umgesetzt. Andererseits gewinnen Soft Law, Völkergewohnheitsrecht und gerichtliche Rechtsfortbildung zunehmend an Bedeutung. Gerichte entwickeln neue Schutzpflichten, konkretisieren internationale Verpflichtungen und stärken die Durchsetzbarkeit ökologischer Interessen. Zugleich wird deutlich, dass ohne zivilgesellschaftlichen Druck wesentliche Fortschritte kaum erreichbar wären.

Dennoch kann im Jahr 2026 nicht verschwiegen werden, dass internationale Klima- und Biodiversitätsziele drohen, verfehlt zu werden. Die USA haben Anfang 2026 den Ausstieg aus 66 internationalen Organisationen und Abkommen, darunter die Klimarahmenkonvention und das Pariser Übereinkommen, veranlasst. Ist die internationale regelbasierte Ordnung, deren Kern das Völkerrecht bildet, noch von Bedeutung?

Die Antwort lautet: Ja. Die große Mehrzahl von Staaten befolgt das Völ-

kerrecht und insbesondere das Umweltvölkerrecht weiterhin. Jüngst konnten zudem Lücken geschlossen werden, wie das im Januar 2026 in Kraft getretene UN-Hochseeschutzabkommen zeigt. Hauptproblem des Umweltvölkerrechts bleibt aber dessen Um- und Durchsetzung.

Insgesamt kann dennoch ein Funktionieren des Maschinenraums des Umweltvölkerrechts konstatiert werden: Die Arbeit auf Vertragsstaatenkonferenzen sowie auf EU- und nationalen Ebenen wird trotz geopolitischer Herausforderungen fortgeführt. Dies spiegelt sich auch in der *Nationalen Strategie zur Biologischen Vielfalt 2030* (NBS 2030) wider: Diese orientiert sich in ihren Zielsetzungen am GBF. Zugleich zielt sie auf die Umsetzung und Weiterentwicklung internationaler Abkommen zum Biodiversitätsschutz und die Förderung von Synergien zwischen den Abkommen und der NBS 2030.

Ausblick

Perspektivisch bedarf es angesichts zunehmender Bedrohungen zudem einer stärkeren Verknüpfung von Sicherheits- und Umweltpolitik: Klima- und Biodiversitätspolitik ist Sicherheitspolitik. Hier besteht Fortentwicklungsbedarf auf allen politischen Ebenen. Die vorstehende

Kurzanalyse bestätigt damit zentrale Einsichten der Enzyklika *Laudato si'*. Die ökologische Krise erfordert nicht nur technologische Innovationen, sondern auch politische Verantwortung, internationale Kooperation und rechtliche Steuerungsfähigkeit. Das Umweltvölkerrecht ist dabei keineswegs bedeutungslos oder „zahnlos“. Seine Wirksamkeit hängt jedoch zunehmend von der Verbindung unterschiedlicher normativer Ebenen



Die Teilnehmenden nutzen die Mittagspause im Atrium sowohl zur Stärkung als auch zum Austausch untereinander und mit den Referierenden.

ab: verbindlichem Vertragsrecht, Soft Law, gerichtlicher Rechtsfortbildung und gesellschaftlichem Engagement. Gerade in diesem Zusammenspiel liegt möglicherweise die entscheidende Dynamik zukünftiger ökologischer Transformation. ■



Den Vortrag von Prof. Dr. Sabine Schlacke haben wir auch als Video dokumentiert. Über [diesen Link](#) gelangen Sie direkt zum Video in unserem YouTube-Videokanal. Sie finden das Video auch in der [Mediathek](#) unserer Website.

Literaturauswahl

Heimbach-Steins, Marianne; Schlacke, Sabine (2019), *Die Enzyklika Laudato si' – Ein interdisziplinärer Nachhaltigkeitsansatz?*, Baden-Baden, <https://doi.org/10.5771/9783845283654>.

Schlacke, Sabine (2022), *Klimaschutzrecht im Mehrebenensystem*, NVwZ, S. 905–912.

Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) (2026), *Sicherheit – nachhaltig und integriert*, Kurzpapier, <https://www.wbgu.de/de/publikationen/publikation/sicherheit-nachhaltig-und-integriert>.

Hofmann, Ekkehard (2021), *Der Klimabeschluss des BVerfG – Rezeption, Dogmatik, Kritik*, NVwZ, S. 1587–1590.

Calliess, Christian (2026), *Rechtliche Grenzen für eine Abschwächung des Klimaschutzes – Mindestschutz und Verschlechterungsverbot mit Blick auf das politische Schutzkonzept?*, NVwZ, S. 635–642.

Calliess, Christian; Täuber, Niklas (2025), *Die Biodiversitätskrise im Lichte des Verfassungsrechts – Parallelen und Unterschiede zum Klimaschutzrecht*, ZUR, S. 579–591.

Laudato si' als Zäsur im Umweltwendejahr 2015

Zur Bedeutung der Faktoren Kirche und Religion aus zivilgesellschaftlicher Sicht von Martin Geilhufe

Die Umweltbemühungen der Kirchen reichen weit zurück. Bereits 1975 setzte die Vollversammlung des Weltkirchenrats in Nairobi mit dem Leitwort einer „gerechten, partizipatorischen und nachhaltigen Gesellschaft“ ein frühes Signal. Dennoch entfaltete kein kirchliches Dokument eine vergleichbare politische Dynamik wie die Enzyklika *Laudato si'* von Papst Franziskus im Jahr 2015.

Aus Sicht eines Umweltverbandes markierte das Jahr 2015 eine historische Wegmarke. Noch vor der offiziellen Vorstellung der Enzyklika reagierte der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) auf den bekannt

Vertreterinnen und Vertreter aus Politik und Wissenschaft betonten wiederholt, dass die Enzyklika entscheidend zur Verständigung in Paris beigetragen habe. Der Vatikan wurde als klimapolitischer Akteur wahrgenommen und als Mit-Ermöglicher globaler Vereinbarungen.

gewordenen Entwurf mit der Einschätzung, das Schreiben sei ein Weckruf zum Ausstieg aus Kohle, Öl und Gas. In einer Situation, in der die Bundesregierung Fracking vorantrieb und sich einem Kohleausstieg verweigerte, setzte die Enzyklika ein deutliches Signal zugunsten erneuerbarer Energien.

Rückblickend lässt sich feststellen, dass viele positive Entwicklungen folgten.

Der Beschluss zum Kohleausstieg bis spätestens 2038 – so wie es sich aktuell abzeichnet gegebenenfalls auch deutlich früher – und die Rettung der verbliebenen Reste des Hambacher Waldes stehen exemplarisch für diese Erfolge. Vor allem international waren 2015 der G7-Gipfel in Elmau mit einem klaren Bekenntnis zum Klimaschutz, die Verabschiedung der *Sustainable Development Goals* in New York im Sommer 2015, sowie der Klimagipfel von Paris im Dezember mit der Zielmarke von deutlich unter zwei Grad, möglichst 1,5 Grad Zeichen für eine politische Neujustierung. Vor allem das 1,5-Grad-Ziel war ein Erfolg, mit dem niemand wirklich gerechnet hat. Vertreterinnen und Vertreter aus Politik und Wissenschaft betonten wiederholt, dass die Enzyklika entscheidend zur Verständigung in Paris beigetragen habe. Der Vatikan wurde als klimapolitischer Akteur wahrgenommen und als Mit-Ermöglicher globaler Vereinbarungen.

Theologische Neuausrichtung und Anknüpfungspunkte für Verbände

Inhaltlich zieht sich durch *Laudato si'* eine klare Linie: die enge Beziehung zwischen der Verwundbarkeit des Planeten und der Situation der Armen, die Verschränkung von Umwelt-, Gerechtigkeits- und Armutsfragen, die Kritik an einem einseitigen Wachstumsverständnis sowie die Suche nach einem anderen Begriff von Fortschritt. Diese Perspektiven boten für Umweltverbände substantielle Anknüpfungspunkte.

1996 hat der BUND gemeinsam mit Misereor die Studie *Zukunftsfähiges Deutschland* veröffentlicht. Zwölf Jahre später, im Oktober 2008, erschien die Nachfolgestudie *Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt. Ein Anstoß zur gesellschaftlichen Debatte*, die vom BUND gemeinsam mit Brot für die Welt und dem Evangelischen Entwicklungsdienst herausgegeben wurden. Beide Studien



Zehn Jahre nach *Laudato si'* zeigt sich: Die Enzyklika war Impulsgeberin in einem

Die Enzyklika korrigierte das Schöpfungsverständnis: Sie weist die Deutung zurück, aus dem „Sich-Untertan-Machen“ der Erde eine absolute Herrschaft über die Schöpfung abzuleiten. Stattdessen wird das „Bebauen und Hüten“ als verantwortliche Wechselseitigkeit interpretiert.

Frage war. 2024 veröffentlichte die Deutsche Bischofskonferenz die Studie *Ernährungssicherheit, Klimaschutz und Biodiversität: Ethische Perspektiven für die globale Landnutzung*, die erneut ein Umdenken in der Landwirtschaft in Richtung Ökologie und Gemeinwohlorientierung forderte. Auch sie rief viel Kritik vor allem seitens der Landwirtschaft hervor, es zeigte sich jedoch eine veränderte Lage: Die Kritik blieb weniger wirksam, da sich Viele den Forderungen anschlossen. Diese Verschiebung ist ohne die Vorarbeit der Enzyklika kaum erklärbar.

Einen weiteren gravierenden Unterschied gab es zwischen den Studien zum *Zukunftsfähigen Deutschland* und

haben erhebliche Kontroversen ausgelöst, unter denen vor allem die kirchlichen Organisationen zu leiden hatten. Boykottaufrufe der Misereor-Fastenaktion unter anderem durch den Bayerischen Bauernverband und massive Kritik von Vertretern der Chemischen Industrie, aber auch aus kirchlichen Kreisen selbst, zeigten, wie umstritten die Verbindung von ökologischer und sozialer

der Studie der Deutschen Bischofskonferenz: 2024 lief die Empörungswelle vor allem über Socialmedia-Plattformen und das ist gefährlicher als früher, da Fakten angezweifelt, Algorithmen nicht offengelegt werden und Personen teilweise unter der Gürtellinie angegriffen werden. Das vergiftet das gesellschaftliche Klima und den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Desinformationskampagnen sind Angriffe auf die Demokratie und glaubwürdige Akteure mit dem Ziel, sie zu diskreditieren. Oftmals wurden gerade in den letzten Jahren Verbände in ein schlechtes Licht gerückt, obwohl sie oftmals – teilweise ehrenamtlich – Leistungen erbringen, die der Staat nicht übernimmt. Wir leben in einer polarisierten Gesellschaft und in dieser Zeit ist die Kirche gefragter denn je, denn sie kann – teilweise mit der Zivilgesellschaft – Räume für den Diskurs öffnen und Menschen vor Ort zusammenbringen.



Martin Geilhufe, Sprecher für internationale Umweltpolitik, Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND)

Konfliktgeschichte und Annäherung der Umweltbewegung mit den Kirchen

Historisch entwickelte sich die Umweltbewegung nur teilweise im Schutz der Kirchen. Oftmals stießen kirchliche Akteure häufig erst später hinzu. Zahlreiche Großprojekte wurden mit kirchlichem Segen eingeweiht, während engagierte Geistliche, die Kritik äußerten, politischem Druck ausgesetzt waren. Ein Beispiel ist die Auseinandersetzung um den Rhein-Main-Donau-Kanal Anfang der 1980er Jahre, bei der kirchliche Kritik auf massiven Widerstand stieß. Erst im Kontext der Friedens- und Anti-Atombewegung intensivierte sich insbesondere mit der evangelischen Kirche die Zusammenarbeit. Die katholische Kirche folgte zurückhaltender. Viele Umweltengagierte blieben ihrer Kirche innerlich verbunden, auch wenn sie zeitweise Distanz suchten.

Ursache für diese Berührungszüge war unter anderem ein überkommenes Verständnis des biblischen Schöpfungsauftrags. Die Enzyklika korrigierte dies ausdrücklich: In den Abschnitten 66 und 67 weist sie die Deutung zurück, aus dem „Sich-Untertan-Machen“ der Erde eine absolute Herrschaft über die Schöpfung abzuleiten. Stattdessen wird das „Bebauen und Hüten“ als verantwortliche Wechselseitigkeit interpretiert. Damit wird eine theologische Grundlage gelegt, die den Anliegen der Umweltbewegung entspricht, die sich seit Jahrzehnten auf die Bewahrung der Schöpfung beruft.

Mit der Veröffentlichung von *Laudato si'* entstand eine neue Dynamik. In Gemeinden fanden zahlreiche Veran-



Foto: Lightspring / Shutterstock.com

historischen Moment.

staltungen statt, die Auseinandersetzung war breit. Für viele, die in den 1980er Jahren etwa in Wackersdorf gegen Atomenergie demonstrierten und dafür kirchliche Kritik erfuhren, bedeutete die Enzyklika eine späte Anerkennung für ihr Engagement gegen Atomenergie. Biografische Brüche konnten zumindest teilweise heilen. Das Interesse von Verbänden an kirchlicher Zusammenarbeit wuchs, gemeinsame Veranstaltungen und Beiträge nahmen zu. Gleichwohl blieb der große institutionelle Durchbruch der Enzyklika aus. Erwartungen, dass in einer hierarchischen Institution wie der katholischen Kirche eine päpstliche Enzyklika bis in die Ortskirchen hinein durchschlägt, erfüllten sich nur begrenzt. Mittlere Verwaltungsebenen, Hierarchiedenken und die Sorge, politisch vereinnahmt zu werden, wirkten bremsend. Die Enzyklika wurde teilweise als politisch „links“ etikettiert. In Predigten und Liturgie blieb ihre systemische Kritik häufig randständig.

Wirkungsgeschichte und kirchliche Folgepapiere

Die Wirkungsgeschichte beschränkt sich nicht auf das Jahr 2015. Wissenschaftliche Kreise fühlten sich ernst genommen, kirchliche Beratungsgremien arbeiteten mit Expertinnen und Experten zusammen. Zustimmende Kommentare in renommierten Fachzeitschriften unterstrichen die Relevanz. Auch auf Ebene der Deutschen Bischofskonferenz und ihrer wissenschaftlichen Arbeitsgruppen entstanden zahlreiche hervorragende Dokumente zu Boden, Klimaschutz, Biodiversität, Wachstumskritik und sozial-ökologischer Transformation. Allen voran hat sich die



Prof. Dr. Klaus Unterburger von der kath-theol. Fakultät der LMU leitete in den letzten Themenblock des Tages ein, der ganz im Zeichen der Musik stand.

Deutsche Bischofskonferenz 2018 mit der Arbeitshilfe *Schöpfungsverantwortung als kirchlicher Auftrag* zehn konkrete Handlungsempfehlungen zu Ökologie und nachhaltiger Entwicklung für die Praxis in den Bistümern gegeben. Diese verbinden entsprechend dem Auftrag der Enzyklika Aspekte des Umweltschutzes und der integralen Entwicklung des Menschen. Die Hand-

lungsempfehlungen berühren Angelegenheiten der Pastoral, des diözesanen Verwaltungshandelns und des gesellschaftspolitischen Engagements. An dieser Arbeitshilfe wird sich die Kirche messen lassen müssen. Insgesamt erleichterten diese Papiere die Zusammenarbeit mit Umweltverbänden und schufen argumentative Grundlagen für gemeinsame Positionsbestimmungen.

Die gesellschaftliche Großwetterlage veränderte sich jedoch rasch. Nach einer Phase starker Mobilisierung zum

Nach einer Phase starker Mobilisierung zum Beispiel durch *Fridays-for-Future* folgten Corona-Pandemie, mit dem russischen Überfall auf die Ukraine und dem Wahlgewinn von Donald Trump geopolitische Umbrüche und ein spürbarer Rollback in Klima- und Naturschutzfragen.

Beispiel durch *Fridays-for-Future* folgten Corona-Pandemie, mit dem russischen Überfall auf die Ukraine und dem Wahlgewinn von Donald Trump geopolitische Umbrüche und ein spürbarer Rollback in Klima- und Naturschutzfragen. Digitale Plattformen befeuern Polarisierung, Desinformationskampagnen und Angriffe auf faktenbasierte Politik. Ein bröckelnder Konsens über wissenschaftliche Grundlagen und regelbasierte Ordnung erschwert sachliche Debatten.

Kirche als Akteur in polarisierten Zeiten

In einer polarisierten Gesellschaft kommt der Kirche eine besondere Rolle zu. Sie ist durch Gottesdienst, religiöse Unterweisung und Diakonie ein zentraler Bestandteil der Zivilgesellschaft. Sie kann Räume für Diskurs öffnen, niedrigschwellige Angebote machen und unterschiedliche Milieus erreichen.

Biblischer Auftrag heißt auch, auf die Veränderung der Wirtschafts- und Konsumstrukturen einzuwirken und die politischen Entscheidungsmöglichkeiten offenzulegen bzw. sich selbst politisch zu engagieren. Die Kirchen als Institution müssen diesen Wandel mit vorbereiten, begleiten und dazu ermutigen. Den Kirchen kommt bei dieser Bewusstseinsbildung der breiten Bevölkerung eine Schlüsselrolle zu. Die Kirche steht in der Verantwortung für die Schöpfung und muss diese Verantwortung auch öffentlich geltend machen. Es ist deshalb die Kirche aufgefordert, nur einen echten Fortschritt, der nicht zu Lasten kommender Generationen geht, aktiv zu unterstützen. Kirchen können dabei den Gedanken der „Einen Welt“ – die Umwelt ist die Mitwelt – besonders gut in die internationale Umweltdebatte einbringen, weil sie als Weltkirchen stärker international verankert sind als die Umweltbewegung. *Die Sorge für das gemeinsame Haus* heißt der Untertitel der Enzyklika. Das Haus ist ein gemeinsames. Es lässt sich nicht trennen vom Rest der Welt – durch Grenzen oder Militär.

Die Verknüpfung von ökologischer und sozialer Frage bleibt dabei zentral. In Abschnitt 49 betont *Laudato si'*,

Kirchliche Einrichtungen tragen eine eigene Verantwortung. Kirchlicher Grundbesitz und kirchliche Finanzmittel sollten vorbildhaft für die Erhaltung der Schöpfung eingesetzt werden.



Foto: Martin Keiler / canva.com

Die Auseinandersetzung um den Main-Donau-Kanal Anfang der 1980er Jahre ist ein Beispiel dafür, wo kirchliche Kritik auf Widerstand stieß.

dass ein wirklich ökologischer Ansatz immer ein sozialer Ansatz ist, der die Klage der Armen ebenso hört wie die Klage der Erde. Umweltzerstörung ist keine isolierte Frage, sondern existenziell mit Lebensbedingungen und Gerechtigkeit verbunden. Diese Perspektive ist konkret erfahrbar, insbesondere im ländlichen Raum. Partnerschaften zwischen Kirche, Landwirtschaft, Naturschutz, Handwerk und Wasserwirtschaft können Konflikte überwinden und regionale Wertschöpfung stärken. Beispiele wie verschiedene Kooperationsprojekte des BUND Naturschutz mit dem Bauernverband im Landkreis Rhön-Grabfeld zum biodiversitätsfördernden Aufbau von Hecken, Solitäräumen oder Blümmischungen als Ersatz für Mais, zeigen, dass glaubwürdige Schritte möglich sind, wenn Rahmenbedingungen stimmen.

Kirchliche Einrichtungen tragen eine eigene Verantwortung. Kirchlicher Grundbesitz und kirchliche Finanzmittel sollten vorbildhaft für die Erhaltung der Schöpfung eingesetzt werden. Nachhaltige Beschaffung, ökologische Waldnutzung, langfristige Kooperationen mit Naturschutzverbänden und Umweltmanagementsysteme in Gemeinden sind konkrete Ausdrucksformen von Schöpfungsverantwortung. Sie stärken die ökosoziale Wirtschaft und erhöhen die Glaubwürdigkeit kirchlichen Handelns.

Zwischenbilanz und offene Fragen

Trotz zahlreicher Initiativen bleibt festzuhalten: Der große Ruck, der zu strukturellen Veränderungen in der Breite hätte führen können, blieb aus. Entscheidend wäre gewesen, die Inhalte der Enzyklika systematisch in Liturgie, Predigt und Katechese zu integrieren und so Bewusstseinsbildung zu leisten. Gleichzeitig bleibt die Grundbotschaft aktuell. Die Kirche ist aufgerufen, nicht nur karitativ zu handeln, sondern strukturelle Ursachen von Armut und Umweltzerstörung zu benennen. Ein authentischer Glaube, so formuliert es *Evangelii Gaudium*, schließt den Wunsch ein, die Welt zu verändern und etwas Besseres zu hinterlassen.

Hoffnung gründet sich auf Kontinuität. Der neue Papst Leo XIV. steht in der Tradition seines Vorgängers und setzt mit der Umwandlung der päpstlichen Sommerresidenz Castel Gandolfo zu dem ökosozialen Lehr- und Versuchs-

projekt *Borgo Laudato si'* ein Zeichen für eine ökologische Umkehr. Auch Bischofskonferenzen aus Afrika, Asien und Lateinamerika fordern mehr Umweltgerechtigkeit und verweisen auf die globale Verantwortungsgemeinschaft.

Lokale Verantwortung in globalen Krisen

Was hervorzuheben ist, sind viele Nachhaltigkeits-Initiativen auf der lokalen Ebene der Kirchengemeinden. Die Enzyklika hat vielen umweltbewegten Christen den Rücken gestärkt. Artenverlust und Klimakrise sind vor Ort spürbar. Kirche und Verbände sind vor Ort präsent. Hier kann ein neuer Aufbruch ansetzen, der Umwelt- und Klimaschutz aus der Mitte der Gesellschaft heraus als Bewahrung der Lebensgrundlagen versteht, nicht als Kulturkampfthema. „Die Sorge für das gemeinsame Haus“ benennt eine Realität: Dieses Haus ist unteilbar. Grenzen oder militärische Abschottung bieten keinen Schutz vor ökologischen Krisen. Die ökologische und die soziale Frage sind untrennbar. Wir leben in einer globalen Verantwortungsgemeinschaft, das spüren wir tagtäglich neu durch die Krisen in dieser Welt und die Auswirkungen auf unser tägliches Leben.

Zehn Jahre nach *Laudato si'* zeigt sich: Die Enzyklika war Impulsgeberin in einem historischen Moment. *Laudato si'* hat das „Umweltwendejahr 2015“ mit den politischen Bekenntnissen und Abkommen, wie den SDGs oder dem Klimaabkommen von Paris, erst möglich gemacht. Die zentrale Botschaft bleibt handlungsleitend. In Zeiten gesellschaftlicher Spaltung sind belastbare Bündnisse zwischen Kirche und Zivilgesellschaft wichtiger denn je. Wenn es gelingt, die vorhandenen kirchlichen Papiere stärker in öffentliche Debatten einzubringen, institutionelle Ressourcen konsequent nachhaltig auszurichten und die Verbindung von Gerechtigkeit und Ökologie glaubwürdig zu leben, kann die Kirche ihrer Verantwortung für die Schöpfung gerechter werden.

Einer der abschließenden Sätze der Enzyklika ist zugleich Auftrag und Ermutigung: Die Sorge um diesen Planeten darf die Freude und Hoffnung nicht nehmen. Diese Hoffnung speist sich aus konkretem Handeln, aus Kooperation und aus dem Willen, strukturelle Veränderungen anzugehen. Aus zivilgesellschaftlicher Sicht bleibt die Kirche ein unverzichtbarer Partner, wenn sie bereit ist, diese Rolle entschlossen wahrzunehmen. ■

„Die Sorge für das gemeinsame Haus“ benennt eine Realität: Dieses Haus ist unteilbar. Grenzen oder militärische Abschottung bieten keinen Schutz vor ökologischen Krisen. Die ökologische und die soziale Frage sind untrennbar.



Den Vortrag von Martin Geilhufe haben wir auch als Video dokumentiert. Über [diesen Link](#) gelangen Sie direkt zum Video in unserem YouTube-Videokanal. Sie finden das Video auch in der [Mediathek](#) unserer Website.

Chancen und Widerstände der ökosozialen Impulse von Papst Franziskus

Aus vatikanischer Sicht
von Andreas R. Batlogg SJ

Die katholische Kirche ist ein Global Player. Der Papst wird wahrgenommen – weit über die Gemeinschaft von 1,4 Milliarden Katholiken hinaus. Ob und wie sich der Bischof von Rom Gehör verschafft, das ist die Frage. Die Rezeption des ersten Interviews von Leo XIV. mit dem US-amerikanischen Portal „Crux“ im September 2025 etwa wurde weitgehend auf innerkirchliche Reizthemen reduziert. Manche meinten, dem neuen Papst eine „Schonfrist“ von 100 Tagen einräumen zu sollen, um dann aber, nach diesem Interview mit Elise Ann Allen, das zwei mehrstündige Gespräche wiedergab und die Grundlage für eine in Peru erschienene Biographie bildete, „das Ende der Wohlfühlphase des Lächelns und pontifikaler Unverbindlichkeiten“ gekommen zu sehen. Es erging Leo XIV. wie seinerzeit Franziskus: Er wurde zur gigan-

Es erging Leo XIV. wie seinerzeit Franziskus: Er wurde zur gigantischen Projektionsfläche. Der erste US-amerikanische Papst steht in vielen Punkten in thematischer Kontinuität zu Franziskus, wenn auch mit einem anderen Stil.

tischen Projektionsfläche. Der erste US-amerikanische Papst (mit peruanischer Staatsbürgerschaft) steht in vielen Punkten in thematischer Kontinuität zu Franziskus, wenn auch mit einem anderen Stil.



In Castel Gandolfo, hier der Park der Sommerresidenz der Päpste, hat Papst Franziskus das Öko-Zentrum *Borgo Laudato si'* eingerichtet. Das Dorf ist direkt dem Papst unterstellt.

Laudato si' als bleibendes Programm

Ein auf Dauer ausgerichtetes Erbe zeigte sich rasch: in Bezug auf *Laudato si'*. In Castel Gandolfo, inmitten der idyllischen Hügellandschaft der Albaner Berge südöstlich von Rom, fand vom 1. bis 3. Oktober 2025 eine internationale Tagung statt: *Raising Hope for Climate Justice* – im Öko-Zentrum *Borgo Laudato si'*, das Franziskus als soziales Lehr- und Versuchsprojekt gegründet hatte – eine beeindruckende Anlage inmitten der prächtigen Gartenlandschaft der jetzt reaktivierten Sommerresidenz des Papstes. Leo hatte es am 5. September 2025 im Rahmen einer „Feier der Hoffnung“ eingeweiht und eröffnet. Das Dorf (*Borgo*) ist direkt dem Papst unterstellt und nicht dem Dikasterium für ganzheitliche Entwicklung des Menschen. Dem Papst unterstellt bedeutet: Kardinal Fabio Baggio (*1965) führt die Geschäfte. Der italienische Ordensmann von der Kongregation der Missionare vom Heiligen Karl Borromäus ist seit April 2022 Untersekretär

in dem neugeschaffenen Dikasterium, seit Februar 2023 auch Generaldirektor für höhere Bildung (*Direttore Generale del Centro di Alta Formazione Laudato si'*). Er war in Chile tätig, er war Direktor des Zentrums für Migration im Erzbistum Buenos Aires, er leitete das *Scalabrini Migration Centre* in Quezon City (Philippinen), danach das *Scalabrini International Migration Institute* (SIMI) in Rom. Seit Januar 2017 im Vatikan als Untersekretär mit Zuständigkeit für Migranten und Flüchtlinge tätig. Seit Dezember 2024 ist Baggio auch Kardinal.

Das Timing war perfekt: Die internationale, von über 400 Teilnehmern besetzte Tagung fand wenige Wochen vor der UN-Klimakonferenz COP30 (10. bis 21. November 2025) im brasilianischen Belém statt. Die Eröffnungszeremonie zeigt beeindruckende Szenen, nicht nur, weil auch Andrea Bocelli und sein Sohn Matteo auftraten. Es ging dabei nicht nur um „schöne Bilder“. Leo nahm in seiner Ansprache Bezug auf seinen Vorgänger: „Der *Borgo Laudato si'* ist ein

Samenkorn der Hoffnung, den Papst Franziskus uns als Erbe hinterlassen hat, ein ‚Samenkorn, das Früchte der Gerechtigkeit und des Friedens bringen kann‘ (*Botschaft zum 10. Weltgebetstag für die Bewahrung der Schöpfung*). Und der *Borgo Laudato si'* wird dies verwirklichen, indem er seinem Auftrag treu bleibt: ein greifbares Modell des Denkens, der Organisation und des Handelns zu sein, das in der Lage ist, durch Bildung und Katechese die ökologische Umkehr zu fördern.“ Vor Beginn der Tagung empfing Papst Leo Hollywoodstar Arnold Schwarzenegger, den Ex-Gouverneur von Kalifornien und Klimaaktivisten.

Franziskus hatte den *Borgo*, wie so vieles, auf den Weg gebracht: „ein greifbares Modell des Denkens, der Organisation und des Handelns“, so Leo IV., „das in der Lage ist, durch Bildung und Katechese die ökologische Umkehr zu fördern“. Das war eine Ansage. Ähnlich wie die schon am 8. Mai auf der Benediktionsloggia getätigte Aussage „Wir wollen eine synodale Kirche sein“, mit der Leo XIV. ein anderes Programmwort von Franziskus aufgenommen hatte. Bis zu 2000 Lernende pro Jahr will das Projekt nach der vollständigen Aufnahme der Lehrtätigkeiten ausbilden. Weitere Flächen dienen der Landwirtschaft und der Tierhaltung. Auf dem päpstlichen Bauernhof werden Lebensmittel produziert, die bislang exklusiv dem päpstlichen Haushalt vorbehalten waren. Jetzt kann sie jeder beziehen.

Wirkung und Kontroversen der Enzyklika

Papst Franziskus hat außerhalb der Kirche oft mehr Gehör und Zustimmung erhalten als innerhalb der Kir-

che. Das gilt auch für die Enzyklika *Laudato si'*, die mehr ist als eine „Öko-“ oder „grüne Enzyklika“. Sie gehört sie zu den Meilensteinen seines Pontifikates. Zu lesen ist *Laudato si'* zusammen mit *Laudate Deum*, dem Update vom Oktober 2023, und mit *Fratelli tutti*, der dritten Enzyklika vom Oktober 2020; außerdem mit dem, was innerkirchliche Themen angeht, große Enttäuschungen auslösenden Nachsynodalen Schreiben *Querida Amazonia* vom Februar 2020.

Aus „Franz freundlich“ wurde mit diesen Dokumenten „Franz kontrovers“. Der brasilianische Außenminister nannte die durch die Enzyklika ausgelöste Klimadebatte eine „marxistische Ideologie“. Für Kardinal Walter Kasper wiederum ist die Enzyklika „eine prophetische und visionäre Enzyklika“, nicht nur, weil darin auch Pierre Teilhard de Chardin zitiert wird. Der emeritierte austrobrasilianische Bischof vom Xingu, Erwin Kräutler, nannte *Laudato si'* einen „Segen für Amazonien“, sie sei „ein politischer Sieg sondergleichen“. Marco Politi wies auf „Laudato-si'-Gemeinschaften“ in etlichen Ländern hin.

Ganz grundsätzlich gefragt wurde 2015: Was hat ein Papst zu tun mit Klimawandel und Feuchtgebieten, mit Schadstoffen und Düngemitteln, Insektiziden, Fungiziden, Herbiziden und Agrargiften, mit Mülldeponien und Fleischfressern, Solarzyklus und Treibhausgasen, der Abholzung von Regenwäldern, dem Schmelzen des Polareises und dem Verschwinden der tropischen Urwälder, mit Migrantinnen und Kindersterblichkeit, mit sauberem Trinkwasser und Süßwasserquellen, mit dem Verschwinden von Pflanzen- und Tierarten, mit dem Aussterben von Säugetieren und Vögeln, mit Umweltverträglichkeit und der Schaffung von biologischen Korridoren, mit dem Ökosystem tropischer Urwälder wie dem Amazonasgebiet und dem Kongobecken, mit Monokulturen, der unkontrollierten Ausbeutung des Fischbestands in Ozeanen, mit Korallenbänken, mit Zyanid und Dynamit als Fischfangmethoden, mit dem Anstieg des Meeresspiegels, mit der Quecksilber in Goldminen und der Vergiftung mit Schwefeldioxid im Bergbau zur Kupfergewinnung, mit erneuer-



Foto: Oliver Bodmer

P. Dr. Andreas Batlogg SJ,
Theologe und Vatikanexperte

baren Energien? Alle diese Begriffe und Themen tauchen in der Enzyklika auf: immenses Detailwissen, das sich der Bischof von Rom angeeignet hat, indem er sich schlau machte und beraten ließ.

Klima, Gerechtigkeit und Soziallehre

Franziskus ging es nie nur um „die frommen Seelen“, sondern um die Bedingungen des Lebens der frommen Seelen. So kamen die Umwelt und die Mitwelt ins Spiel, Generationengerechtigkeit und Nachhaltigkeit: Kirche, die sich nicht auf Liturgie beschränkt oder in theologischen Sonderwelten verbarrikadiert, achtet auf den Planeten, den die Christen als Schöpfung Gottes ansehen. Von „weltweiter ökologischer Umkehr“ sprach bereits Johannes Paul II. (vgl. LS 5). Franziskus rekurrierte auf Franz von Assisi und dessen „ganzheitliche Ökologie“ (LS 11): „Wir brauchen eine neue universale Solidarität“ (LS 14).

Laudato si' fügt sich ein in die Reihe bemerkenswerter Sozialenzykliken der Kirche. Aus theologischer Sicht ist es durchaus erstaunlich, dass sich Franziskus an eine derart komplexe Materie wagt. Wer sich für „eine arme Kirche für die Armen“ ausspricht, kann an Klimafragen nicht vorbeigehen: Weil der Klimawandel die Armen am härtesten und am ungeschütztsten trifft. Franziskus scheute sich nicht, ähnlich wie

Franziskus hatte den *Borgo Laudato si'*, wie so vieles, auf den Weg gebracht: „ein greifbares Modell des Denkens, der Organisation und des Handelns“, so Leo IV., „das in der Lage ist, durch Bildung und Katechese die ökologische Umkehr zu fördern“.

in dem Schreiben *Evangelii gaudium* von 2013 („Diese Wirtschaft tötet“: EG 53) zu betonen: Ohne den Schutz globaler Gemeinschaftsgüter wie der Atmosphäre, der Wälder, des globalen Wasserkreislaufs und der Ozeane wird es keine gerechte Weltwirtschaftsordnung geben. Leo XIV. hat sich mit seiner Apostolischen Exhortation *Dilexite* über die Liebe zu den Armen (September 2025) die Kapitalismuskritik von Franziskus nicht nur übernommen, sondern sogar verschärft.

Der Zeitpunkt der Veröffentlichung im Juni 2015 war ein politisches Signal – nach dem G7-Gipfel auf Schloss Elmau Anfang Juni mit dem Beschluss zur Dekarbonisierung der Weltwirtschaft und vor der Verabschiedung der sogenannten *Sustainable Development Goals* (SDGs) im September 2015 in New York sowie der UN-Klimakonferenz in Paris im Dezember 2015. „Damit“, so Jürgen Erbacher, „wird der Papst zu einem bewusst handelnden politischen Akteur auf Weltebene.“

Wie schon Johannes XXIII. richtete Franziskus seine Enzyklika als Einladung zum Dialog an „jeden Menschen (...), der auf diesem Planeten wohnt“ (LS 3), also nicht nur an Katholiken. Wo es um die Zukunft des Planeten Erde geht, können Katholiken nicht die alleinigen Adressaten sein. Auch daran ist zu erinnern: Es gab Gründe, die gegen eine solche Enzyklika sprachen. Mit einer klaren Positionierung in der Frage der Verursacher des Klimawandels könnte der Vatikan seine moralische Autorität beschädigen. Zweitens befürchtete er, dass das Thema Bevölkerungspolitik erneut virulent werden könnte. Wenn die Verbrennung von Kohle, Öl und Gas sowie die Abholzung der Wälder den Anstieg der globalen Mit-

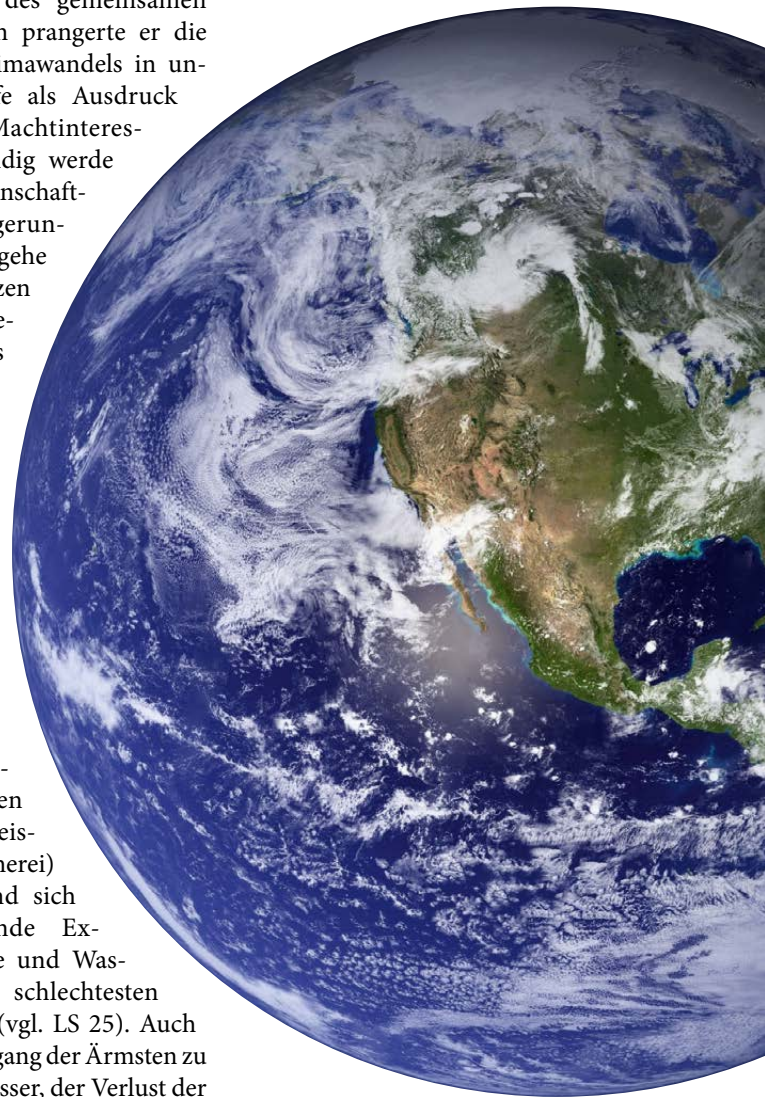
teltemperatur verursacht, dann lässt sich nicht von der Hand weisen, dass neben dem Wirtschafts- auch das Bevölkerungswachstum ein Treiber des Klimawandels ist.

Wie kein Pontifex zuvor stellte Franziskus das derzeitige globale Wirtschaftssystem in Frage. Für ihn erschütterten der Klimawandel, die globale Armut und Ungleichheit die Fundamente des gemeinsamen Hauses. Deswegen prangerte er die Leugnung des Klimawandels in ungewohnter Schärfe als Ausdruck verschleierte Machtinteressen an: Offenkundig werde nicht um die wissenschaftliche Wahrheit gerungen, sondern es gehe um das Durchsetzen von Partikularinteressen gegen das Gemeinwohl (vgl. LS 54, 135, 188).

Laudato si' betonte vor allem die Klimafolgen für die Armen. Sie sind als erste und am härtesten vom Klimawandel getroffen, etwa weil sie besonders stark von der Landwirtschaft und anderen Ökosystemdienstleistungen (z. B. Fischerei) abhängig sind und sich gegen zunehmende Extremwetterereignisse und Wasserknappheit am schlechtesten schützen können (vgl. LS 25). Auch der mangelnde Zugang der Ärmsten zu sauberem Trinkwasser, der Verlust der Biodiversität und die Luftverschmutzung mit ihren nachteiligen Auswirkungen auf die Gesundheit bereiteten dem Papst Sorge: Die Gefahren durch globale Umweltveränderungen und Ressourcenverbrauch könnten in der Zukunft zu Migrationsbewegungen oder gar zu Kriegen führen (vgl. LS 57)

Dabei sah Franziskus nicht das Bevölkerungswachstum als Ursache. Nicht die Zahl der Menschen, sondern die ungleiche Nutzung der vorhandenen natürlichen Ressourcen sei das Problem. Die reichen Länder konsumieren zu viel, ohne mit den Ärmsten zu tei-

len. Vielleicht der wichtigste Punkt: Der Papst erklärte das Klima und die Atmosphäre zu einem Gemeinschaftsgut „von allen für alle“ (LS 23). Auch die Ozeane und andere Naturgüter müssten als „Global Commons“ betrachtet und durch eine entsprechende Ordnungs- und Strukturpolitik geschützt werden (vgl. LS 174). Damit wurde zum ersten Mal in der



Geschichte der kirchlichen Soziallehre das Prinzip der universalen Widmung der Erdengüter auch auf die globalen Kohlendioxid-Senken, Atmosphäre, Ozeane und Wälder angewandt. Um die Ärmsten zu schützen und gefährlichen Klimawandel zu vermeiden, müssen diese Senken vor einer Übernutzung und daraus folgendem gefährlichem Klimawandel bewahrt werden.

Johannes Wallacher und Esther Jünger haben diese Leistung so auf den Punkt gebracht: Franziskus nahm damit „eine umfassende sozialet-

Papst Franziskus wandte – zum ersten Mal in der Geschichte der kirchlichen Soziallehre – das Prinzip der universalen Widmung der Erdengüter auch auf die globalen Kohlendioxid-Senken, Atmosphäre, Ozeane und Wälder an.

sche Aktualisierung der ‚Option für die Armen‘ angesichts der ökologischen Krise vor“. Die Metapher vom „gemeinsamen Haus“ und die Formulierung, dass das Klima „ein gemeinschaftliches Gut von allen und für alle“ (LS 23) sei, haben dabei geholfen. Ottmar Edenhofer und Cecilia Kilimann wiederum hoben in ihrer Würdigung darauf ab, was die Sicht des Klimas als gemeinsames Gut in Bezug auf die Pariser Klimaziele bedeutet: „*Laudato si'* legitimiert einen solchen Eingriff in die staatlichen und privaten Eigentumsrechte (LS 23, bes. 93-95), wenn das Gemeinwohl dies erfordert. Denn in der Tradition der Katholischen Soziallehre stellt die Enzyklika die ‚allgemeine Bestimmung der Erdengüter‘ über das Recht auf Privateigentum (vgl. LS 93). Damit wird die gegenwärtige Nutzung der Atmosphäre nach dem Recht des Stärkeren delegitimiert. Allerdings beantwortet die Enzyklika nicht, wie der verbleibende Deponieraum auf die Erdenbürger aufgeteilt werden soll.“

Perspektiven für die globale Klimapolitik

Kann eine Klimapolitik gerechtfertigt werden, die in die Eigentumsrechte der Besitzer von Kohle, Öl und Gas eingreift? Mit ihrer klaren Positionierung erwies sich *Laudato si'* als Fortschreibung der katholischen Eigentumslehre seit *Rerum Novarum* (1891). Franziskus hatte gegen starke internationale Lobbys den Mut, den Status der Atmosphäre als Globales Gemeinschaftsgut in das kollektive Bewusstsein der Menschheit zu heben. Die Frage der institutionellen Ausgestaltung der Beschränkung des

Zugangs zur Atmosphäre und damit des Schutzes der Ärmsten vor dem Klimawandel ließ er offen.

Die Wurzeln der ökologischen Krise liegen aus Sicht von Franziskus in der Ambivalenz der Moderne, wobei er in Kapitel III immer wieder auf Romano Guardinis Denken in dessen Buch *Das Ende der Neuzeit* von 1965 Bezug nahm. Weltweit haben Wissenschaftler, die sich selbst als Atheisten oder Agnostiker bezeichnen, politisch Konservative, die der Klimapolitik skeptisch gegenüberstehen, und Aktivisten, die die Kirche längst abgeschrieben haben, über diese Enzyklika geredet, deren Unteritel nicht ohne Grund *Über die Sorge für das gemeinsame Haus* lautet.


Franziskus wollte nicht dekretieren, sondern motivieren. Das ist ihm mit *Laudato si'* gelungen. Edenhofer und Kaufmann schlagen in ihrem Artikel eine Brücke zum neuen Papst: „Papst Leo XIV. hat anlässlich des zehnjährigen Jubiläums von *Laudato si'* dazu aufgerufen, die Entschuldung der ärmsten Staaten mit dem Abbau der ökologischen Schulden der Industrieländer zu verbinden. Eine Klima-Koalition mit *Jurisdictional Reward Funds* würde dieser Forderung Rechnung tragen, denn dieses Modell bietet einerseits die Möglichkeit, dass Industrieländer die ökologische Schuld des historischen Emissionsausstoßes durch CO₂-Entnahme-Technologien abzubauen. Andererseits generiert ein sol-

Weltweit haben Wissenschaftler, die sich selbst als Atheisten oder Agnostiker bezeichnen, politisch Konservative, die der Klimapolitik skeptisch gegenüberstehen, und Aktivisten, die die Kirche längst abgeschrieben haben, über diese Enzyklika geredet.

cher Mechanismus Einnahmen, die zumindest dazu beitragen, die strukturellen Finanzierungsgapss der Entwicklungsländer zu überbrücken.“

Papst Leo XIV. könnte – *Laudato si'* weiterführend – diese Themen auf die internationale Agenda setzen und damit den festgefahrenen internationalen Klimaverhandlungen einen gangbaren Ausweg zeigen. ■

Der Autor ist kurzfristig für den verhinderten Vatikanexperten und Autor Marco Politi (Rom) eingesprungen.

 Den Vortrag von Dr. Andreas Batlogg SJ haben wir auch als Video dokumentiert. Über [diesen Link](#) gelangen Sie direkt zum Video in unserem YouTube-Videokanal. Sie finden das Video auch in der [Mediathek](#) unserer Website.

Literatur

<https://www.laudatosi.va/bls/>

<https://www.vatican.va/content/leo-xiv/de/homilies/2025/documents/20250905-inaugurazione-bor-go-laudatosi.html>

Ottmar Edenhofer – Cecilia Kilimann, *Zehn Jahre Laudato si', Papst Leo XIV. und das Dilemma der internationalen Klimapolitik*, in: *Stimmen der Zeit* 243 (2025) 689–700.

Jürgen Erbacher, *Weiter denken. Franziskus als Papst und Politiker*. Ostfildern 2018.

Walter Kardinal Kasper (im Gespräch mit Raffaele Luise), *Das Feuer des Evangeliums. Mein Weg mit Papst Franziskus*. Ostfildern 2016.

Erwin Kräutler, *Habt Mut! Jetzt die Kirche und die Welt verändern*. Innsbruck 2016.

Marco Politi, *Das Franziskus-Komplott. Der einsame Papst und sein Kampf um die Kirche*. Freiburg 2020.

Johannes Wallacher – Esther Jünger, *Niemanden zurücklassen? Für eine nachhaltige Entwicklungszusammenarbeit*, in: *Stimmen der Zeit* 243 (2025) 723–732.

Musik und Religion als Impuls für den gesellschaftlichen Wandel

von Joseph Bastian

Musik und Religion sind zutiefst menschlich: Bevor die ersten Dörfer und Städte entstanden, baute der Mensch vor rund 11.000 Jahren erstmal Tempel. Die ältesten Musikinstrumente, die uns erhalten sind, sind über 35.000 Jahre alt, Flöten aus Schwanenknochen, gefunden auf der Schwäbischen Alb – Deutschland war damals schon Musikland!

Die Neurowissenschaft und die Paläomusikologie zeigen uns inzwischen, dass Musik und Sprache sich beim Menschen gleichzeitig entwickelt haben, womöglich ist Musikalität sogar die Bedingung für die Sprachentwicklung gewesen. Das ist wichtig zu verstehen: Musik ist nicht „nice-to-have“, sie ist keine verzichtbare Zusatzaktivität, Musik ist im Zentrum des Menschseins, ist etwas, das uns definiert.

Das Feld ist zu komplex, um hier betreten zu werden, aber ein kleines Beispiel zur Verdeutlichung: Die Art, wie wir mit Säuglingen kommunizieren, ist weltweit und in allen Kulturkreisen gleich. Wir erhöhen die Stimme etwas und übertreiben die melodische Linie, betonen gewissermaßen die Musikalität der Sprache, unsere Kinder lernen ihre Muttersprache in erster Linie als musikalische Sprache, lange bevor die Wörter anfangen, Sinn zu ergeben. Das ist der Punkt, an dem wir der Bibel mit einem kleinen Augenzwinkern tatsächlich widersprechen dürfen: Am Anfang war nicht das Wort, am Anfang war die Musik. Also haben Musik und Religion dieses gemeinsam: Sie sind zutiefst menschlich und appellieren direkt an unsere Emotionen. Was sie unterscheidet: Musik erhebt im Gegensatz zur Religion keinen moralischen Anspruch. Ein zweiter, wichtiger Unterschied: Auch wenn sie eine tatsächliche Macht über die Menschen hat, haben Musik und die Musikwelt keinen Machtanspruch. In der Frage, die uns heute bewegt, möchte ich in erster Linie die Impulse aus der Musikwelt, insbesondere der klassischen Musik, beleuchten, und mögliche Parallelen und Unterschiede zum kirchlichen Ansatz, dem des Papstes Franziskus in *Laudato si'*.



Joseph Bastian, Chefdirigent und Künstlerischer Leiter, Münchner Symphoniker

Am Anfang war nicht das Wort, am Anfang war die Musik. Also haben Musik und Religion dieses gemeinsam: Sie sind zutiefst menschlich und appellieren direkt an unsere Emotionen. Was sie unterscheidet: Musik erhebt im Gegensatz zur Religion keinen moralischen Anspruch.

Am Anfang war nicht das Wort, am Anfang war die Musik. Also haben Musik und Religion dieses gemeinsam: Sie sind zutiefst menschlich und appellieren direkt an unsere Emotionen. Was sie unterscheidet: Musik erhebt im Gegensatz zur Religion keinen moralischen Anspruch.

Sollte sich die Musikwelt in der Klimakrise engagieren und wie?

Auch wenn sie gerade wieder vom mächtigsten Mann der Welt auf offener Bühne gelehnt wurde: Die Klimakrise ist real, sie ist menschengemacht, sie wird jeden Tag immer spürbarer und an dem Tag, an dem sie nicht mehr zu leugnen sein wird, wird es wahrscheinlich zu spät sein, sie erfolgreich abzuwenden. Das ist ein Punkt, wo der Ansatz von *Laudato si'* eine große Schwäche aufweist. Etwas, das zu oft übersehen und zu selten thematisiert wird: Wir müssen die Erde so erhalten und pflegen, nicht nur weil sie schön ist und Gottes Geschenk an uns, sondern damit sie für uns bewohnbar bleibt! Also ist die Antwort ein klares Ja: Die Musikwelt muss sich engagieren, aus praktischen, aus moralischen Gründen und auch weil die Musikindustrie eine Klimabilanz aufweist, die nach Korrektur verlangt. Die Krise kann auch ökonomisch für unseren Industriezweig bedrohlich werden: vermehrte und heftigere Naturkatastrophen, eine verfehlte Transformation unserer Industrien belasten öffentliche Haushalte. Kultur gehört dann oft zu den Sektoren, bei denen der Rotstift zuerst angesetzt wird.

Wie kann Musik sensibilisieren?

Wie kann die klassische Musikwelt auf das Klimathema aufmerksam machen und einen positiven Einfluss auf die Menschen und auf die Gesellschaft haben? Ich möchte hier Dr. Marcel Nicolaus zitieren, Meeresphysiker am Alfred-Wegener-Institut: „Was einen (...) betroffener macht, ist zu sehen, wie schwer es ist, das trotz des guten Wissens zu kommunizieren und in Handlung zu bringen. Dass es wirklich so ist, das habe ich über die letzten Jahrzehnte in meiner Arbeit gelernt. Fakten und Wissen helfen nicht. Erst Betroffenheit führt dazu, dass Leute handeln.“

Emotionen sind die stärkste Waffe, wenn man Menschen zu etwas bewegen möchte. Das haben Populisten leider sehr viel früher als alle anderen kapiert. Deren Rhetorik ist aber in

erster Linie negativ. In unserem Fall heißt es: Man will euch euer Auto, euer Fleisch, euren Wohlstand wegnehmen!

Dass Emotionen wirken, das sehen wir jede Minute in den sozialen Medien. Angst, Empörung, Ablehnung, Verwirrung, Aggression: Diese negativen Emotionen sollen in uns eine Reaktion herbeiführen, uns zu einer kurzfristigen Handlung bewegen, auf Neudeutsch: Sie triggern uns.

Man könnte etwas mutlos werden im Angesicht dieser Macht: auch deswegen, weil sich zu viele Politikerinnen und Politiker, die eigentlich nicht zu den Populisten zählen, sich dieser Werkzeuge bedienen – und das ist, wie wir in unseren Demokratien sehen, ein zweischneidiges Schwert.

Negative Emotionen behindern z. B. unsere Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge zu verstehen – das ist beim Klimawandel fatal.

Aber gerade hier können wir als Künstler:innen ansetzen und positive Impulse setzen: Die Menschen kommen zu uns in der Regel, um Positives zu erleben. Niemand kauft eine Konzertkarte, um per se getriggert zu werden. Das setzt aber auch voraus, dass wir uns, ganz besonders als klassische Musiker:innen, für ein breites und diverses Publikum öffnen. Das ist eben die Kraft und eine Besonderheit der klassischen Musik: Sie spricht Menschen aller Gesellschaftsschichten an und Menschen mit den verschiedensten politischen Einstellungen.

Es ist in den letzten Jahrzehnten schon einiges geschehen, um die klassische Musik nahbarer zu machen, genug ist es sicher noch nicht. Aber hier sehen wir ganz deutlich, warum wir einerseits in der Pflicht sind, ein diverses, inklusives Publikum anzusprechen – eben nicht nur eine Elite –, andererseits warum es so wichtig ist, dass der Musikbetrieb öffentlich finanziert bleibt. Er ist ein öffentlicher Dienst, ein Dienst an die Gesellschaft. Eine mangelnde staatliche Finanzierung macht ihn zwangsläufig elitär und schadet dadurch der ganzen Gemeinschaft. An dieser Stelle ein Verweis auf die Studie *Kultur und Demokratie – die Evidenz* aus dem Jahre 2023, die für die EU-Kommission erstellt worden ist, zum Wert von Kultur für die Gesellschaft.

Musik als Botschaft

Die positive Kraft der Musik kann durchaus von Nutzen sein. Positive Emotionen sind nämlich nachhaltiger. Sie haben zwar nicht die Schockwirkung, die zu schnellen Reaktionen führt, aber sie beeinflussen langfristig Motivation und Handlungsfähigkeit. Warum ist das eine gute Nach-



Foto: cyanod6 / canva.com

Die klassische Musik hat ihren eigenen Ansatz, um auf Themen aufmerksam zu machen: Sie weckt positive Emotionen, die langfristig Motivation und Handlungsfähigkeit beeinflussen.

richt? Weil wir durchaus als Musiker:innen einiges in unsere Konzerte packen können, das auf ein komplexes Thema wie der Klimawandel verweisen kann, das zum Denken anregen, Betroffenheit auslösen oder einfach positiv berühren kann. Unsere Konzertbesucherinnen und -besucher bekommen sozusagen ein kleines Extra zu ihrem rein musikalischen Erlebnis, mehr oder weniger bewusst. Das fängt bei den einfachsten Ideen an: Es gibt viele Musikwerke, die auf die Schönheit und den Wert der Schöpfung hinweisen. Beethovens *Pastorale*, Vivaldis *Vier Jahreszeiten*, Haydns *Schöpfung* oder die *Alpensinfonie* von Richard Strauss.

Da sind wir gefragt, als künstlerisch Verantwortlichen, zwischen Dramaturgie und musikalischer Leitung, Programme zu entwerfen, die nicht nur musikalisch ansprechend sind, sondern auch noch, mehr oder weniger klar und bewusst, eine Botschaft enthalten. Musik ist auch ein Spiegel der Gesellschaft und es ist bezeichnend, wie viele Komponistinnen und Komponisten heutzutage sich mit der Umweltthematik beschäftigen und sie in ihre Werke einfließen lassen. Ein paar Beispiele:

- Direkte Verweise, wie in *Tipping Points – Kippunkte* von Rachel Portman, oder *Inlandsis*, eine klimatische Trilogie zur Eiskappenschmelze von Camille Pépin.
- Das Schlagzeugkonzert *Leviathan* von John Psathas, das wir vor einem Jahr mit den Münchner Symphonikern und Alexej Gerassimez aufgeführt haben. Für dieses Werk wurde gezielt Ozeanmüll gesammelt und darauf gespielt. Das Werk ist so toll, dass das Publikum jedes

Die Menschen besuchen Konzerte, um Positives zu erleben. Das ist eben die Kraft und eine Besonderheit der klassischen Musik: Sie spricht Menschen aller Gesellschaftsschichten an und Menschen mit den verschiedensten politischen Einstellungen.



Links: Das letzte Podium der Tagung bestritten (v. l. n. r.): der Dirigent und Komponist Georg Mayrhofer, Dr. Stefanie Strigl, Musikwissenschaftlerin an der LMU München, Prof. Dr. Markus Vogt, Joseph Bastian und der Kulturreferent der Deutschen Bischofskonferenz Dr. Jakob Johannes Koch.



Rechts: Der Musiker und Autor Ulrich Haider vom *Orchester des Wandels* sprach über Motivation, Erfahrungen und Wirkungen des Orchesters.

Mal ausrastet. Positive Emotionen und eine Botschaft. In dem Fall hatten wir eine Meeresbiologin von Greenpeace Deutschland für die Konzerteinführung eingeladen, auch ihre Worte waren so positiv und faszinierend, dass das Konzert zehn Minuten später beginnen musste.

- Ein letztes Beispiel, das inzwischen international ein Hit geworden ist: das *Recycling Concerto* von Gregor Mayrhofer. Für sein Schlagzeug-Konzert hat er ebenfalls, auf faszinierende Weise Müll in Musikinstrumente verwandelt.

Wir sind also gefragt, subtil und ansprechend, diese Thematik in unsere Konzertprogramme einfließen zu lassen – und das macht übrigens viel Spaß!

Musiker:innen als Botschafter:innen

Künstler:innen sind Bürger. Meinungsfreiheit gilt auch für sie, auch die Freiheit, sich oder sich nicht zu engagieren, aus welchem Grund auch immer. In erster Linie Ölkonzerte haben es grandios geschafft, die Verantwortung von sich selbst auf den Einzelnen umzulenken. Umso schöner ist es zu sehen, dass die Orchestermusiker:innen in Deutschland die Klugheit besitzen, das Problem von der systemischen Seite aus anzugehen. Und das als Kollektiv, als *Orchester des Wandels*. Alle Orchester und Opernhäuser stehen nämlich vor ähnlichen Problematiken, die Lösungen werden auch ähnlich sein. Auch das setzt ein Zeichen, ein Impuls in die Gesellschaft.

Ein Beispiel, in dem Fall aus Aarhus, Dänemark: Dort werden keine Blumen mehr am Ende des Konzertes geschenkt. Die Spielzeiten der Orchester finden in der Regel in Jahreszeiten statt, in denen Blumen in unseren Breiten gar nicht wachsen. In Aarhus erhält man stattdessen einen Baum

aus recycelter Pappe, als Symbol für einen gepflanzten Baum – die Pflanzung erfolgt über eine Partnerstiftung. Dort habe ich nicht nur schöne Konzerte dirigiert, sondern bin inzwischen „Besitzer“ von drei Bäumen. Auch bei den Münchner Symphonikern gibt es seit dieser Spielzeit keine Blumen mehr, sondern recycelte Kerzen aus einer Behindertenwerkstatt. Nachhaltigkeit und Inklusion. Das sind sichtbare Zeichen, die auch Konzertgänger:innen inspirieren können. Viele dieser tollen Ideen und Lösungen kommen vom *Orchester des Wandels*.

Unser Geschäft ist sehr stark international, Reisen gehört dazu. Ein Solist, eine Dirigentin, hat einen höheren Marktwert, wenn er und sie in den wichtigen Metropolen der Welt auftritt. Es heißt ja auch „Weltkarriere“. Die Orchester und Opernhäuser „müssen“ in Paris, London, New York, Shanghai und Tokyo präsent sein, wenn sie zur Weltspitze gehören wollen. Es ist momentan nicht absehbar, dass dieses System sich bald ändern wird: Niemand will der Erste sein, der nicht mehr reist. Solistinnen und Dirigenten würden ihre Karriere womöglich sabotieren, wenn sie Reisen ablehnen würden.

Aber trotzdem gibt es Lösungsversuche: Manche skandinavischen Orchester laden z. B. nur noch Gastkünstler:innen ein, die mit dem Zug anreisen können. Dass ich als Chefdirigent der Münchner Symphoniker mit dem Fahrrad zu Proben und Konzerten fahren kann, ist ein Glücksfall, aber es ist vor allem eine Seltenheit. Sich engagieren und andere Menschen inspirieren, können aber auch einzelne Musikerinnen, wie z. B. die Cellistin Tanja Tetzlaff mit ihrem Film-

Auch bei den Münchner Symphonikern gibt es seit dieser Spielzeit keine Blumen mehr, sondern recycelte Kerzen aus einer Behindertenwerkstatt. Nachhaltigkeit und Inklusion. Das sind sichtbare Zeichen, die auch Konzertgänger:innen inspirieren können.

projekt *Suiten für eine verwundete Welt*, in dem sie Bachs sechs Suiten für Solo-Cello an vom Klimawandel bedrohten und von Klimakatastrophen bereits zerstörten Orten spielt – „Erst Betroffenheit führt dazu, dass Leute handeln.“

Feminismus und Ökofeminismus

Dass diese Thematik, die ich für ausschlaggebend halte, von Franziskus weitestgehend ausgelassen wurde, ist schade, aber nicht unbedingt verwunderlich. Es ist fraglich, ob eine Kirche das Patriarchat überhaupt in Frage stellen kann. Aber auch hier können wir als Musiker:innen deutliche und positive Impulse setzen. In Bezug auf Dirigentinnen zum Beispiel hat sich in der Klassikwelt schon einiges getan. Bei Komponistinnen ist es noch ein etwas weiterer Weg. Aber auch die Struktur unseres Geschäftsmodells ist – wie die meisten anderen auch – immer noch stark auf Männer ausgerichtet und muss nachhaltig geändert werden.

Warum wir uns für die Gleichberechtigung stark machen und auch da Impulse setzen sollten? Um mit Franziskus und mit der Bibel zu sprechen: weil es moralisch richtig ist, weil wir alle Geschöpfe Gottes sind, weil er uns als Mann und Frau geschaffen hat. Aber auch weil wir sonst 50 % aller Talente in der Musikwelt, in der Welt überhaupt vermissen. Und in der menschengemachten Klimakrise zeigt sich eine einfache Rechnung: Statistisch gesehen haben Männer einen größeren Anteil am Problem, während Frauen häufiger Teil der Lösung sind.

Warum wir uns für die Gleichberechtigung stark machen und auch da Impulse setzen sollten? Um mit Franziskus und mit der Bibel zu sprechen: weil es moralisch richtig ist, weil wir alle Geschöpfe Gottes sind, weil er uns als Mann und Frau geschaffen hat.

sie akzeptabel oder gar willkommen – viele Maßnahmen sind nämlich auch ökonomisch sinnvoll.

Als Verantwortungsträger habe ich eine Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft, aber auch gegenüber meinen Musikerinnen und Musikern: die Institution, die ich leite, nicht zu gefährden. Immer noch entscheiden Politiker, Menschen, über unsere Finanzierung: „Wes Brot ich ess‘, des Lied ich sin“. Der Vorteil der Musik: Sie muss sich Wörtern nicht bedienen, sie kann auf Dinge verweisen, ohne sie anzusprechen. Auf dieser Art kann sie wunderbar subversiv wirken.



Georg Mayrhofer (am Flügel) und Bella Adamova (Mezzosopran) trugen zum Abschluss der Tagung Arien aus dem Oratorium *Wir sind Erde* vor – die Begeisterung zeigte sich durch anhaltenden Applaus.

Grenzen

Musik und Religion können, wie wir gesehen haben, Impulse in der Gesellschaft setzen und einen klaren und messbaren Effekt haben. Beide können und sollen Menschen inspirieren. Beide wollen alle Menschen ansprechen, unabhängig vom sozialen Status und von der Herkunft. Diesbezüglich sind ihre Grenzen oft selbst auferlegt und dadurch auch überwindbar.

Aber die deutlichere Grenze ist da, wo die Entscheidungen getroffen werden: in der Politik. Im Falle der Kunst ist es relativ einfach zu verstehen: Solange meine Aktion unpolitisch bleibt oder zu bleiben scheint bzw. nicht mit klarer Kritik oder Forderungen an die Politik gekoppelt ist, ist

CODA

Musik und Religion sind zutiefst menschlich, sie berühren uns und geben uns Trost und Orientierung. Beide sprechen zu dem Einzelnen, können uns aber verbinden, Hoffnung wecken und die Schönheit der Schöpfung erfahrbar machen. Gerade in der Klimakrise mit ihrer Komplexität und in einer lauten Welt brauchen wir diese positiven Impulse. Fakten reichen eben nicht aus – Menschen müssen berührt werden. Die Musikwelt kann in dieser Frage auch Vorbild sein: durch nachhaltiges Handeln, durch Programme, durch Künstlerinnen und Künstler, die als Botschafter auftreten, durch eine aktive Öffnung zur Welt, in ihrer Vielfalt und Diversität. Es ist wie in der Musik: Erst die Summe der Instrumente macht die Harmonie.

Die Bewältigung der Klimakrise ist eine Gemeinschaftsaufgabe, und wir alle sind Teil dieses Orchesters. ■

Den Vortrag von Joseph Bastian haben wir auch als Video dokumentiert. Über [diesen Link](#) gelangen Sie direkt zum Video in unserem YouTube-Videokanal. Darüber hinaus haben wir für Sie auch die [Einführungen](#) sowie die drei Podiumsgespräche als Video dokumentiert: [erstes Podium](#), [zweites Podium](#) und [drittes Podium](#). Und wir zeigen Ihnen in [diesem Video](#) den Entstehungsprozess des Films *Wir sind Erde* und eine live gesungene Arie aus dem Oratorium *Wir sind Erde*. Alle Videos finden Sie auch in der [Mediathek](#) unserer Website.

Glauben, der frei macht?

Freiheitsvorstellungen zur Zeit der Zwölf Artikel und heute

GESCHICHTE

Was bedeutet Freiheit – damals wie heute? Dieser Frage ging die Katholische Akademie in Bayern gemeinsam mit dem Stadtarchiv Memmingen, der Cityseelsorge Memmingen und Bildung Evangelisch nach bei der Veranstaltung *Glauben, der frei macht? Freiheitsvorstellungen zur Zeit der Zwölf Artikel und heute*, die am 14. Oktober 2025 in Memmingen stattfand.

Im Zentrum der Abendveranstaltung stand die Auseinandersetzung mit den Freiheitsvorstellungen zur Zeit der Bauernkriege und der Zwölf Artikel von 1525 sowie deren Wirkungsgeschichte bis in die Gegenwart. Untersucht

wurde, wie religiöse Überzeugungen und konfessionelle Zugehörigkeiten die Freiheitskonzepte des 16. Jahrhunderts prägten und welche Rolle sie in unterschiedlichen konfessionellen Kontexten spielten. Im Dialog mit heutigen Konzepten individueller, politischer und religiöser Freiheit eröffnete die Veranstaltung neue Perspektiven auf Kontinuitäten und Brüche im Freiheitsdiskurs – und auf die bleibende Bedeutung der Zwölf Artikel.

Lesen sie in diesem Dossier die Vorträge des Abends von Prof. Dr. Britta Kägler und Prof. Dr. Reiner Anselm.

„Freyheit“ mit y

Die Zwölf Artikel von Memmingen und ihre konfessionelle Deutungsgeschichte von Britta Kägler

In der Thüringer Landesausstellung zum Gedenkjahr des Bauernkriegs 1525/2025 begegnet einem ein kleines orthographisches Signal mit großer historischer Botschaft: Das Wort „Freyheit“ wird dort bewusst mit „y“ geschrieben – eine Schreibweise des 16. Jahrhunderts, die deutlich macht, dass es sich nicht um die Freiheit handelt, die wir heute meinen. Wer das erkennt, hat schon etwas Wesentliches über die Zwölf Artikel, die 1525 in Memmingen verfasst wurden, verstanden: Denn sie sind keine moderne Menschenrechtsklärung *avant la lettre*. Sie sind ein Dokument ihrer Zeit – und gerade deshalb so aufschlussreich.

Mehr als fünfhundert Jahre nach ihrer Entstehung fragen wir nicht nur, was die Artikel sagten, sondern wie sie gedeutet wurden: von Zeitgenossen, aber auch von späteren Rezipienten, von Protestanten und Katholiken, von Nationalhistorikern und Sozialwissenschaftlern.

Denn die Geschichte der Zwölf Artikel ist nicht nur eine Geschichte der Forderungen von Schreibern, Bäuerinnen



Prof. Dr. Britta Kägler, Professorin für Bayerische Landesgeschichte und europäische Regionalgeschichte an der Universität Passau

und Bauern, städtischer Bevölkerung und unterbäuerlichen Schichten – sie ist auch eine Geschichte der Spiegel, die verschiedene Epochen dem Dokument vorgehalten haben.

Memmingen, Februar 1525: Eine unerwartete Allianz

Was sich in Memmingen im Februar 1525 ereignete, war in seiner inneren Dynamik keineswegs vorhersehbar. Die Bauern der umliegenden Dörfer hatten die Bitte des Rates, ihre Anliegen Dorf für Dorf gesondert vorzulegen, schlicht ignoriert. Stattdessen erschienen sie am 24. Februar gemeinsam vor dem Memminger Rat – und ließen ihn zunächst förmlich versprechen, sie „nach außweisung vnd inhalt des götlichen worts“ zu behandeln. Erst dann, nach neuerlicher Beratung, legten sie ihre gebündelten Positionen in einem einzigen Dokument vor.

Was an diesem Dokument überrascht: An erster, prominentester Stelle steht nicht die Abschaffung der Leibeigenschaft, nicht die Frage des Zehnts oder des Jagdrechts – sondern die Forderung nach freier Pfarrrwahl. Soziale und wirtschaftliche Anliegen folgten danach. Und das ist kein Zufall, sondern vielmehr das Ergebnis einer bemerkenswerten Verbindung zweier bislang getrennter Bewegungen: der städtisch-reformatorischen Bewegung einerseits und der bäuerlichen Protestbewegung andererseits.

Der Schreiber und Küschnerge-selle Sebastian Lotzer dürfte die entscheidende Scharnierfunktion gespielt haben. Durch seine redaktionelle Überarbeitung der dörflichen Einzelforderungen verschmolzen zwei Energien, die sich gegenseitig verstärkten: Die städtischen Reformationsanhänger fanden in den Bauernhaufen eine mächtige soziale Kraft; die Bauern hingegen griffen das reformatorische sola-scriptura-Prinzip auf – nur, was in der Bibel stehe, sollte gelten, um das Heil zu vermitteln – und nutzten es als neue, schlagkräftige Legitimation für ihre sehr konkreten sozialen und wirtschaftlichen Forderungen. Der Prediger Christoph Schappeler gab dem Ganzen theologischen Rückhalt und half dem Rat in der Folge, eine verbindliche Linie zu halten: Memmingen kam seinen eigenen Bauern weit entgegen, stellte sogar die Abschaffung der Leibeigenschaft in Aussicht und verhinderte so, dass sie sich einem der großen Bauernhaufen anschlossen.

Der Rechtshistoriker David von Mayenburg hat die Zwölf Artikel jüngst als „Vorboten der Menschenrechtserklärungen“ bezeichnet – ein kühner, aber nicht unbedachter Vergleich. Denn tatsächlich verbinden sie soziale Forderungen, religiöse Begründung und politischen Anspruch in einer Weise, die für ihre Zeit außergewöhnlich ist. Ob man sie freilich als Menschenrechtserklärung lesen darf, hängt entscheidend davon ab, wie man das „y“ der „Freyheit“ gewichtet.

Vom Evangelium zur Aufruhr-schrift: Die Deutungen des 16. Jahrhunderts

Schon die Zeitgenossen waren sich über die Bedeutung der Zwölf Artikel alles andere als einig. Im protestantischen Umfeld wurden sie zunächst weithin als legitimer Ausdruck der reformatorischen Freiheit der Christenmenschen verstanden. Die Bauern beriefen sich auf das Evangelium, auf das Wort Gottes als alleingültige Norm und damit auf die Grundüberzeugung der Reformation selbst.

Doch die führenden Reformatoren distanzieren sich bald, als der Aufstand gewaltsam eskalierte. Martin Luther, der die soziale Unruhe von Anfang an mit Unbehagen beobachtet hatte, zog 1525



Die Zwölf Artikel von Memmingen sind ein wichtiges Kapitel in der frühneuzeitlichen Geschichte. Über Flugblätter, wie hier dargestellt, informierten sich die Menschen über deren Inhalt.

in seiner Schrift *Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern* eine scharfe Grenze: Wer mit der Faust das Evangelium durchzusetzen suche, handle nicht aus Gottesgeist, sondern vielmehr aus Teufelsgeist. Die Bauern hätten das Wort Gottes missbraucht, um weltliche Interessen zu bemänteln. Philipp Melancthon und Huldrych (Ulrich) Zwingli schlossen sich dieser Distanzierung an. Damit war eine

Auch aus dem reformatorischen Lager kamen kritische Stimmen gegenüber den Bauern, und umgekehrt gab es in manchen katholischen Regionen durchaus Verständnis für einzelne soziale Forderungen. Die Wirklichkeit war vielschichtiger als die Narrative, die man aus ihr destillierte.

Trennlinie gezogen, die für die Rezeptionsgeschichte der nächsten Jahrhunderte prägend bleiben sollte: zwischen reiner, geistiger Reformation und ihrer politisch-sozialen Entgleisung.

Aus katholischer Sicht war das Bild von Anfang an ein anderes – und in gewisser Hinsicht lässt es sich sogar als konsequenter bezeichnen. Was die Reformation ausgelöst hatte, führte in Chaos und Aufruhr: Wer die Autorität der Kirche in Frage stelle, breche am Ende jede Ordnung auf. In Chroniken von katholischen Schreibern aus dem Süden des Alten Reichs erschienen die Bauern als „verblendete Untertanen“, deren Berufung auf das Evangelium eine Anmaßung sei. Die Zwölf Artikel galten darin als Produkt einer durch Luthers Lehre verführten Aufstands-bewegung, die als häretisch in der Begründung und als gefährlich in den Folgen betrachtet wurde. Dabei verdient eine Nuance Beachtung, die in der konfessionellen Polemik gerne unterging: Auch aus dem reformatorischen Lager kamen kritische Stimmen gegenüber den Bauern, und umgekehrt gab es in manchen katholischen Regionen durchaus

Verständnis für einzelne soziale Forderungen. Die Wirklichkeit war, wie so oft, vielschichtiger als die Narrative, die man aus ihr destillierte.

Ranke gegen Janssen: Das 19. Jahrhundert und seine Geschichtspolitik

Erst das 19. Jahrhundert machte den Bauernkrieg zu einem Gegenstand na-

tionaler Geschichtszählung; und hier tritt die konfessionelle Prägung mit besonderer Schärfe hervor. Zwei Historiker stehen exemplarisch für zwei grundsätzlich verschiedene Deutungen, die zugleich zwei konfessionelle Weltansichten repräsentieren. Leopold von Ranke, Begründer der modernen Geschichtswissenschaft und trotz seines Objektivitätsanspruchs protestantisch verortet, schilderte in seinen *Deutschen Geschichten im Zeitalter der Reformation* (1839–1847) die Bauern als tragisch Fehlgeleitete. Ihr religiöser Impuls sei durchaus aus der Reformation erwachsen. Für Ranke war die Reformation eine Art göttlicher Akt innerer Erneuerung. Die Zwölf Artikel bezeichnete er noch als „sehr positive Forderungen“, die allerdings bereits den Kern einer „totalen Emancipation“ enthielten (S. 192), den Bauernkrieg dagegen als „größtes Naturereignis des deutschen Staates“. Das klingt kritisch, aber es ist

Die sozialen Missstände, gegen die die Bauern aufbegehrten, waren keine Erfindung der Reformation; sie existierten lange davor und hatten neben religiösen auch juristische, ökonomische und agrarwirtschaftliche Dimensionen.

eine Kritik, die die Reformation selbst unberührt lässt und sogar stärkt: Der wahre Geist der Freiheit war geistig, nicht materiell.

Der katholische Historiker Johannes Janssen antwortete mit seiner monumentalen *Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters* (1878–1894), die als direkter Gegenentwurf zu Ranke konzipiert war. Für Janssen war der Bauernkrieg kein Unglücksfall der Reformation, sondern ihr logisches Ergebnis: Luther habe mit seiner Denkschrift *Von der Freiheit eines Christenmenschen* (*De libertate christiana*) den sittlichen und sozialen Zusammenhalt des spätmittelalterlichen Gemeinwesens gesprengt. Was bei Ranke als tragische Episode erscheint, ist bei Janssen ein moralischer Zusammenbruch und



Im Anschluss an die beiden Vorträge von Prof. Dr. Britta Kägler (2. v. li.) und Prof. Dr. Reiner Anselm (2. v. re.) moderierten Claus Ortman (li.) vom Evangelischen Bildungswerk Memmingen und Dr. Maria Weiland (re.) von der Cityseelsorge Memmingen das Gespräch der beiden Referierenden.

das Dokument der Zwölf Artikel der Beleg für die zerstörerische Kraft des reformatorischen Prinzips.

Beide Deutungen sagen, wie man zu Recht feststellen darf, mehr über das 19. Jahrhundert als über die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts aus. Sie sollten im Zusammenhang einer Epoche gesehen werden, die in der Geschichte zum Instrument konfessioneller Identitätspolitik wurde und in der ein Kulturkampf zwischen Preußen und dem (politischen) Katholizismus ausgetragen wurde. Ranke baute die Reformation zur Wiege der deutschen Nation aus, während Janssen das mittelalterliche Erbe gegen die protestantisch-preußische Meisterzählung verteidigte. Die Bauern des oberschwäbischen Aufstands vom Frühjahr 1525 und ihre Forderungen wurden damit gewissermaßen zur Figur auf einem Spielbrett, das längst nach anderen Regeln aufgestellt war.

Blickle und die „Revolution des Gemeinen Mannes“: Eine neue Erzählung

Die moderne Geschichtsforschung hat dieses Feld im Verlauf des 20./21. Jahrhunderts wiederum grundlegend verändert. Der Historiker Peter Blickle prägte in den 1970er Jahren den Begriff der „Revolution des Gemeinen Mannes“ und legte damit einen interpretatorischen Rahmen vor, der bis heute (nach-)wirkt. Blickle

sieht in den Zwölf Artikeln nicht primär ein Zeugnis religiöser Schwärmerie oder sozialer Missstände, sondern ein frühes politisches Manifest, nämlich den Versuch, das Evangelium als Maßstab gesellschaftlicher Gerechtigkeit zu etablieren und Glaube, Recht und soziale Ordnung in eine neue Einheit zu bringen.

Blickles These ist historisch überzeugend, aber nicht ohne konfessionelle Implikationen. Sein Schlüsselbegriff des „Göttlichen Rechts“ – die Vorstellung, dass die Bibel unmittelbar als Grundlage sozialer Ordnung dienen könne – hat eine reformatorische Signatur: Er setzt das sola-scriptura-Prinzip als politisches Instrument voraus. Die Frage, ob das eine protestantische Engführung darstellt, ist durchaus berechtigt.

Die Zwölf Artikel wirkten in der Erinnerung, in der Forschung, im konfessionellen Streit und schließlich im Überwinden dieses Streits weiter und machen gerade dadurch den Bauernkrieg und seine Forderungen zu einem faszinierenden Kapitel der frühneuzeitlichen Geschichte.



Bild: Nach Julius Schrader (1875) / Wikimedia Commons, Public Domain



Foto: Wikimedia Commons, Public Domain

Links: Leopold von Ranke beschrieb die Bauern aus protestantischer Perspektive als tragisch Fehlgeleitete. Rechts: Für den katholischen Historiker Johannes Janssen ist der Bauernkrieg die logische Konsequenz der Reformation.

Denn die sozialen Missstände, gegen die die Bauern aufbegehrten – Leibeigenschaft, willkürliche Abgaben, Einschränkung der Jagd und Nutzung von Wäldern und Gewässern – waren keine Erfindung der Reformation; sie existierten lange davor und hatten neben religiösen auch juristische, ökonomische und agrarwirtschaftliche Dimensionen.

Eine differenzierte ‚katholische‘ Perspektive kann diesen Befund produktiv ergänzen: Sie erinnert daran, dass die Kirche als Institution im 16. Jahrhundert selbst tief in die Grundherrschaft verflochten war, dass es auch innerkatholische Reformbestrebungen gab, und dass die Zwölf Artikel keineswegs nur gegen konfessionelle Gegner gerichtet waren, sondern gegen Verhältnisse, die quer durch alle konfessionellen, sozialen und territorialen Lager verbreitet waren. Sie relativiert damit zugleich das Bild einer vermeintlich vorrangig protestantischen Freiheitsbewegung.

500 Jahre später: Was bleibt?

Johannes Rau hat die Zwölf Artikel als Bundespräsident bei einer Gedenkveranstaltung in Memmingen im Jahr 2000 das „Monument der deutschen Freiheitsgeschichte“ genannt. Das ist eine Zuschreibung, die zugleich verrät, wie sehr jede Gegenwart das Dokument nach ihren eigenen Bedürfnissen formt. Das

Gedenkjahr 2025 war da keine Ausnahme: In Memmingen selbst – in den Zwölf-Artikel-Häusern, in der Bayernausstellung *Projekt Freiheit – Memmingen 1525* des HdBG, in Veranstaltungsreihen und Ausstellungen – begegnet(e) man einer Erinnerungskultur, die konfessionelle Grenzen überschreitet. Was einst trennte, wird heute als gemeinsames Erbe verstanden. Das ist ein Fortschritt, den man nicht geringschätzen sollte. Und doch lohnt es sich, die alten konfessionellen Kontroversen nicht einfach beiseitezuschieben, sondern sie als Interpretationsangebote ernst zu nehmen – auch wenn man ihre apo-

logetische Schlagseite kritisch betrachtet. Denn sie schärfen den Blick für Fragen, die heute nicht weniger drängend sind: Wie weit darf religiöse Überzeugung zum politischen Argument werden? Wo endet legitimer Protest gegen Unrecht, und wo beginnt Willkür? Und was bedeutet Freiheit – nicht als abstrakte Idee, sondern als konkreter Anspruch auf würdige Lebensverhältnisse?

Die Zwölf Artikel waren keine Verfassung und keine Menschenrechtsklärung in unserem modernen Sinne. Aber sie waren ein ernsthafter und ernstgemeinter Versuch, Glaube und Recht, Transzendenz und Alltag, Gottvertrauen und politischen Anspruch zusammenzudenken. Dass dieser Versuch in einer gewaltsamen Niederschlagung endete, bedeutete aber keineswegs ein Ende. Die Zwölf Artikel wirkten in der Erinnerung, in der Forschung, im konfessionellen Streit und schließlich im Überwinden dieses Streits weiter und machen gerade dadurch den Bauernkrieg und seine Forderungen zu einem faszinierenden Kapitel der frühneuzeitlichen Geschichte.

Vielleicht liegt gerade in der Spannung zwischen dem „y“ der Freyheit von 1525 und dem „i“ der Freiheit von heute der eigentliche Erkenntnisgewinn: nicht die beruhigende Kontinuität einer langen Freiheitsgeschichte, sondern die beunruhigende Fremdheit einer vergangenen Welt, die uns dennoch etwas zu sagen hat. ■

Literaturhinweise

Peter Blickle: *Die Revolution des gemeinen Mannes. Der deutsche Bauernkrieg 1525*, München 2024.

Peer Frieß: *Die Politik der Reichsstädte Memmingen und Überlingen im Bauernkrieg von 1525*, in: Sigrid Hirbodian u. a. (Hrsg.): *Akteure des Bauernkriegs im deutschen Südwesten*, Ostfildern 2025, S. 105–128.

Britta Kägler/Vito Conego: *Geschlechterrollen als Teil gemeindlicher Ordnungsvorstellungen: Frauen in programmatischen Quellen des Bauernkriegs 1524/25*, in: Ulrich Niggemann (Hrsg.), *Der Bauern-*

krieg von 1525. Staatlichkeit und Ordnungsvorstellungen, Baden-Baden 2025, S. 117–142.

David von Mayenburg: *Rechtsgeschichten des Bauernkriegs. Agrarische Revolten zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit*, Köln 2025.

Leopold von Ranke: *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation*, Bd. 2, Berlin 1839 (Nachdruck Darmstadt 1957).

Johannes Janssen: *Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters*, 8 Bde., Freiburg i. Br. 1878–1894.

Der Protestantismus als Wurzel des modernen Freiheitsdenkens

Über die blinden Flecken einer Meistererzählung
von Reiner Anselm

Zum festen Repertoire evangelischer Selbstdeutung gehört bis heute die Erzählung, der Protestantismus sei mit dem modernen Freiheitsdenken aufs Engste verbunden. In zahllosen Varianten wird behauptet, er bilde die religiöse Wurzel einer Entwicklung, die von Luthers Schrift *Von der Freiheit eines Christenmenschen* über die Menschenrechte bis hin zur liberalen Demokratie führe. Besonders wirkmächtig ist dabei das Pathos, geworden, mit dem Hegel in seinen *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte* eine Verbindung zwischen Reformation, Freiheit und Moderne herstellte und festhielt: Mit der Reformation „ist das neue, das letzte Panier aufgetan, um welches die Völker sich sammeln, die Fahne des freien Geistes, der bei sich selbst, und zwar in der Wahrheit ist und nur in ihr bei sich selbst ist. Dies ist die Fahne, unter der wir dienen und die wir tragen. [...] Dies ist der wesentliche Inhalt der Reformation; der Mensch ist durch sich selbst bestimmt, frei zu sein.“ Noch die Feierlichkeiten zum Reformationsjubiläum 1917 und vor allem das Bild, das die sogenannte Lutherrenaissance um Karl Holl zeichnete, vertreten mit Verve diese Auffassung und selbst im Umfeld des Jubiläums von 2017 finden sich entsprechende Formeln und Selbstzuschreibungen.

All diese Erzählungen liegen ja auch nicht ganz falsch. Sie können durchaus eine gewisse historische Plausibilität für sich beanspruchen und sie erklären bei aller Widersprüchlichkeit, auf die besonders Ernst Troeltsch hinge-

wiesen hat, etwas von der kulturellen Wirksamkeit des Protestantismus in der Moderne. Dennoch bleibt sie eine Meistererzählung: eingängig, identitätsstiftend und wirkmächtig, aber gerade deshalb auch verkürzend. Denn sie verdeckt die Ambivalenzen, die im protestantischen Freiheitsdenken selbst angelegt sind. Wer den Protestantismus vorschnell als Geburtshelfer moderner Freiheit feiert, übersieht leicht, dass seine Freiheitssemantik von Anfang an spannungsreich, widersprüchlich und in mancher Hinsicht sogar freiheits-skeptisch gewesen ist.



Prof. Dr. Reiner Anselm, Professor für Systematische Theologie und Ethik an der Fakultät für Evangelische Theologie, LMU München

Die Geschichte vom Protestantismus als Geburtshelfer moderner Freiheit bleibt eine Meistererzählung: eingängig, identitätsstiftend und wirkmächtig, aber gerade deshalb auch verkürzend. Denn sie verdeckt die Ambivalenzen, die im protestantischen Freiheitsdenken selbst angelegt sind.

Die doppelte Gestalt evangelischer Freiheit

Tatsächlich lebt der Protestantismus von einer eigentümlichen Spannung. Einerseits versteht er sich als Religion der Freiheit und kann sich dafür mit gutem Grund auf Luther berufen. Andererseits ist diese Freiheit gerade keine Form der Selbstermächtigung, nichts, was dem Menschen aus sich selbst heraus zukäme oder was er souverän herstellen könnte. Evangelische Freiheit gründet nicht in menschlicher Autonomie, sondern im Überwundensein des Menschen durch Gottes Gnade. Sie ist, paradox gesprochen, verdankte Freiheit.

Im Hintergrund steht die Rechtfertigungslehre als theologischer Dreh- und Angelpunkt. Sie beschreibt kein Freiheitsgeschehen, das der Mensch aktiv vollzieht, sondern eines, das ihm widerfährt. Freiheit heißt hier: befreit werden – und nicht: sich selbst befreien. Luther spricht an dieser Stelle vom bloßen Empfangen, vom *mere passive*. In dieser Perspektive steht das protestantische Freiheitsverständnis quer zur neuzeitlichen Vorstellung emanzipativer Selbstbestimmung. Nicht der Mensch, sondern Gott steht im Zentrum des Freiheitsgeschehens.

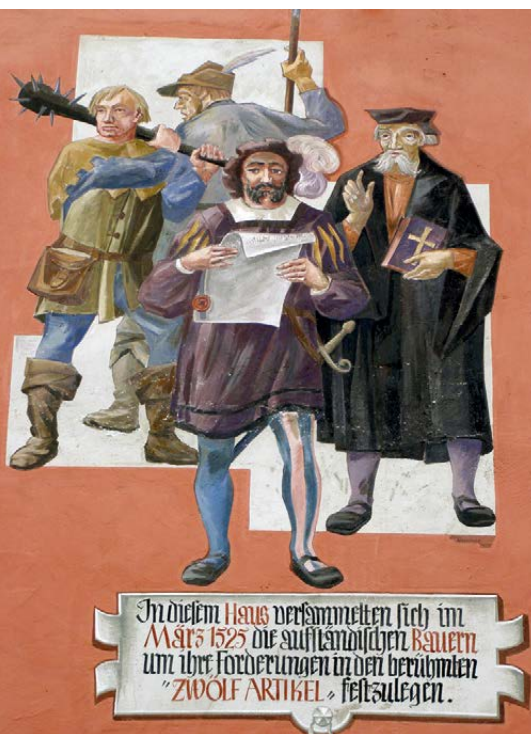
Darin liegt eine produktive Pointe, aber auch ein Problem. Denn die Aussage, der Mensch verdanke seine Freiheit gerade der höchsten Bindung, nämlich der Beziehung zum allmächtigen Gott, ist theologisch tiefsinnig, politisch aber nicht ohne Weiteres anschlussfähig. Sie ist zudem missbrauchs anfällig. Wo Freiheit primär als empfangene Freiheit gedacht wird, bleibt stets die Frage virulent, wer ihre Grenzen deutet und wer beansprucht, im Namen Gottes über ihren rechten Gebrauch zu urteilen.

Aneignung des Gegebenen als Brücke zwischen evangelischem und politischem Freiheitsdenken

Auf den ersten Blick scheint dieses Verständnis kaum vereinbar mit der politischen Freiheitsüberzeugung der Mo-

derne, die Freiheit gerade im Abwerfen vorgegebener Bindungen verortet. Und doch hat der Protestantismus auf verschlungenen Wegen und in der Begegnung mit den Freiheitsideen des Westens einen eigenständigen Beitrag zur Idee gesellschaftlicher Freiheit geleistet. Damit dies möglich wurde, musste er sich jedoch moderne Freiheitsvorstellungen aneignen. Eher als Wurzel und Motor erscheint der Protestantismus deshalb vielfach als eine steuernde Kraft – allerdings in eigentümlich zögerlicher, oft reaktiver Weise.

Michael Heinig hat dafür die treffende Formel von der „Aneignung des Gegebenen“ geprägt. Protestantische Theologie und Kirche reagieren häufig auf gesellschaftliche Entwicklungen, statt sie zu initiieren. Freiheit wird geschätzt, aber nicht ungebrochen begrüßt; sie wird begleitet, geprüft, eingehegt. Denn in der protestantischen Denkfigur bleiben Freiheit und Sünde eng aufeinander bezogen. Wo Freiheit gedacht wird, taucht sofort auch der Verdacht



In Memmingen erinnert dieses Wandgemälde am Gebäude der ehemaligen Kramerzunft an die Entstehung der Zwölf Artikel.

Foto: Martin Egg / Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0

finden, als vielmehr darin, progressive Freiheitsansprüche mit tradierten moralischen und symbolischen Ordnungen zu vermitteln. So konnten Frauenrechte, die Gleichstellung homosexueller Paare oder antirassistische Sensibilitäten – oft mit zeitlicher Verzögerung – in protestantische Selbstverständnisse eingehen und dort eine neue Legitimation gewinnen.

Diese Struktur des Ideenimports prägt das Verhältnis des Protestantismus zur Moderne bis heute. Freiheit wird adaptiert, nicht entworfen. Der Protestantismus steht im Dialog mit der Moderne, aber nie ganz bruchlos in ihr. Seine Stimme klingt daher häufig wie die eines konstruktiv-kritischen Begleiters und deutlich seltener wie die eines Avantgardisten.

Die besondere Leistung des Protestantismus besteht weniger darin, Emanzipation zu erfinden, als vielmehr darin, progressive Freiheitsansprüche mit tradierten moralischen und symbolischen Ordnungen zu vermitteln.

Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Kämpfen und politischen Lernprozessen. Das lässt sich schon an den Bauernkriegen und den Zwölf Artikeln exemplarisch erkennen: Hier artikulieren sich Freiheitsansprüche mit großer Wucht, doch die Theologie erweist sich nicht als ihr verlässlicher Schutzraum. Das Beispiel markiert früh, dass freiheitserweiternde Dynamiken im Protestantismus eher konflikthaft aufgenommen als programmatisch hervorgebracht werden.

Trotzdem hat der Protestantismus an der Signatur des gegenwärtigen Freiheitsdenkens mitgewirkt. Seine besondere Leistung besteht weniger darin, Emanzipation zu er-

Drei Fallfelder: Familie, Politik, Ökonomie

Wie sich diese Struktur in konkreten Bereichen auswirkt, lässt sich exemplarisch an drei Feldern zeigen: an Partnerschaft und Ehe, an Politik und Demokratie sowie an der Ökonomie. In allen drei Bereichen wird sichtbar, dass protestantische Freiheit weder schlicht affirmativ noch einfach repressiv verstanden werden kann. Vielmehr bewegt sie sich in einer eigentümlichen Mischung aus Skepsis, Lernfähigkeit und nachträglicher Anschlussbildung.

a) Partnerschaft und Ehe

Noch in den 1950er Jahren hielt die EKD am ordnungstheologischen Bild der Ehe fest. Ehe erschien als Bollwerk gegen die vermeintlich hemmungslosen Freiheiten der Moderne. Die im Grundgesetz angelegte Gleichstellung von Mann und Frau wurde aus dieser Perspektive nicht selten als Bedrohung einer göttlich gesetzten Schöpfungsordnung wahrgenommen.

Erst Jahrzehnte später vollzog die Kirche – wiederum im Modus der Aneignung – eine deutliche Wende. In kirchli-

In den Zwölf Artikeln artikulieren sich Freiheitsansprüche mit großer Wucht, doch die Theologie erweist sich nicht als ihr verlässlicher Schutzraum. Das Beispiel markiert früh, dass freiheitserweiternde Dynamiken im Protestantismus eher konflikthaft aufgenommen als programmatisch hervorgebracht werden.

chen Stellungnahmen zur „Ehe für alle“ tritt der klassische ordnungstheologische Verweis weitgehend zurück. Ehe erscheint nun als qualifizierte Beziehung zwischen zwei Menschen, unabhängig von deren Geschlecht. Vertrauen, Verlässlichkeit und Verantwortung werden zu Leitbegriffen. Das sind Begriffe, die erkennbar stärker aus einem humanistisch geprägten Beziehungsverständnis stammen als aus einer eigenständigen dogmatischen Neuformulierung.

Gerade daran zeigt sich die veränderte Funktion der Theologie. Sie liefert in solchen Prozessen oft weniger die originäre Innovation als vielmehr die Aufgabe, bereits vollzogene gesellschaftliche Entwicklungen mit der eigenen Tradition so ins Gespräch zu bringen, dass Kontinuität behauptet werden kann, ohne auf offenkundige Exklusionen festgelegt zu bleiben.

b) Politik und Demokratie

Ein ähnlicher Weg zeigt sich im politischen Feld. Die Demokratie wurde vom Protestantismus keineswegs von Anfang an vorbehaltlos bejaht. Die frühen Jahrzehnte der Bundesrepublik waren von Reserven geprägt: gegen Liberalismus, gegen Westintegration, gegen das, was als amerikanisierte Kultur wahrgenommen wurde. In Teilen des Protestantismus verband sich diese Skepsis mit einem starken Bedürfnis nach Ordnung, Autorität und kultureller Homogenität.

Erst mit der Demokratiedenkschrift *Evangelische Kirche und freiheitliche Demokratie. Der Staat des Grundgesetzes als Angebot und Aufgabe* von 1985 wird ein markanter Wendepunkt sichtbar. Nun wird die Nähe zwischen protestantischem Menschenbild und liberaler Demokratie in einem offiziellen Dokument der EKD ausdrücklich benannt. Doch auch hier gilt: Diese Einsicht fiel nicht vom Himmel. Sie war das Ergebnis längerer kirchlicher Lernprozesse, die innerhalb der Gemeinden, Akademien, Synoden und Verbände bereits eingeübt worden waren – nicht selten im spannungsreichen Miteinander konservativer und progressiver Kräfte.

Demokratie wurde im Protestantismus daher weniger zuerst theoretisch begründet als praktisch gelernt. Gerade das macht den protestantischen Beitrag ambivalent, aber nicht unbedeutend. Seitdem gehört die Zustimmung zur Demokratie weithin zum institutionellen Protestantismus – freilich nicht ganz ohne Restverdacht, die demokratische Form könne das „prophetische Wort“ domestizieren oder kirchliche Wahrheit in bloße Mehrheitslogik überführen.



In Memmingen wird heute eine der Originalurkunden der Zwölf Artikel (hier das Titelbild) im Stadtarchiv aufbewahrt.

c) Ökonomie

Auch im ökonomischen Bereich zeigt sich dieselbe Grundstruktur. Im Protestantismus herrscht traditionell eine deutliche Skepsis gegenüber marktwirtschaftlichen Konzepten. Zwar gelang es protestantischen Akteuren über Leitvorstellungen wie den „Dritten Weg“ durchaus, Einfluss auf die Wirtschaftsordnung der Bundesrepublik zu nehmen. Dennoch blieb die Distanz gegenüber einer Logik ökonomischer Freiheit, die sich wesentlich über Markt, Wettbewerb und Eigenverantwortung definiert, stets spürbar.

Gerade im meinungsstarken progressiven Protestantismus gab es lange erhebliche Sympathien für Modelle eines „christlichen Sozialismus“. Zugleich blieb die kirchliche Nähe zum Sozialismus auch begrenzt

– nicht zuletzt deshalb, weil der landeskirchliche Protestantismus selbst stark vom wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit profitierte. Wiederaufbau und Westintegration bescherten den Kirchen, wie Wolfgang-Dieter Hauschild es zugespitzt genannt hat, ein „dagobertinisches Zeitalter“: eine Phase bemerkenswerter finanzieller Sicherheit und institutioneller Stabilität.

Das anhaltende kirchliche Engagement für den Ausbau des Sozialstaats, getragen von Diakonie und kirchennahen Verbänden, zeugt bis heute von einer tief sitzenden Skepsis gegenüber der Eigendynamik des Marktes. Die protestantische Ethik vertraut in der Regel stärker auf gerechte Ordnung, Regulierung und soziale Sicherung als auf die selbstregulierende Kraft ökonomischer Freiheit.

Auch wenn es um die Wirtschaftsethik in den letzten Jahren öffentlich stiller geworden ist, zeigen aktuelle Stellungnahmen zur sozial-ökologischen Transformation: Die Vorbehalte gegenüber einem Freiheitsverständnis, das stark auf Eigenverantwortung und Chancengleichheit setzt, sind keineswegs verschwunden. Sie erscheinen heute nur in neuen politischen und moralischen Sprachformen.

Demokratie wurde im Protestantismus weniger zuerst theoretisch begründet als praktisch gelernt. Gerade das macht den protestantischen Beitrag ambivalent, aber nicht unbedeutend.

Ein Resümee: Der Protestantismus als kritisch-konstruktives Gegenüber der modernen Freiheitsnarration

Damit dürfte deutlich geworden sein: Die gängige Meistererzählung vom Protestantismus als Geburtshelfer der modernen Freiheit wird den inneren Ambivalenzen dieses Freiheitsdenkens nicht gerecht. Sie unterschätzt, dass protestantische Freiheit aus einem theologischen Paradox stammt – aus der Erfahrung, befreit zu sein, ohne darin einfach autonom zu werden. Diese Paradoxie lässt sich nicht auflösen; gerade deshalb ist sie anregend, aber auch sperrig.

Vielleicht liegt gerade darin die eigentliche Pointe. Der Protestantismus ist nicht schlicht der Vater des modernen Freiheitsdenkens, sondern eher dessen kritisches Gegenüber. Er erinnert an

Schattenseiten moderner Freiheit: an die Versuchung grenzenloser Selbstbestimmung, an soziale Vereinzelung, an politische Enthemmung und an die Gefährdungen einer Freiheit ohne Maß. Darin kann eine genuine Stärke liegen.

Allerdings gilt das nur, wenn der Protestantismus seine eigene Ambivalenz

nicht vergisst. Er muss sich seiner Neigung bewusst bleiben, Freiheit moralisch zu beaufsichtigen und in paternalistische Ordnungsrhetorik zurückzufallen. Gerade

Die Herausforderung besteht also nicht darin, den Protestantismus als ungebrochene Quelle moderner Freiheit zu feiern. Fruchtbarer ist es, ihn als Spiegel ihrer Widersprüche zu lesen. Denn auch die Freiheit der Moderne hat blinde Flecken.

Literaturhinweise

Reiner Anselm und Martin Laube: *Thesen zum protestantischen Verständnis von Autonomie und Freiheit*, in: Philipp Stoellger, A. Katarina Weilert und Rasmus Nagel (Hg.): *Am Ende Autonomie – Autonomie am Ende? Zur Hermeneutik der Konflikte um Autonomie am Lebensende*. FEST Forschung, Band 4, Heidelberg 2025: hei-BOOKS: 241–247, 241.

Evangelische Kirche und freiheitliche Demokratie. Der Staat des Grundgesetzes als Angebot und Aufgabe. Eine Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 1985.

Hans Michael Heinig (Hg.): *Aneignung des Gegebenen. Entstehung und Wirkung der Demokratie Denkschrift der EKD*, Tübingen 2017.

Traugott Roser: *Protestantismus und soziale Marktwirtschaft. Eine Studie am Beispiel Franz Böhms*, Münster 1998: Lit 1998.

Zwischen Autonomie und Angewiesenheit: *Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)*, Gütersloh 2013.

deshalb ist er darauf angewiesen, sich selbst immer neu durch die emanzipativen Ideale der Moderne infrage stellen zu lassen.

Die Herausforderung besteht also nicht darin, den Protestantismus als ungebrochene Quelle moderner Freiheit zu feiern. Fruchtbarer ist es, ihn als Spiegel ihrer Widersprüche zu lesen. Denn auch die Freiheit der Moderne hat blinde Flecken: die Tendenz zur Selbstüberforderung, zur Entgrenzung, zum Verlust gemeinsamer Bindungen und zur Verknüpfung sozialer Voraussetzungen von Freiheit.

Der Protestantismus kann hier ein Korrektiv anbieten – sofern er sich nicht länger primär als Hüter einer vorgegebenen Ordnung versteht, sondern als kritischer Begleiter einer Freiheit, die immer gefährdet bleibt. Dann ließe sich die eingangs aufgerufene Meistererzählung korrigieren, ohne sie schlicht zu verwerfen. Der Protestantismus hat zur Entfaltung moderner Freiheitskulturen beigetragen – nicht durch heroische Emanzipationsakte, sondern durch das stetige Ringen mit der eigenen Ambivalenz. So verstanden bleibt er ein Ort, an dem Freiheit nicht nur gefeiert, sondern geprüft wird: auf ihre Voraussetzungen, ihre Grenzen und ihre Gefährdungen. Vielleicht liegt gerade darin seine eigentliche Stärke. Er hütet die Freiheit, indem er sie nicht romantisiert, sondern als Gabe und Aufgabe zugleich begreift. ■

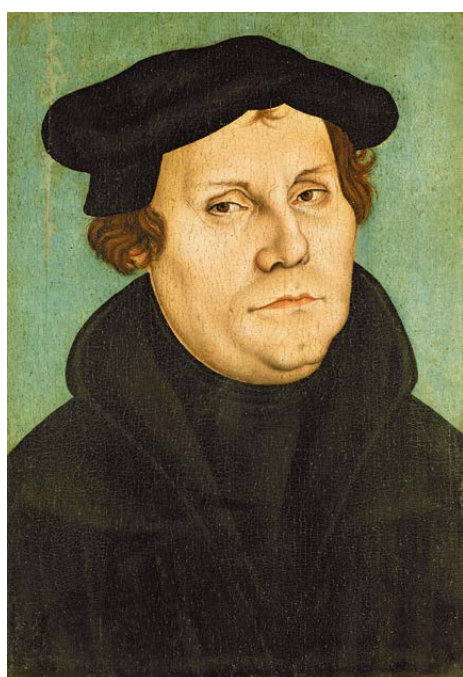


Bild: Atelier/Werkstatt von Lucas Cranach der Ältere (1528) / Wikimedia Commons, Public Domain



Bild: Martin Luther (1525) / Wikimedia Commons, Public Domain

Links: Es war Martin Luther, der die Ideen lieferte, die zu dem Bauernaufstand führten. Rechts: Luther selbst distanzierte sich von den aufständischen Bauern. In diesem Pamphlet verurteilte er 1525 die Aufständischen.

Das Markusevangelium

Biblische Tage 2025

Die *Biblischen Tage*, die vom 14. bis 16. April 2025 in der Katholischen Akademie in Bayern stattfanden, beschäftigten sich mit dem ältesten und kürzesten Evangelium des Neuen Testaments: dem Markusevangelium. Die Tagung räumte mit den Vorurteilen auf, dass das Markusevangelium theologisch nicht sonderlich entfaltet und ohne großen literarischen Anspruch daherkommt. Der Humor, der sich in der originalen Handschrift des Markus aus-

machen lässt, wurde in einer musikalisch-humoristischen Begegnung mit dem Evangelium aufgenommen.

Lesen Sie in unserer Dokumentation die Einführung von Prof. Dr. Michael Tilly, das Referat von Prof. Dr. Hans-Georg Gradl über den Schluss des Markusevangeliums sowie das Referat von Prof. Dr. Sandra Huebenthal darüber, wie das Markusevangelium zur Bewältigung von Trauma fruchtbar gemacht werden kann.

„Wer ist dieser?“ (Mk 4,41)

Eine Einführung in das Markusevangelium
von Michael Tilly

Das Markusevangelium nimmt seine Adressaten mit auf die Wanderung Jesu durch Galiläa und macht sie zu Zeugen seines Leidens und Sterbens. Dabei stehen seine Erzählfiguren und auch seine christlichen Hörer und Leser immer wieder vor der Frage, wer dieser Jesus eigentlich ist (Mk 4,41; 8,29). Der vorliegende Beitrag befasst sich zum einen mit den Einleitungsproblemen des Markusevangeliums und zeigt zum anderen, wie es dem ältesten Evangelisten gelang, anhand seines eindrücklichen Umgangs mit dieser Frage den Weg Jesu ans Kreuz als Grundlage des christlichen Glaubens in tröstender Weise zu veranschaulichen und ihm zugleich eine kunstvolle literarische Gestalt zu verleihen.

Das Markusevangelium gilt als der älteste solcher zusammenhängender Erzähltexte, in denen sich historiographisch-biographische Überlieferungen mit der Verkündigung der exklusiven Heilsbedeutung Jesu Christi verbinden. Es ist zugleich die Schrift, welche die Gattung „Evangelium“ überhaupt erst begründete.

Älteste Evangelienhandschrift und literarische Innovation

Der zunehmende zeitliche Abstand des frühen Christentums zum irdischen Jesus aus Nazareth war mit dem allmählichen Wegsterben der Zeugengeneration verbunden. Zugleich entstand in den Jahrzehnten seit Ostern die Notwendigkeit, das eigene Zusammenleben in der Nachfolge des Gekreuzigten und in der bestehenden Hoffnung auf die endgültige Aufrichtung des Reiches Gottes trotz äußerer Anfeindungen, Ausgrenzungen, Verleumdungen, Einschüchterungen und Benachteiligungen dauerhaft zu fundieren und in stetiger Dienst- und Leidens-

bereitschaft zu organisieren. Beide Entwicklungen machten es ab den sechziger Jahren des ersten Jahrhunderts notwendig, die verstreuten Erinnerungen an Jesu Wirken

und Verkündigung zu sammeln, zu ordnen und entsprechend den gottesdienstlichen, missionarischen und katechetischen Bedürfnissen der christlichen Gemeinden schriftlich zu fixieren.

Das Markusevangelium gilt als der älteste solcher zusammenhängender Erzähltexte, in denen sich historiographisch-biographische Überlieferungen mit der Verkündigung der exklusiven Heilsbedeutung Jesu Christi verbinden. Es ist zugleich die Schrift, welche die Gattung „Evangelium“ überhaupt erst begründete. Hatte der Apostel Paulus den Begriff „Evangelium“, der sich am besten mit „frohe Botschaft“ übersetzen lässt, vor allem als Glaubensformel für die Heilsbedeutung von Jesu Tod und Auferweckung verwendet (z. B. Röm 1,1; 1 Kor 9,14; 15,1), so verwendete ihn Markus knapp zwei Jahrzehnte nach Paulus zur Benennung seiner literarischen Darstellung der Geschichte, der Verkündigung und des Geschicks Jesu aus Nazareth als endzeitliches Geschehen bzw. als ereignishafte Zeichen der anbrechenden Gottesherrschaft. Damit gebrauchte er den Terminus atypisch und schuf etwas völlig Neues. Für ihn waren nicht nur Kreuzigung und Auferweckung Jesu heilsbedeutsam, sondern auch sein gesamtes irdisches Leben, seine Worte und Taten sowie deren Weiterverkündigung. Der Evangelist Markus war davon überzeugt, dass der gekreuzigte Jesus aus Nazareth von Anfang an seinen Weg als in besonderer Weise erwählter Gottessohn ging (Mk 1,11; 3,11; 9,7; vgl. 2 Sam 7,14; Ps 2,7). Die anderen Evangelisten, Lukas, Matthäus und auch Johannes, sind ihm in diesem Verständnis gefolgt.

Was wissen wir über den Verfasser des ältesten Evangeliums? Um 130 n. Chr. verteidigte der Bischof Papias von Hierapolis das Markusevangelium gegen Angriffe auf seine Authentizität und Zuverlässigkeit (Eusebius, Kirchengeschichte III 39,15): „Auch dies lehrte der Presbyter: Markus hat die Worte und Taten des Herrn, an die er sich als Dolmetscher des Petrus erinnerte, genau, allerdings nicht der Reihe nach, aufgeschrieben. Denn er hat den Herrn nicht gehört und begleitet, wohl aber folgte er später, wie gesagt, dem Petrus, welcher seine Lehrvorträge nach den Bedürfnissen einrichtete, nicht so, dass er eine zusammenhängende Darstellung der Reden des Herrn gegeben hätte.“ Nun zeigt das Markusevangelium aber weder ein besonderes Interesse an der Gestalt des Petrus noch enthält es eine erkennbar „petrinische“ judenchristliche Theologie. Die Schrift sollte wohl durch Papias' Berufung auf Simon Petrus (vgl. 1 Petr 5,13) indirekt einer apostolischen Autorität unterstellt werden.

Hinsichtlich der Abfassungszeit des Markusevangeliums kann zunächst grob festgehalten werden, dass es Lukas und Matthäus bereits vorlag und sein Verfasser kein Augenzeuge war. Gemeinhin wird heute angenommen, dass das Werk um 70 n. Chr. zu datieren ist.

Das Markusevangelium wurde ursprünglich wohl anonym überliefert. Sein Verfasser ist also unbekannt. Wahrscheinlich war dies von ihm auch so gewollt. Die Überschrift „Evangelium nach Markus“ setzt bereits die Existenz mehrerer Evangelien voraus und ist deshalb sicher sekundär. Sie ergibt erst Sinn als ein Unterscheidungsmerkmal. Dass der älteste Evangelist tatsächlich den antiken Allerweltnamen „Markus“ trug, scheint hingegen bereits in der frühesten Tradition verankert zu sein. Andernfalls wäre das Evangelium einem „prominenten“ Jünger oder einem Apostel aus dem Kreis der vorösterlichen Jesusbewegung zugeschrieben worden.

Hinsichtlich der Abfassungszeit des Markusevangeliums kann zunächst grob festgehalten werden, dass es Lukas und Matthäus bereits vorlag und sein Verfasser kein Augenzeuge war. Auch scheint die Loslösung des Christentums vom Judentum (Mk 7,1–23) und seine Öffnung für die gesamte Völkerwelt (Mk 14,9) kein sichtliches Problem mehr gewesen zu sein. Gemeinhin wird heute angenommen, dass das Werk um 70 n. Chr. zu datieren ist. Unsicher bleibt, ob der Evangelist auf die im Spätsommer dieses Jahres geschehene Einnahme Jerusalems und die Zerstörung des Tempels durch die Römer bereits zurückblickte oder ob die Rebellion gegen das römische Imperium noch andauerte. Während Befürworter einer Spätdatierung davon ausgehen, dass die prophetische Ankündigung der Tempelzerstörung durch Jesus in Mk 13,2 der nachträglichen heilsgeschichtlichen Deutung der geschehenen Katastrophe diene, betonen Vertreter einer Datierung des Evangeliums bereits vor 70 n. Chr., dass seinem Verfasser die Aussichtslosigkeit des Aufstands bereits während seiner Endphase sicher bewusst war. Vor diesem Hintergrund und mittels Rückgriff auf das verbreitete biblische Motiv der prophetischen Ankündigung des Verlusts des Jerusalemer Heiligtums (vgl. Jer 7,14; 26,6; Mi 3,12; Ps 74,7) habe der Evangelist versucht, entfesselte apokalyptische Naherwartungen unter seinen durch das Kriegsgeschehen bedrängten und von den Römern als vermeintliche Aufrührer verfolgten Adressaten, die sich bereits am Rande des Weltuntergangs wähnten, zu dämpfen (vgl. Mk 13,32).

Auch im Hinblick auf den Abfassungsort besteht in der Forschung keine Einigkeit. Die einen verweisen auf das ländlich-kleinbäuerliche Erzählkolorit des Markusevangeliums und die Aramäischkenntnisse seines Verfassers (z. B. Mk 5,41; 7,11.34; 15,34) und lokalisieren es in Syrien-Palästina. Die anderen folgen dem Zeugnis des Kirchenschriftstellers Clemens von Alexandria (ca. 150–215),



Prof. Dr. Michael Tilly, Professor für Neues Testament und Antikes Judentum, Eberhard Karls Universität Tübingen

der für seine Abfassung in Rom votierte. Gegen die erstgenannte Auffassung lässt sich ins Feld führen, dass Markus immer wieder Fehler hinsichtlich der Wegstrecken in Judäa und Galiläa sowie hinsichtlich jüdischer Riten und Gebräuche unterlaufen (Mk 7,3.31). Gegen letztere Auffassung spricht, dass diese Riten und Gebräuche den Lesern überhaupt erklärt werden mussten und dass sämtliche lateinischen Lehnwörter (z. B. Mk 5,9 [*legio*]; 12,14 [*census*]; 15,16 [*praetorium*]; 15,39 [*centurio*]) dem Militärbereich entstammen bzw. nicht die Verhältnisse in der Hauptstadt, sondern diejenigen in der römischen Provinz widerspiegeln. Spricht man sich weder für Rom noch für Judäa oder Galiläa aus, erscheint der östlich des Jordan gelegene südsyrische Raum, in dem sich nach der Tempelzerstörung zahlreiche Flüchtlinge aus dem Mutterland niederließen, als Ort der Abfassung des Markusevangeliums am wahrscheinlichsten.

Jesus aus Nazareth als Gottessohn und Menschensohn

Das Markusevangelium war zum Vorlesen in der Versammlung der christlichen Gemeinde gedacht. Seine Sprache ist die griechische Koine, die dominante Alltags- und Verkehrssprache im östlichen Mittelmeerraum. Der Schreibstil des Evangelisten ist erkennbar um Einfachheit bemüht. Hauptsätze reihen sich aneinander. Der Wortschatz ist schlicht und ohne viele Variationen. Beschreibende Adjektive werden sparsam verwendet. Dieser Stil ist nicht etwa ein Zeichen, dass Markus kein „literarisches“ Griechisch beherrschte, sondern entspricht seinem Bemühen um eine optimal verständliche, eingängige und memorierbare Erzählweise. Markant ist auch die gehäufte Verwendung des erzählenden Präsens (ca. 150 mal). Markus wollte hierdurch wohl jede Distanzierung des Hörers verhindern.

Bereits der Anfang des Evangeliums hat es in sich. Gleich zu Beginn lesen wir in Mk 1,1: „Anfang des Evangeliums von Jesus Christus“. Zum einen kann sich diese Wortverbindung im Griechischen entweder auf die Botschaft Jesu vom anbrechenden Gottesreich oder auf Jesus selbst als Hauptperson der von Markus erzählten Geschichte beziehen. Vermutlich hat der Evangelist die Doppeldeutigkeit so gewollt. Zum anderen entspricht die griechische Bezeichnung „Christus“ dem hebräischen Hoheitstitel „Mes-

sias“. Als ein solcher Messias („Gesalbter [Gottes]“) wurde im antiken Judentum ein mächtiger Kriegerkönig aus dem Haus Davids erwartet, der alle inneren und äußeren Feinde des wahren Gottesvolkes Israel besiegen und Gott den Weg bereiten werde. Der Hörer bekommt also gleich im ersten Vers ein Vorwissen, das sich für die Erzählfiguren des Evangeliums erst nach und nach entwickelt. Ob dieses Vorwissen wirklich erschöpfend ist, lässt Markus an dieser Stelle allerdings noch offen.

Bevor nun die Taufe Jesu aus Nazareth in den Blick kommt, die seine unüberbietbare Gottesnähe zum Ausdruck bringt (Mk 1,11), unterstreicht der Erzähler in Mk 1,2f. mittels dreier deutlich markierter Schriftzitate

(Mal 3,1; Ex 23,20; Jes 40,3) und mittels der Gestalt des Propheten Johannes als Täufer und Vorläufer (Mk 1,4–8) die besondere Bedeutung des Geschehens als Höhepunkt des bisherigen Heils und Ausgangspunkt des kommenden Heils. Anders als bei Lukas und Matthäus findet sich bei Markus weder eine Kindheitsgeschichte Jesu noch wird von seiner Herkunft erzählt; der Mann aus Nazareth betritt die Bühne bereits als ein erwachsener Mann. Seine Botschaft fasst der Evangelist in einem einzigen Satz summarisch zusammen (Mk 1,15): „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahegekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium!“

Im Kontext von Jesu anfänglichem Wirken in Galiläa lesen wir nicht nur von der Berufung seiner ersten Jünger und seiner öffentlichen Lehre in der Synagoge von Kefarnaum, sondern auch von seinem Auftreten als Heiler und als Exorzist (Mk 1,23–34). Während die Krankenheilungen Jesu im Markusevan-

gelium in erster Linie Gottes Zuwendung und Heilswillen verdeutlichen, zeigen seine Dämonenaustreibungen Gottes Hoheit und Herrschaft über alle bösen Mächte an. In der Darstellung von Jesu demonstrativer Tischgemeinschaft mit gesellschaftlichen Randfiguren (z. B. Mk 2,15) zeigt sich zum einen die Hoffnung auf eine radikale Umwälzung aller bestehenden gesellschaftlichen Hierarchien im Reich Gottes (vgl. Mk 10,28–31) und zum anderen die zeichenhafte Vorwegnahme des erwarteten Festmahls aller Gerechten an der endzeitlichen Tafel des Herrn.

Deutliche Kritik an bestehenden religiös begründeten Normen bringt auch Mk 3,1–5 zum Ausdruck. Die Pointe dieses Heilungswunders besteht darin, dass akute Lebens-



Der Maler Giuseppe Leonardo setzte den Evangelisten Markus mit dem Buch in der Hand und dem Löwen zu dessen Füßen – die beiden Attribute des Evangelisten – in Szene.

Bild: Giuseppe Leonardo (um 1800) / Wikimedia Commons, Public Domain

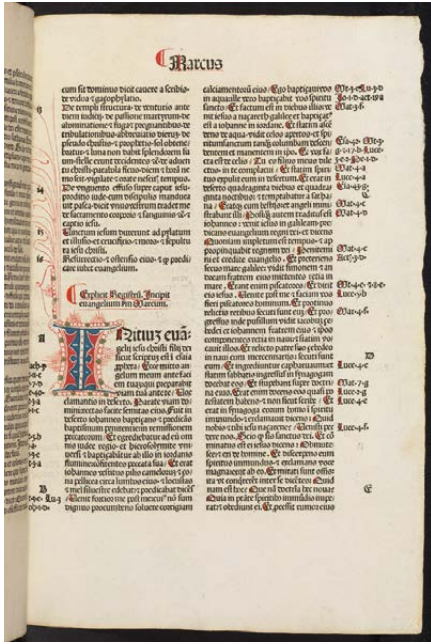


Foto: Bodleian Library / Wikimedia Commons, CC BY-SA 4.0

Diese verzierte Buchseite einer Bibel aus dem Jahr 1486 zeigt den Anfang des Markusevangeliums, in dem Jesus gleich als erwachsener Mann und nicht als Kind auftritt.

gefahr im Judentum zur Zeit Jesu zwar grundsätzlich das Sabbatgebot verdrängt, aber eine gelähmte Hand eben kein solcher Notfall war. Indem der markinische Jesus dennoch die Heilung an diesem Ruhetag vollzieht, relativiert er die Bedeutung der religiösen Normen der Tora als Heilsweg zu Gott (vgl. Mk 2,23–28). In unmittelbarem Anschluss an die Perikope (Mk 3,6; vgl. 11,18; 12,12f.) setzt der Evangelist den ersten narrativen

Vorverweis auf die Passion Jesu: „Und die Pharisäer gingen hinaus und berieten sich gleich mit den Anhängern der Herodianer über ihn, wie sie ihn umbrächten.“

Mk 4,1–34 enthält eine Reihe von Gleichnissen Jesu, in denen unterschiedliche Aspekte des erhofften Gottesreichs mittels verschiedener Bilder aus der kleinbäuerlichen Lebenswelt der Adressaten seiner Verkündigung verständlich und erfahrbar gemacht werden. Innerhalb des erzählten Geschehens sollen die eindrucksvollen Natur- und Heilungswunder in Mk 4,35–5,43 allen Anwesenden die Vorstellung göttlichen Heils in Jesu Wirken präsentieren und ihnen zugleich die besondere Hoheit und Vollmacht des Sohnes Gottes vor Augen führen. Im Kontext des Abschlusses der Verkündigung Jesu in Galiläa (Mk 6,1–56) wird sein Jüngerkreis von Markus eigentümlich ambivalent gezeichnet. Einerseits werden die ihm nachfolgenden Jünger von Jesus ebenfalls mit besonderen Kräften ausgestattet (Mk 6,7–13), andererseits begreifen sie immer noch nicht, wer er wirklich ist (Mk 6,37.49–52). Beides lädt die Hörer des Evangeliums dazu ein, sich mit den Jüngern zu identifizieren und sich selbst auf den Weg Jesu und die Nachfolge einzulassen, um diese rettende Beziehung zu Gott in der sozialen Verantwortung für die Nächsten zu realisieren. Die nun folgenden Auseinandersetzungen Jesu mit seiner ständig anwachsenden Gegnerschaft um Fragen der religiösen Alltagsgestaltung in Mk 7,1–8,21 münden nicht zufällig in die Schilderung einer Blindenheilung (Mk 8,22–26) als Endpunkt seines öffentlichen Wirkens in Galiläa. Ganz im Norden Galiläas, in der Nähe der Stadt Caesarea Philippi, dem von Jerusalem fernsten Aufenthaltsort Jesu, der im Markusevangelium erwähnt wird, spricht Simon Petrus ihn direkt an: „Du bist der Christus!“ (Mk 8,29).

Die Erzählung des Markus bekommt an diesem Punkt eine überraschende Wendung. Nachdem seine Darstellung des bisherigen Auftretens Jesu und seiner Jünger in Galiläa

durchaus den hohen Erwartungen entsprach, die man im Judentum der hellenistisch-römischen Epoche von einem königlichen Messias und seinem Gefolge hatte, kündigt der nunmehr als Gesalbter Gottes und „Sohn Davids“ (Mk 10,47f.) erkannte Jesus aus Nazareth nicht etwa seinen Triumph an, sondern sein zukünftiges Leiden (Mk 8,31–33; 9,30–32; 10,32–34; vgl. Jes 53,12). Dabei bezeichnet er sich selbst mit dem ambivalenten Titel „Menschensohn“, der ihn gleichermaßen als endzeitlichen Heilsbringer und als Mensch wie alle anderen auch ausweist (vgl. Dan 7,13f.). Und auch den Jüngern in der Nachfolge des Menschensohns, bei deren literarischer Konturierung der Evangelist immer wieder seine eigenen Hörer im Blick hat, werden nicht etwa besondere Ehre und Macht angekündigt, sondern Leiden und Schmach (Mk 8,34f.). Der Weg Jesu führt fortan von Caesarea Philippi nach Jerusalem als Weg ins Leiden am Kreuz. Für die Hörer des Evangeliums wird dieser Weg zugleich zur tröstenden Wegweisung ihrer bedrängten christlichen Existenz. Am Ende des gemeinsamen Weges nach Jerusalem erzählt Markus erneut von der letzten Heilung eines Blinden, die dessen Augen öffnet und es ihm ermöglicht, Jesus fortan und bis zum Ende nachzufolgen (Mk 10,46–52).

Die Erzählung von Jesu spektakulärem Einzug in Jerusalem (Mk 11,1–11) bereitet seine provozierende Aktion im äußeren Vorhof des Tempels vor. Einer prophetischen Zeichenhandlung gleich (vgl. Jes 20,2f.; Jer 19,1–11) werden hierbei die Tische der Geldwechsler und Stühle der Taubenverkäufer, die für ein funktionierendes Opfergeschehen unverzichtbar waren, umgestoßen (Mk 11,15–18). Markus wollte hier wohl die Untauglichkeit der Kommunikation mit dem Gott Israels im andauernden Kultbetrieb im Heiligtum und dessen Öffnung für die Völkerwelt veranschaulichen (Mk 11,17). Als hermeneutisches Prinzip für die Tauglichkeit aller Gebote der Tora betont Markus das zweifache Liebesgebot (Mk 12,28–33). Die folgenden Konflikte Jesu mit den jüdischen Gruppierungen und Autoritäten führen zu deren endgültigem Tötungsbeschluss (Mk 14,1) und zu seiner Gefangennahme, Verurteilung, Folterung, Verspottung als Karikatur eines „Königs der Juden“ (Mk 15,17–19) und schließlich zu seiner – ebenso brutalen wie entehrenden – öffentlichen Kreuzigung durch die römische Provinzverwaltung (Mk 14,43–15,37).

„Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen!“ (Mk 15,39). In dem Bekenntnis des römischen Zenturios im Angesicht des Gekreuzigten zeigt sich vollends die

„Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen!“ (Mk 15,39). In dem Bekenntnis des römischen Zenturios im Angesicht des Gekreuzigten zeigt sich vollends die radikale Umdeutung der geläufigen zeitgenössischen jüdischen Messiaserwartung durch die eigenständige Kreuzestheologie des Evangelisten.



Links: Die Temperaturen waren Mitte April im letzten Jahr so sommerlich, dass die Teilnehmenden die Kaffeepausen gerne im Park verbrachten. Viele konnten sich aus vergangenen Veranstaltungen und genossen den Austausch. Rechts: Im Anschluss an die ersten beiden Vorträge von Professor Michael Tilly (Mi.) und Professor Tobias Nicklas (re.) führte Professor Hans-Georg Gradl ein weiterführendes Gespräch mit beiden.



radikale Umdeutung der geläufigen zeitgenössischen jüdischen Messiaserwartung durch die eigenständige Kreuzestheologie des Evangelisten. Nicht der in seiner Hoheit triumphierende Kriegerkönig, sondern die in ihrer Niedrigkeit leidende menschliche Kreatur erweist sich für Markus als der wahre Retter der Welt und als der einzige Beistand seiner durch die Erschütterungen des Krieges bedrängten Gemeinde. Die kurze Geschichte vom leeren Grab und der Botschaft des Engels an die drei Frauen (Mk 16,1–8) beendet das Markusevangelium in seiner ursprünglichen Textgestalt. Einerseits wird hier explizit von der Auferstehung Jesu erzählt (Mk 16,6). Andererseits bieten die allerletzten Wörter des Evangeliums („und sie sagten niemandem etwas; denn sie fürchteten sich“) seinen Hörern kein „Happy End“ in dem Sinne, dass nun alles über Jesus Christus abschließend gesagt und verstanden worden sei. Dieser ursprüngliche Schluss des Markusevangeliums wurde erst ein knappes Jahrhundert später von christlichen Abschreibern als zu behebbender Mangel empfunden. Daher kam es zu einer nachträglichen kompilatorischen Ergänzung von Erscheinungserzählungen, die den anderen Evangelien und der Apostelgeschichte entnommen wurden.

Vom Ende zum Anfang

Es dürfte hinreichend deutlich geworden sein, dass das Markusevangelium (entgegen der Überzeugung der früheren Forschung) nicht nur eine Zusammenstellung von älteren vorformulierten Überlieferungen darstellt, die der Evangelist gesammelt, nachträglich miteinander verbunden und mit einem groben literarischen Rahmen versehen hat, sondern als ein komplexer literarischer Gesamtentwurf mit einer Erzählstrategie zu betrachten ist. Dies zeigt sich bereits anhand seines Auf-

baus des Werks, der das Traditionsmaterial in komplementärer Weise sowohl in geographischer und chronologischer als auch in christologischer Hinsicht strukturiert. Dabei werden nicht nur inhaltlich und formal ähnliche Stoffe zusammengestellt, sondern auch ein übergeordneter Spannungsbogen entworfen.

In geographischer Hinsicht stehen sich das unbedeutende ländliche Gebiet Galiläas als Raum des beeindruckenden Wirkens und der befreienden Verkündigung Jesu aus Nazareth, der Zustimmung und der Gewinnung von Anhängern der Jesusbewegung (Mk 1,9–9,50), aber auch der Offenbarung des Auferstandenen (Mk 16,7), und die geschichtsträchtige Tempelstadt Jerusalem als Ort sowohl der Ablehnung und Feindschaft gegen Jesus als auch der Planung und Ausführung seiner Hinrichtung gegenüber. Zwischen diesen beiden räumlichen Polen des erzählten Geschehens setzt Markus, gleichsam als Wendepunkt, das Petrusbekenntnis bei Caesarea Philippi als Anfang des Wegs Jesu zur Passion. In christologischer Hinsicht stehen sich zugleich die verborgene Messianität Jesu in Vollmacht (Mk 1,1–8,26) und seine sich offenbarende Messianität in Ohnmacht (Mk 8,31–16,8) gegenüber. Auch sie werden verbunden durch das inszenierte Bekenntnis der messianischen Würde Jesu durch seine Jünger, dem ein kategorisches Schweigegebot Jesu folgt (Mk 8,27–30).

Die Machttaten des markinischen Jesus, die den ersten Hauptteil des Evangeliums prägen, während sie in seinem zweiten Hauptteil erkennbar fehlen, lassen sich durchaus als Entsprechungen der herkömmlichen Messiaserwartungen des antiken Judentums und auch der hellenistisch-rö-

Der markinische Passionsbericht (Mk 14,1–16,8), dem eine umfangreiche und zusammenhängende vormarkinische Tradition zugrunde liegt, deutet das Leiden und Sterben Jesu von den heiligen Schriften Israels her, insbesondere mittels biblischer Psalmenworte.

Die allerletzten Wörter des Evangeliums („und sie sagten niemandem etwas; denn sie fürchteten sich“) bieten seinen Hörern kein „Happy End“ in dem Sinne, dass alles über Jesus Christus gesagt und verstanden worden ist.

Tag des offenen Denkmals®

Sonntag,
13. September,
11.00 bis 17.00 Uhr

Bundesweit koordiniert durch die



DEUTSCHE STIFTUNG
DENKMALSCHUTZ

Das Schloss Suresnes wartet auf Sie!

Zwei Denkmäler beherbergt die Katholische Akademie: das barocke Schloss Suresnes, wo Persönlichkeiten wie Kurfürst Max Emmanuel, Ludwig Ganghofer, Franz von Kobell, Franziska zu Reventlow, Paul Klee und Ernst Toller ein- und ausgingen, sowie den Vier Eckhof, das älteste erhaltene Bauernhaus Schwabings. Der herrliche Schlosspark lädt ein zum Verweilen.

Zugang über Gunezrainerstraße 7 · 80802 München
U3/U6 Münchner Freiheit · Telefon: 089 38102-111

- **Vorträge:** 11.30, 13.00, 14.30 und 16.00 Uhr zur spannenden Geschichte unserer Denkmäler
- **Imbissverkauf:** 11.30 bis 16.30 Uhr
- **Infostand:** Lernen Sie unser Bildungsangebot sowie unsere Tagungs- und Übernachtungsoptionen kennen

info@kath-akademie-bayern.de
www.kath-akademie-bayern.de



Foto: Robert Kiderle

PROGRAMM

Sept. bis Dez. 2026

Der synodale Bischof

Tagung zum 30. Bischofsweihe-Jubiläum von Kardinal Reinhard Marx



© KI-generiert mit ChatGPT

Freitag, 18. bis Samstag, 19. September

Synodalität lautet die Devise: Die katholische Kirche gibt ihren hierarchischen Strukturen eine neue Rückbindung an das gesamte Gottesvolk.

Eine synodale Kirche aber braucht einen synodalen Bischof. Das Amt wird sich verändern, wenn es in Partizipationsstrukturen eingebettet wird.

Anlässlich des 30. Jahrestags der Bischofsweihe von Kardinal Reinhard Marx laden wir zum gemeinsamen Nachdenken ein: Welche Konzepte für eine synodale Neufassung bischöflicher Vollmacht weisen in die Zukunft? Was müsste und könnte dafür durch wen geändert werden? Wie kann das Amt unter den bereits heute bestehenden Möglichkeiten synodaler ausgeübt werden?

Unsere Expert:innen u. a.

- | Kardinal Reinhard Marx
- | Prof. Dr. Christian Hornung
- | Prof. Dr. Charlotte Kreuter-Kirchhof
- | Prof. Dr. Friederike Nüssel
- | Dr. h.c. mult. Annette Schavan
- | Prof. Dr. Michael Seewald
- | Prof. Dr. Thomas Söding



<https://kath-akademie-bayern.de/veranstaltung/2026-09-18>

TikTok, X und Co.

Meinungsfreiheit vs. Manipulation



© KI-generiert mit ChatGPT

Mittwoch, 7. Oktober, 18.30 Uhr

Social Media prägt heute Arbeitswelt und Alltag vieler Menschen und ersetzt zunehmend klassische Medien als Informationsquelle. Dabei bestimmen Algorithmen und Künstliche Intelligenz, welche Inhalte Nutzerinnen und Nutzer sehen. Staaten, Parteien und Regierungen nutzen die Plattformen zur Kommunikation, zugleich bieten sie populistischen und extremistischen Akteuren Raum für die Verbreitung von Desinformation und Fake News.

Die große Menge vorausgewählter Inhalte erschwert es, wahre von falschen Informationen zu unterscheiden. Zudem konzentriert sich die Kontrolle über viele Plattformen in den Händen weniger Milliardäre, deren wirtschaftliche Interessen Einfluss auf Algorithmen und Moderationsregeln haben. Vor diesem Hintergrund stellen sich Fragen nach den Auswirkungen auf die Demokratie, möglichen Regulierungen, den Grenzen der Meinungsfreiheit sowie nach Altersbeschränkungen für Kinder und Jugendliche.

Unsere Expert:innen

- | Prof. Dr. Alexandra Borchardt, Honorarprofessorin für Leadership und Digitalisierung, TUM School of Management der TU München
- | Jan Ippen, Geschäftsführer Ippen Digital Media GmbH, München
- | Vivian Pein, Social Media und Community Managerin, Beraterin, Halstenbek



<https://kath-akademie-bayern.de/veranstaltung/2026-10-07>

Weg ins dritte Jahrtausend?

Von der Weltsynode zur Synodalität vor Ort



© Romano Siciliani/KNA

Mittwoch, 7. Oktober, 18.30 Uhr

Papst Franziskus bezeichnete die Synodalität als zentralen Weg der Kirche im dritten Jahrtausend. Mit der Weltsynode initiierte er 2021 einen weltweiten Prozess, in dem sich Geistliche und

Laien mit dem Thema „Für eine synodale Kirche – Gemeinschaft, Teilhabe, Mission“ beschäftigten. Seit dem Abschlussbericht von 2024 stellt sich die Frage, wie Synodalität vor Ort umgesetzt werden kann: Geht es um Formen geistlichen Zuhörens, veränderte Leitungsstrukturen oder diözesane Synoden?

Gemeinsam mit dem Passauer Bischof Stefan Oster SDB und der Linzer Pastoraltheologin Klara-Antonia Csiszar werden Ergebnisse, Rezeption und Auswirkungen der Weltsynode sowie die Perspektiven unter Papst Leo XIV. diskutiert.

Veranstaltungsort: Passau

Unsere Expert:innen

- Dr. **Stefan Oster** SDB, Bischof von Passau
- Prof. Dr. **Klara-Antonia Csiszar**, Professorin für Pastoraltheologie, Kath. Privatuniversität Linz



<https://kath-akademie-bayern.de/veranstaltung/2026-10-07a>

Die Fürsten ergreifen das Szepter

Ein Ort der Kooperation:
Der Reichstag von Speyer 1526

Dienstag, 20. Oktober, 18.00 Uhr

Die Frühphase der Reformation war geprägt von religiösen Spannungen, sozialen Konflikten wie dem Bauernkrieg, machtpolitischen Rivalitäten und der Bedrohung durch die osmanische Expansion. Der Reichstag von Speyer 1526 sollte zur Stabilisierung des Reiches beitragen, konfessionelle Konflikte entschärfen und die Handlungsfähigkeit gegenüber den Osmanen stärken.

Unsere Veranstaltung beleuchtet diese historische Situation und eröffnet zugleich eine ökumenische Reihe zum 500-jährigen Jubiläum der Confessio Augustana. Das 1530 entstandene Bekenntnis der lutherischen Reformation gilt bis heute als bedeutendes Dokument theologischer Klärung und als Beitrag zu Verständigung und Frieden in einer Zeit religiöser Spannungen.

Veranstaltungsort: Augsburg



Unsere Expert:innen

- Prof. Dr. **Lothar Schilling**, Geschichte der Frühen Neuzeit, Universität Augsburg
- Prof. Dr. **Gury Schneider-Ludorff**, Kirchen- und Dogmengeschichte, Augustana-Hochschule, Neuendettelsau



<https://kath-akademie-bayern.de/veranstaltung/2026-10-20>

PROGRAMM

Sept. bis Dez. 2026

Preis für Junge Theologie

Kardinal-Wetter-Preis der Katholischen Akademie in Bayern



© Katholische Akademie in Bayern

Dienstag, 27. Oktober, 19.00 Uhr

Seit 2008 verleihen wir in Zusammenarbeit mit den sieben bayerischen Katholisch-Theologischen Fakultäten und Instituten im jährlichen Wechsel den Preis für Junge Theologie – Kardinal-Wetter-Preis der Katholischen Akademie in Bayern.

Der Preis wurde in Würdigung der Verdienste von Kardinal Friedrich Wetter als langjährigem Protektor der Akademie auf der einen und als engagiertem Förderer der Theologie auf der anderen Seite eingerichtet.

Ausgezeichnet werden vielversprechende Nachwuchs-Theolog:innen, die mit hervorragenden Dissertationen oder Habilitationsschriften neue Perspektiven für die wissenschaftliche Theologie eröffnen. Der Preis möchte exzellente Forschungsleistungen sichtbar machen und die Bedeutung theologischer Wissenschaft für Kirche und Gesellschaft hervorheben.

Im Jahr 2026 ist die Erzdiözese München und Freising an der Reihe. Wir laden herzlich zur festlichen Preisverleihung in die Akademie ein!

Weitere Informationen folgen in Kürze auf unserer Website.

Kernenergie für den Klimaschutz?

Zukunftsvision oder Fehlinvestition?



© 3D-Rendering eines modularen Kernreaktorwerks SMR / Shutterstock

Donnerstag, 29. Oktober, 19.00 Uhr

Die Debatte über die Kernenergie hat in Deutschland und Europa neue Dynamik gewonnen. Während Befürworter auf die CO₂-arme Stromerzeugung und neue Reaktorkonzepte verweisen, betonen Kritiker ungelöste Fragen der Endlagerung, hohe Kosten und Sicherheitsrisiken. Zugleich steht die Energiepolitik vor der Herausforderung, Versorgungssicherheit, Klimaschutz und Wettbewerbsfähigkeit miteinander zu verbinden.

Die Veranstaltung in Kooperation mit der Münchener Rück-Stiftung diskutiert, ob Kernenergie einen sinnvollen Beitrag zu Energiesicherheit und Klimazielen leisten kann oder wirtschaftlich und technologisch eine Fehlinvestition darstellt. Experten beleuchten technologische und ökonomische Aspekte, die anschließend in einer Podiumsdiskussion mit Blick auf einen zukunftsfähigen Energiemix vertieft werden.

Unsere Expert:innen u. a.

- Prof. Dr. **Winfried Petry**, Physiker, ehem. Wissenschaftlicher Direktor des Forschungsreaktors (FRM II) der Technischen Universität München
- Prof. Dr. **Markus Vogt**, Lehrstuhl für Christliche Sozialethik, LMU München



<https://kath-akademie-bayern.de/veranstaltung/2025-10-29>

Schlüsseltechnologie Quantencomputing

Entwicklungsstand, technologische Perspektiven und Anwendungsszenarien

Mittwoch, 4. November, 19.00 Uhr

Quantencomputer gelten als eine der bedeutendsten Zukunftstechnologien des 21. Jahrhunderts. Sie versprechen Rechenleistungen, die weit über die Möglichkeiten klassischer Computer hinausgehen – mit gravierenden Auswirkungen auf Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft. Doch zwischen theoretischem Potenzial und industrieller Anwendbarkeit liegen erhebliche technische Herausforderungen. Welche technologischen Durchbrüche sind absehbar, und welche Erwartungen sind realistisch?

Die Nutzung von Quantencomputern bringt neben enormen technologischen Chancen auch weitreichende ethische Fragestellungen mit sich, die eine gesellschaftliche Debatte und regulatorische Rahmenbedingungen erfordern.

Veranstaltungsort: Deutsches Museum, München



Unsere Expert:innen

PD Dr. **Jeanette Miriam Lorenz**, Head of Department „Quantum Computing“, Fraunhofer-Institut für Kognitive Systeme IKS, München

Prof. Dr. **Markus Vogt**, Professor für Christliche Sozialethik an der LMU, München



<https://kath-akademie-bayern.de/veranstaltung/2026-11-04>

Die katholische Kirche und die radikale Rechte

Transnationale Netzwerke und Diskurse



© Joek Scott / photocase.de

Donnerstag, 12. November, 9.30 Uhr

Die politische Mobilisierung der radikalen Rechten wirkt längst über nationale Grenzen hinaus. Auch im Verhältnis zum Christentum zeigt sich eine bekannte Dynamik: Während Akteur:innen

der Neuen Rechten ihre Ideologie christlich begründen, suchen zugleich manche katholische Gruppen die Nähe zur radikalen Rechten. So entstehen transnationale Netzwerke aus religiösen und politischen Akteur:innen, die durch gemeinsame Narrative und Werte verbunden sind.

Wir wollen herausfinden, wie diese Netzwerke funktionieren, welche Herausforderungen sich für Kirche und Gesellschaft ergeben, und wo die zentralen menschenrechtlichen und theologischen Konflikte liegen.

Unsere Expert:innen u. a.

Annika Brockschmidt, Journalistin und Autorin

Prof. Dr. **Gert Pickel**, Religions- und Kirchensoziologie, Leipzig



<https://kath-akademie-bayern.de/veranstaltung/2026-11-12>

PROGRAMM Sept. bis Dez. 2026

Von Maschinen und Menschen

Wie KI und Robotik Medizin und Pflege verändern



© KI-generiert mit ChatGPT

Montag, 16. November, 18.00 Uhr

Künstliche Intelligenz und Robotik verändern das Gesundheitswesen: Sie ermöglichen präzisere Diagnosen, personalisierte Therapien und intelligente Assistenzsysteme. Gleichzeitig bringen der Umgang mit Gesundheitsdaten sowie Fragen der Verantwortung, des Datenschutzes und möglicher Diskriminierung neue ethische Herausforderungen hervor.

In der neuen Ausgabe des Digitalen Salons der Katholischen Akademie in Bayern, von acatech - Deutsche Akademie der Technikwissenschaften und der Plattform Lernende Systeme werden aktuelle Entwicklungen wie KI-gestützte Tumorerkennung, Robotik zur Mobilitätsunterstützung und digitale Systeme für chronische Erkrankungen vorgestellt. Zudem diskutieren wir Nutzerakzeptanz, Datenqualität, Datenschutz und Verantwortlichkeit bei Fehlentscheidungen. Wir laden herzlich zum Austausch ein.

Unsere Expert:innen

- Prof. Dr. Björn Eskofier
- Prof. Dr. Wolfgang Heckl
- Prof. Dr. Julia Inthorn

Weitere Informationen folgen in Kürze auf unserer Website.

Was ist Zeit?

Eine philosophisch-musikalische Annäherung



© KI-generiert mit ChatGPT

Freitag, 20. November, 19.00 Uhr

Zeit prägt unser Leben und gibt uns Orientierung – vom Blick auf die Uhr und in den Kalender über feste Tages- und Jahresabläufe bis zur Einteilung historischer Epochen. Verschiedene Disziplinen erforschen Zeit aus je eigener Perspektive: So beschäftigen sich z.B. Psychologen mit dem Zeitbewusstsein, Linguisten mit grammatikalischen Zeiten und Physiker mit der Messbarkeit von Zeit.

Oft fehlt aber der Blick fürs Ganze: Hier ist es die Philosophie, die ein gemeinsames Moment betont – rhythmische Muster, die durch Wiederholung von Ereignissen entstehen. Dies zeigt sich z.B. in unserem Alltag (regelmäßige Mahlzeiten, Feiertage), in politischen Wahlperioden und besonders eindrücklich in der Musik, die insgesamt die Vielschichtigkeit von „Zeit“ hörbar macht.

Die öffentliche Veranstaltung des interdisziplinären Gesprächskreises „Kirche und Wissenschaft“ nähert sich dem Thema „Zeit“ philosophisch und lässt es durch ausgewählte Musikstücke lebendig werden – eine Einladung, Zeit neu zu erleben.

Unsere Experten

- Prof. Dr. Dr. Norman Sieroka, Professor für Theoretische Philosophie, Universität Bremen
- Christian Seidler, Kirchenmusiker, Erlöserkirche München-Schwabing



<https://kath-akademie-bayern.de/veranstaltung/2026-11-20>



Literatur im Gespräch

Erich Garhammer trifft Ulrike Draesner

Dienstag, 1. Dezember, 19.00 Uhr

Was bedeutet es, ein Kind anzunehmen – und sich selbst?

Mit ihrem Roman „zu lieben“ erzählt Ulrike Draesner von Mutter-schaft, Adoption, Herkunft und Zugehörigkeit. Ausgehend von ihrer eigenen Lebensgeschichte entwickelt sie eine poetische Reflexion über das Annehmen des Anderen und die Möglichkeit, sich selbst neu zu entwerfen. Dabei wird Adoption weit mehr als ein familiäres Ereignis: Sie erscheint als Lebenskonzept, das Offenheit, Verantwortung und Selbstwerdung miteinander verbindet.

Die vielfach ausgezeichnete Schriftstellerin spricht mit Erich Garhammer über Wahrhaftigkeit und Fiktion, über Literatur als Form der Selbsterkundung und über die Frage, wie Geschichten unsere Wahrnehmung von Familie, Identität und Liebe verändern können.



© Melle Wang

Unsere Expert:innen

- Ulrike Draesner, Schriftstellerin
- Prof. Dr. Erich Garhammer, Prof. em. für Pastoraltheologie an der Universität Würzburg



<https://kath-akademie-bayern.de/veranstaltung/2026-12-01>

Künstliche Intelligenz: Governance, Transparenz und Verantwortung

Wirtschaftsethische und moralökonomische Perspektiven der Nutzung von KI

Donnerstag, 3. bis Freitag, 4. Dezember

Die rasante Entwicklung von Anwendungen Künstlicher Intelligenz verändert ökonomische Entscheidungsprozesse, Wertschöpfungsketten und gesellschaftliche Ordnungsmodelle in grundlegender Weise. Mit dieser Transformation wächst zugleich der Bedarf an einer reflektierten Auseinandersetzung mit den normativen Bedingungen, Grenzen und Potenzialen des Einsatzes von KI in unterschiedlichen Anwendungsgebieten.

Die Fachtagung widmet sich wirtschaftsethischen und moralökonomischen Perspektiven auf die Nutzung von KI und bringt Forschende aus Ökonomik, Ethik, Sozialwissenschaften, Informatik und Rechtswissenschaften in einen interdisziplinären Dialog. Eingeladen sind Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Praktikerinnen und Praktiker sowie alle an der Thematik Interessierten.



© Shutterstock AI

Unsere Expert:innen u. a.

- Prof. Dr. Michaela Geierhos
- Prof. Dr. Wolfgang Koch
- Prof. Dr. Timo Seidl
- Martin Wimmer



<https://kath-akademie-bayern.de/veranstaltung/2026-12-03>

Vorschau auf 2027

Mittwoch, 10. bis Freitag, 12. Februar

500 Jahre Sacco di Roma

Historische Tage 2027



Die Belagerung von Rom 1527. Karl von Bourbon fällt von einer Leiter, nachdem er tödlich getroffen wurde. Im Hintergrund der Tiber und die Engelsburg.

Im Mai des Jahres 1527 erschütterte ein Ereignis ganz Europa: der Sacco di Roma, die Plünderung Roms durch die Truppen Kaiser Karls V. Die „Ewige Stadt“ wurde zum Schauplatz von Gewalt und Zerstörung, aber auch zum Ort diplomatischer Verhandlungen und wichtiger politischer Veränderungen. Zum 500. Jahrestag widmen sich die Historischen Tage 2027 den Ursachen, Geschehnissen und Folgen dieses Ereignisses.

Historiker:innen aus Deutschland, Italien und der Schweiz beleuchten u. a. die politischen und konfessionellen Konflikte des frühen 16. Jahrhunderts, die Rolle von Papst und Kaiser sowie die Auswirkungen der Besetzung Roms bis in die Gegenwart. Vorträge, Arbeitskreise und Exkursionen eröffnen neue Perspektiven auf ein zentrales Ereignis europäischer Geschichte.

Montag, 22. bis Mittwoch, 24. März

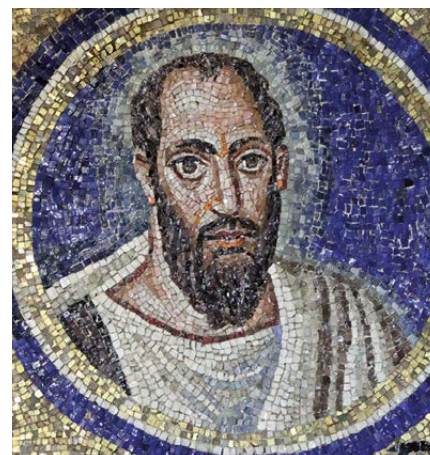
Paulus

Biblische Tage 2027

Paulus ist eine sperrige Gestalt: impulsiv und zärtlich, stark und schwach. Seine Briefe und seine Theologie sind anspruchsvoll, und schon im Urchristentum war er umstritten. Dennoch prägte der einstige Christenverfolger das Christentum entscheidend. Er gründete die ersten Gemeinden auf europäischem Boden und machte den Glauben zu einer weltweiten Gemeinschaft von Juden und Heiden, Frauen und Männern, Freien und Sklaven.

Wer war Paulus? Was lässt sich historisch über ihn in Erfahrung bringen? Was sind die Merkmale und Schwerpunkte seiner Theologie?

Die Biblischen Tage 2027 reisen zurück zu den Ursprüngen des Christentums und wollen Brücken bauen und Lese-schlüssel liefern, um Paulus (besser) zu verstehen!



Medaillonmosaik von Paulus in der Erzbischöflichen Kapelle in Ravenna

Spenden Sie für Wissen!

Wie Sie wissen, bieten wir fast alle Veranstaltungen kostenlos an. Wir freuen uns sehr über Ihre Teilnahme. Genauso freuen wir uns über Ihre Spende, die sicherstellt, dass wir diese Veranstaltungen auch in Zukunft anbieten können. Über den QR-Code können Sie uns mit Ihrer Banking-App gerne eine Spende zukommen lassen.

Alternativ können Sie gerne direkt überweisen:
Freunde und Gönner
HypoVereinsbank München
IBAN: DE04 7002 0270 5804 0584 10
BIC: HYVEDEMMXXX

Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung!



Aktuelle Infos
aus der Akademie
direkt in Ihr Postfach!



Katholische Akademie in Bayern

Mandlstraße 23 · 80802 München · U3/U6 Münchner Freiheit
Telefon: 089 38 102-111 · anmeldung@kath-akademie-bayern.de
www.kath-akademie-bayern.de

mischen mythischen Vorstellung eines machtvollen Halbgotts deuten. Zugleich erfährt der Hörer hier immer wieder von Verboten Jesu, anderen Menschen von seinem Heilshandeln zu erzählen (z. B. Mk 5,43; 7,36), und auch von seinen Schweigegeboten an die von ihm ausgetriebenen Dämonen (z. B. Mk 1,25.34; 3,12). Wiederholt begreifen die Jünger Jesu nicht, was seine Gleichnisse bedeuten und wer er in Wirklichkeit ist (z. B. Mk 4,13; 8,14–21). Dieses „Messiasgeheimnis“ im Markusevangelium wird heute zumeist als ein besonderer literarischer Kunstgriff seines Verfassers interpretiert. Markus wollte durch die narrative Verklammerung der Berichte von Jesu Wirksamkeit mit der Passionsüberlieferung wohl zeigen, dass Jesu künftige Herrlichkeit in seinen vollmächtigen Machterweisen zwar bereits verborgen ist, sich in den durch ihn geschehenen Wundertaten aber noch nicht enthüllt hat. Auch mit dem Petrusbekenntnis ist für Markus noch keine vollständige Erkenntnis der Person Jesu verbunden. Vielmehr ist der Messias des Markusevangeliums zunächst ein leidender Messias. Seine Hoheit zeigt sich zunächst in Niedrigkeit und sie offenbart sich vollends in seiner Auferweckung durch Gott: „Er gebot ihnen, dass sie niemandem sagen sollten, was sie gesehen hatten, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden wäre“ (Mk 9,9).

Der markinische Passionsbericht (Mk 14,1–16,8), dem eine umfangreiche und zusammenhängende vormarkinische Tradition zugrunde liegt, deutet das Leiden und Sterben Jesu von den heiligen Schriften Israels her, insbesondere mittels biblischer Psalmenworte. In seiner Schilderung der eigentlichen Kreuzigung Jesu nimmt der Evangelist wiederholt auf Psalm 22 als Verstehenshintergrund seines Todesgeschicks Bezug: Das Verteilen der Kleider (Mk 15,24) greift Ps 22,19 auf, die Verspottung Jesu (Mk 15,29f.) entspricht Ps 22,9 und der Notschrei Jesu „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ (Mk 15,34) beruht auf Ps 22,2. Beide Anspielungen und das explizite Zitat aus dem davidischen Klagepsalm nehmen Motive aus seinem ersten Teil auf, der von der Not der Gottverlassenheit

Weiterführende Literatur

Eve-Marie Becker, *Das Markus-Evangelium im Rahmen antiker Historiographie* (WUNT 194), Tübingen 2006.

Detlev Dormeyer, *Das Markusevangelium*, Darmstadt 2005.

Gudrun Guttenberger, *Das Evangelium nach Markus* (ZBK.NT 2), Zürich 2017.

Martin Meiser, *Das Evangelium nach Markus* (NTD 2), Göttingen 2024.

Jan Rügemeier, *Poetik der markinischen Christologie. Eine kognitiv-narratologische Exegese* (WUNT II 458), Tübingen 2017.

Thomas Söding, *Das Evangelium nach Markus* (ThHKNT 2), Leipzig 2022.

handelt (Ps 22,1–22). Vordergründig unterstreichen und begründen sie damit die Menschlichkeit und Niedrigkeit des Gekreuzigten. Setzen wir indes voraus, dass der markinischen Gemeinde hier der gesamte Psalm 22 vor Augen und Ohren stand, dann erwächst für sie aus dem beschriebenen Leiden zugleich Trost und Hoffnung gemäß dem Thema seines zweiten Teils (Ps 22,23–32), nämlich Dank und Lob über Gottes Hilfe. Erst von seiner Selbsthingabe am Kreuz und seiner Auferweckung her werden im Sinne der markinischen Niedrigkeitschristologie Jesu Messianität und Gottessohnschaft uneingeschränkt verständlich. Jesus aus Nazareth ist von Anfang an der Messias und Gottes Sohn, aber für die Menschen wird er erst Gottes Sohn. Sein Leidensweg entspricht dem Willen Gottes und dient den Menschen zum Heil (Mk 14,24).

Das vermeintlich offene Ende des Evangeliums in Mk 16,8 bekommt von hier aus einen besonderen Aussagegehalt: Alles Heil wurde am Kreuz bereits vollbracht. Der

ohnmächtig leidende Jesus ist der vollmächtige Christus. Und um die Bedeutung des Kreuzesgeschehens zu verstehen, bedarf es des Blicks auf das ganze Evangelium als heilige Geschichte und Grundlage des Glaubens. Mit dieser doppelten Paradoxie korrespondiert die Rahmung der Evangelienzählung in Mk 1,1 und 16,7. Und wenn man die gesamte markinische Geschichte vom Wirken und von der Passion des irdischen Jesus im Lichte des Osterglaubens schließlich bis zu ihrem Ende gehört hat, dann wird man aufgefordert, sie noch einmal von vorn zu hören oder zu lesen, um immer besser zu verstehen, wer dieser Jesus eigentlich ist. ■



Bild: Jacob Jordaens (um 1620) / Wikimedia Commons, Public Domain



Links: Im Kreis der vier Evangelisten nimmt Markus eine Schlüsselrolle ein. Als wohl ältestes Evangelium bildet sein Bericht den Ausgangspunkt für die Überlieferung, die Matthäus, Lukas und Johannes jeweils neu deuten. Rechts: In seinem Arbeitskreis befasste Prof. Dr. Markus Tilly sich mit der Perikope Mk 13,1–37 unter dem Titel *Krieg, Verwüstung und das Kommen des Menschensohns: Jesu Worte über das Ende*.

Narrative Traumabewältigung

Historischer Kontext, Traumabewältigung und Passionsgeschichte im Markusevangelium von Sandra Huebenthal

Neutestamentlicher Text und historischer Kontext

Die neutestamentliche Bibelwissenschaft ist nicht nur eine theologische, sondern auch und vor allem eine historische Wissenschaft. Wer neutestamentliche Sekundärliteratur liest oder neutestamentliche Vorträge hört, erfährt eine Menge über die historischen Kontexte der neutestamentlichen Bücher, über die Zeiten, Orte und Umstände, zu denen sie entstanden sind, über politische Strömungen, Herrscher und ihre Ziele, philosophische Ideen, kulturelle Trends, religiöse Praktiken, wirtschaftliche Rahmenbedingungen, Vereine und Versammlungspraxis, Alltagsfragen in Stadt und Land und Vieles mehr. Hinzu kommen Beobachtungen und Überlegungen zur Entstehung der neutestamentlichen Bücher und ihrer Stellung im antiken Literaturbetrieb: Wer schreibt was, wo, für wen und warum? Welche Formen und Gattungen werden verwendet? Wie sind einzelne Motive und Erzählungen entstanden? Wie wurden sie weitertradiert und dabei verändert? Und last, but not least: Welchen histo-



Prof. Dr. Sandra Huebenthal,
Professorin für Exegese und Biblische
Theologie, Universität Passau

rischen Anhaltspunkt haben sie? Was ist eigentlich passiert?

Neutestamentliche Arbeiten aus historisch-kritischer Perspektive können faszinieren: Sie erschließen und erläutern die uns heute fremde Welt des ersten und zweiten Jahrhunderts im Imperium Romanum und ermöglichen einen Blick in die Welt der frühen Jesusnachfolger. Die Lektüre der neutestamentlichen Texte wird dadurch reicher und tiefer. Oder doch nicht?

Bei den *Biblischen Tagen* fragte eine Teilnehmerin am ersten Abend „Warum ist der historische Kontext denn so wichtig? Nimmt die historische Lesart nicht auch etwas weg? Kann ich den Text nicht einfach auf mich und mein Leben wirken lassen, so wie er ist?“ Die Frage bringt einen wichtigen Aspekt, ein zentrales Charakteristikum von neutestamentlichen Texten (wie biblischen Texten insgesamt) zurück. Es geht darum, dass die historisch-kritische Exegese immer wieder Gefahr läuft, zu übersehen, dass ein Text wie das Markusevangelium nicht nur eine historische Erzählung und eine historische Quelle ist, sondern auch und vor allem ein Identitätstext.

Neutestamentliche Texte als Identitätstexte

Dass es sich bei den biblischen und den neutestamentlichen Texten vor allem um Identitätstexte handelt, gerät beim historischen Zugang leicht aus dem Blick. Texte wie das Markusevangelium sind nicht in erster Linie entstanden, um zu dokumentieren, was passiert ist, sondern um zentrale, identitätsbegründende Erfahrungen festzuhalten, zu verarbeiten und für sich selbst wie für die Nachwelt aufzubewahren. Sie sind, wie der Ägyptologe Jan Assmann es formuliert hat, *identitätskonkret*, das heißt, auf eine ganz bestimmte Gruppe bezogen und für die Identität dieser Gruppe relevant.

Ein wichtiger Grund, warum das Neue Testament bis heute gelesen wird, ist, dass es von Erfahrungen berich-

Texte wie das Markusevangelium sind nicht in erster Linie entstanden, um zu dokumentieren, was passiert ist, sondern um zentrale, identitätsbegründende Erfahrungen festzuhalten, zu verarbeiten und für sich selbst wie für die Nachwelt aufzubewahren.

tet, die Menschen mit Jesus und seiner frohen Botschaft vom Reich Gottes gemacht haben. Menschen lesen überwiegend nicht deshalb in der Bibel, weil sie Weltliteratur ist oder einen Einblick in eine untergegangene antike Welt bietet, sondern weil diese Texte von existentiellen menschlichen Erfahrungen erzählen. Erfahrungen, die so existentiell und zeitlos sind, dass Menschen zu allen Zeiten mit ihren eigenen Erfahrungen daran anknüpfen und sie für sich fruchtbar machen konnten.

„Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht“, so formuliert es der Schweizer Schriftsteller Max Frisch in seinem Roman *Mein Name sei Gantenbein*, „und nun sucht er nach der Geschichte zu seiner Erfahrung (...) Man kann nicht mit einer Erfahrung leben, die ohne Geschichte bleibt.“ Frischs schriftstellerische Erkenntnis ist auch für den Zugang zu neutestamentlichen Texten als Identitätstexten entscheidend.

Erfahrungen brauchen, um verstanden und geteilt zu werden, eine sprachliche Form, und diese ist zu meist erzählend, das heißt narrativ. Aus menschlichen Erfahrungen werden Geschichten, die in der Sprache und in den Bildern erzählt werden, die vertraut sind. Beim Erzählen von Geschichten denkt man meist adressatenorientiert und nutzt Motive, Bilder, sprachliche Wendungen, kurz: einen kulturellen Rahmen, den die Zielgruppe kennt. Das erklärt, warum die gleiche Erfahrung und die gleiche Geschichte sehr unter-

schiedlich ausfallen kann, wenn sie anderen Menschen erzählt wird.

Mit Siebenjährigen spricht man anders als mit Siebzehnjährigen und noch einmal ganz anders als mit Siebzijährigen. In Niederbayern wählt man andere Vergleiche und Bilder als in Sachsen, im Ruhrpott oder im Saarland. Die Weitergabe von Erfahrung unterscheidet sich auch je nach sozialen und politischen Kontexten: Pfarrgemeinde oder Stammisch, Handwerksbetrieb oder Universität, Museum oder Fitnessstudio. Es ist die gleiche Erfahrung, doch sie wird sprachlich unterschiedlich ausfallen, je nachdem, wer sie mit wem in welchem Kontext und mit welchem Ziel teilt. Das erklärt, warum wir unterschiedliche Evangelien haben, die die gleiche Geschichte zum Teil sehr unterschiedlich erzählen: Die gleiche Basiserfahrung hat sich in unterschiedlichen Kontexten auf unterschiedliche Weise manifestiert und Gestalt angenommen.

Um solche Geschichten nicht nur oberflächlich zu verstehen, muss man genauer hinhören und sich Kontextwissen aneignen. Um biblische Erzählungen zu verstehen und biblische Erfahrungen aufzuschlüsseln, braucht es aber keine anderen Werkzeuge oder Fertigkeiten als beim Gespräch mit den eigenen Kindern, Großeltern oder Nachbarn; das Gespräch mit dem Nachbarn erscheint uns nur deswegen leichter, weil uns dessen Erfahrungswelten und Kontexte näher sind als die der frühen Christen.

Biblische Texte erzählen also nicht nur, was war, sondern bringen die Erfahrungen, die Menschen mit Gott und seiner Botschaft gemacht haben, zur Sprache. Wenn man den identi-

tätsstiftenden Charakter dieser Texte erkennt und das Potential, mit eigenen Erfahrungen an die Texte anzuknüpfen, wenn man spürt, dass die neutestamentlichen Texte auch heute noch etwas zu sagen haben, dann ist die Frage der Teilnehmerin durchaus verständlich, warum die historischen Kontexte so wichtig sein sollen.

Identitätstexte lassen sich ohne ihre historischen Kontexte nicht vollständig erfassen

Die Antwort auf diese Frage ist einfach: um noch mehr zu verstehen, besser anknüpfen und im Glauben wachsen zu können. Die Frage: *Welche Erfahrung haben Menschen mit Gott gemacht und wie erzählen sie davon?* ist jedoch eine andere als: *Wie können wir an diese Erfahrungen anknüpfen und heute noch von ihnen lernen?*

Der Respekt vor den Erfahrungen der Menschen, die sich in biblischen Texten ausdrücken, gebietet es, diese Erfahrungen nicht einfach in die eigene Gegenwart und Erfahrungswelt zu übertragen. Allzu oft gehen dabei nämlich die Zwischentöne und kulturellen Differenzen verloren, die die biblischen Texte auszeichnen. Trotz aller Ähnlichkeit von Erfahrung ist es paradoxerweise gerade die Unähnlichkeit, die Fremdheit, die den neutestamentlichen Texten und ihrer Welt innewohnt, von der sich am meisten lernen und profitieren lässt. Um sie zu erkennen und zu verstehen, und sich nicht mit einfachen Antworten abzugeben, braucht es die historischen Kontexte für die biblischen Texte eben doch und ganz dringend. Die Frage ist lediglich, ob sie am Anfang der Beschäftigung mit dem neutestamentlichen Text stehen sollen oder erst dann relevant werden, wenn es bereits eine Erfahrung mit dem Text gibt.

Wie immer man sich diesbezüglich entscheidet, man liest in jedem Fall „doppelstöckig“ – also einerseits von der Erfahrung der Menschen mit Gott und versucht sie in ihrem antiken Kontext nachzuvollziehen, um sie andererseits noch besser zu verstehen und das Zeitbedingte vom Überzeitlichen zu trennen.

Das Markusevangelium als frühchristliche Momentaufnahme

Als identitätskonkrete Erzählung ist das Markusevangelium eine Momentaufnahme aus dem frühen Christentum und nicht ohne ihren zeitlichen Kontext zu denken. Erst wenn man diesen versteht, lässt sich auch die überzeitliche Erfahrungsdimension erkennen und fruchtbar machen.

Neben der Begegnung mit Jesus und seiner Botschaft ist der Verlust Jesu durch seinen gewaltsamen Tod und



Nach ihrem Vortrag beantwortete Professorin Huebenthal die Fragen aus dem Publikum. Prof. Dr. Hans-Georg Gradl (li.) moderierte.

die Frage, wie mit dem Auferstandenen Gemeinschaft möglich sein könnte, eines der zentralen Themen des Markusevangeliums. Man merkt beim Lesen, dass schon früh der Schatten des Kreuzes auf das Geschehen fällt. Die Passion beginnt schon lange vor dem Beginn der eigentlichen Passionserzählung in Mk 14,1. Der Tötungsbeschluss in Mk 14,3 kommt nicht überraschend, denn Herodianer und Schriftgelehrte überlegen schon in Mk 3,6, wie sie Jesus umbringen können.

Auch die drei Leidensankündigungen Jesu auf dem Weg nach Jerusalem (Mk 8,31; 9,31; 10,33) lassen wenig Zweifel daran, dass die Erzählung in einer Katastrophe enden wird. Manche Leser sehen sogar schon in Mk 1,14–15 die Vorboten dessen, was kommen – und dessen, was vom Leser gefordert wird: die Verkündung der Botschaft vom herangenahten Gottesreich zu übernehmen und das Evangelium in die Welt zu bringen, nachdem Jesus selbst es nicht mehr kann.

Das Diktum Martin Käblers, dass die Evangelien im Grunde Passionsgeschichten mit sehr langer Einleitung

Die unterschiedlichen sozialen und politischen Kontexte erklären, warum wir unterschiedliche Evangelien haben, die die gleiche Geschichte zum Teil sehr unterschiedlich erzählen: Die gleiche Basiserfahrung hat sich in unterschiedlichen Kontexten auf unterschiedliche Weise manifestiert und Gestalt angenommen.



Dr. Judith König, Akademische Rätin a. Z. am Lehrstuhl für Exegese und Hermeneutik des Neuen Testaments an der Universität Regensburg, beschäftigt sich in ihrem Arbeitskreis mit den Wundern Jesu.

sind, scheint sich zu bewahrheiten. Bei allem Erfolg Jesu in Galiläa und trotz einer unfassbar frohen Botschaft lauert die Katastrophe unmittelbar hinter dem Horizont.

Verschriftlichung als Krisenphänomen

An dieser Stelle kann man freilich auch fragen, warum ein Text wie das Markusevangelium überhaupt aufgeschrieben wurde. Reicht in überschaubaren Gruppen wie den frühen Jesuachfolgern nicht die mündliche Erzählung oder das Gespräch? Wir schreiben unsere Familiengeschichten in der Regel doch auch nicht auf, sondern erzählen sie einfach nur weiter.

Der Umgang mit den entscheidenden, fundierenden oder identitätsbe gründenden Erfahrungen verändert sich nicht nur beim Einzelnen, sondern gerade auch in Gruppen im Laufe der Zeit. Man sieht das gut in der eigenen Familie: Im Wechsel der Generationen und im Laufe der Zeit kommen neue Familienmitglieder dazu und andere verlassen die Gruppe durch Trennung oder Tod. Gesellschaftliche und politische Ereignisse können die Situation einer Familie grundlegend verändern, ebenso wie naturwissenschaftliche Erkenntnisse und technische Innovationen. Manchmal reicht die Reise eines einzigen Familienmitglieds aus, um eine ganze Familie „umzukrempeln“. Mit der Zeit und unter veränderten Bedingungen verändern sich auch Erinnerungen und die Frage *Was ist uns wichtig? Was macht uns aus?* wird anders beantwortet.

Entscheidende Punkte auf diesem gemeinsamen Erinnerungsweg

sind Krisen – abrupte, ungeplante, schmerzhaft Veränderungen, die von außen auf eine Gemeinschaft einwirken. Aus der kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheorie wissen wir, dass Krisen zu Traditionsbrüchen und Verschriftlichung von Tradition führen können. Zum Wunsch,

das Verlorene oder Bedrohte festzuhalten. Zum Wunsch, das, was wichtig und nun bedroht ist, zu bewahren und weiterzugeben.

In Familien können es auch Gegenstände oder Rituale sein, die Familiengeschichte und Familienidentität symbolisieren und weitertragen. Was aber, wenn diese Gegenstände verschwinden oder diejenigen, die Geschichten zu ihnen erzählen oder die Rituale initiieren, durchführen und ausdeuten können, durch ihren Tod aus der Familie ausscheiden? In solchen Fällen folgt auf die Krise entweder der Verlust der Tradition oder die Überführung in ein stabileres Medium, das die Erinnerung und die mit ihr verbundene Identität sichern kann. Typische Krisen dieser Art sind Generationenwechsel und traumatische Erfahrungen von Gewalt, Krieg, Flucht und Vertreibung.

Das Markusevangelium als Erzählung zur Bewältigung einer existentiellen Krise

Die Generation des Markusevangeliums hat eine Reihe solcher Erfahrungen zu verarbeiten und es ist aus kulturwissenschaftlicher Perspektive kaum verwunderlich, dass das Markusevangelium genau zu dieser Zeit entsteht. Zum einen verschwinden in dieser Zeit die Generation der Zeit- und Augenzeugen, zum anderen sind der Jüdisch-Römische Krieg (66–70 n. Chr.) und die (drohende) Tempelzerstörung ein tiefer kultureller und religiöser Einschnitt für die Jesuachfolger. Egal, wo die Menschen, die sich mit diesem Evangelium identifizieren, vorher gelebt haben – der Jüdisch-Römische Krieg hat ihr Leben

völlig verändert, ob sie eher in Jerusalem, Galiläa, Syrien oder der Dekapolis ansässig waren.

Der Krieg ist noch nicht lange vorbei, womöglich dauert er sogar noch an, und die Wunden der Jesuachfolger sind noch nicht verheilt. In dieser Zeit verlieren die aramäisch-sprachig jüdischen („Hebräer“, vgl. Apg 6,1) und griechisch-sprachig jüdischen („Hellenisten“) Jesuachfolger ebenso wie ihre jüdischen Glaubensgeschwister mit Jerusalem und dem Tempel das Zentrum ihrer religiösen und ethnischen Identität, und sind schutzlos dem Terror und den Gräueln des Krieges und der Brutalität des römischen Militärs ausgeliefert. Dass ihr Herr Jesus Christus kein politischer Messias ist, nutzt den Jesuachfolgern im Jüdisch-Römischen Krieg genauso wenig wie es Jesus im Prozess vor dem Hohen Rat und vor Pilatus genutzt hat. Derartig feine Unterscheidungen werden in Kriegszeiten nicht gemacht.

Das Grauen des Krieges, aber auch die Ohnmacht, unschuldig und aufgrund von groben Missverständnissen zu leiden, Willkür ausgeliefert zu sein, diese Aspekte durchziehen das Markusevangelium. Die Schrecken der eigenen Situation und der Erfahrung von Ohnmacht sind in den Text hineingewoben und spiegeln sich in der Ohnmacht und Verlassenheit Jesu am Ende seines Lebens.

Das Markusevangelium stellt Jesus als Gesalbten und Freudenboten der herangenahten Gottesherrschaft vor (Mk 1,1–3.14–15). Bei der Taufe im Jordan erfährt er visionär die Nähe Gottes und seine Stimme, die ihm die unverbrüchliche Treue der Gotteskindschaft

In dieser Zeit verlieren die Jesuachfolger ebenso wie ihre jüdischen Glaubensgeschwister mit Jerusalem und dem Tempel das Zentrum ihrer religiösen und ethnischen Identität, und sind schutzlos dem Terror und den Gräueln des Krieges und der Brutalität des römischen Militärs ausgeliefert.

zusichert (Mk 1,10–11). Der Himmel spaltet sich und Gottes Nähe wird sichtbar. Und nicht nur für ihn: Jesus ist überzeugt, dass das auch für jeden anderen Menschen gilt. Die Botschaft des markinischen Jesus ist, dass die Gottes Herrschaft herangenah und einem jeden Mensch eine direkte Beziehung zu Gott möglich ist. Diese Erkenntnis verkündet er als Reich Gottes. Jesu Wirken zeigt, wie sich das Vertrauen auf und in diese Beziehung in der Welt heilsam und nährend auswirkt.

Doch die Umstände sind heillos und der Gottesbote kommt als vermeintlich politischer Messias – und damit als Hochverräter – unter die Räder. Am Ende fliehen seine Freunde und Begleiter, selbst Gott scheint ihn verlassen zu haben. Die Finsternis, die über das Land kommt, während Jesus am Kreuz hängt (Mk 15,33), hat weniger von einer apokalyptischen Finsternis als von einer umgekehrten Schöpfung: Gott scheint das Licht ausgemacht und sich von der Welt abgewandt zu haben. Drei Stunden hält Jesus das aus, bis er verzweifelt und ruft: „Mein Gott, mein Gott, worauf hin hast du mich verlassen?“ (Mk 15,34). Gott bleibt – anders als in der Taufszene – stumm. Es gibt keine Antwort Gottes, nur menschlichen Spott, den Jesus genauso wie die Umstehenden und auch der Leser aushalten muss. Es gibt keine Antwort, keine Rettung und keinen vorschnellen Trost.

Als Jesus stirbt, haucht er den Geist aus (Mk 15,37). Und im selben Moment, so erzählt es das Markusevangelium, reißt im Tempel der Vorhang von oben bis unten in zwei Teile. Von Flavius Josephus wissen wir, dass auf diesem Vorhang die Schöpfung abgebildet war (Bell 5.214). Wie im Augenblick der Taufe Jesu der Himmel aufreißt, so reißt er auch im Augenblick des Todes Jesu symbolisch-bildlich auf und gibt den Blick auf Gott frei: im Tempel als Blick auf das Allerheiligste (das ebenfalls leer ist, ein anderes jüdisches Trauma).

Doch auch jetzt ist es nicht Gott, der spricht, sondern ein römischer Centurio, einer von denen, die die Markusleute als Aggressor und Verfolger kennen. Er stellt fest, dass dieser Mensch ein Gottessohn war (Mk 15,39). Ob damit ein Bekenntnis zu Jesus als Gottessohn im

Sinne von Mk 1,1 ausgesprochen ist oder das römische Spotten weitergeht, ist Leser- und Ansichtssache. Im Augenblick des Todes Jesu scheint alles vorbei zu sein. Die Obrigkeit kann zufrieden sein: Mit dem Boten wurde auch die Botschaft erledigt.

Narrative Trauerarbeit und Traumabewältigung

Oder doch nicht? Mit Joseph von Arimathäa, der sich zu Pilatus wagt, um den Leib Jesu zu erbitten, kommt ein Hoffnungsschimmer in die düstere Szenerie. Joseph ist ein neuer Akteur, der die Szene betritt, und mit seinem Auftreten



Die Übernahme des Leichnams Jesu durch Joseph von Arimatäa, hier eine Darstellung aus der Bowyer Bibel, verdeutlicht, dass die Botschaft Jesu nicht mit dessen Tod verschwindet.

werden zwei entscheidende Dinge ausgesagt. Der Erzählerkommentar, der Joseph als einen Menschen einführt, der ebenfalls auf das Reich Gottes wartet (Mk 15,43), bringt die Botschaft vom Gottesreich auf die Ebene der Erzählfiguren. Bis zu seinem Tod war Jesus der Einzige, der vom Reich Gottes sprach – und obwohl er nun tot ist, geht die Verkündigung weiter.

Mit dem Tod des Boten ist die Botschaft gerade nicht erledigt. Joseph ist eine genauso überraschende und unerwartete Fortsetzung der Botschaft Jesu wie Jesus selbst eine unerwartete Fortsetzung der Botschaft Johannes des Täu-

fers war (Mk 1,14). Die Botschaft lautet: Es geht weiter, an unerwarteter Stelle vielleicht, aber es geht weiter.

Und noch etwas kommt mit Joseph von Arimathäa in die Geschichte. Mit seiner Bitte um den Leib Jesu – den Leichnam eines Hochverraters von den römischen Behörden zu erfragen, kostet Mut und kann zu Verfolgung führen – zeigt er, dass die Jesusnachfolger auch in einer völlig desparaten und verzweifelten Situation an Jesus festhalten, selbst wenn es für sie gefährlich werden könnte.

Dass in Mk 14,43 ebenso wie in Mk 14,22, den Einsetzungsworten beim letzten Abendmahl vom *Leib* Jesu, von seinem *sōma*, die Rede ist, ist kein Zufall. Auch nicht, dass Pilatus in Mk 15,45 Joseph nur das *ptōma*, den Leichnam Jesu, überlässt. Die meisten deutschen Übersetzungen bilden diesen Unterschied nicht ab, doch für das Verständnis des Markusevangeliums – auch als narrative Traumabewältigung – ist er wichtig.

Ein entscheidender Schritt der Trauerarbeit ist es, eine veränderte Beziehung zu Betrauernden – sei es ein Mensch, ein Gegenstand, ein Verlust – herzustellen und von der externen körperlich-somatischen zu einer internen geistig-emotionalen Verbindung zu kommen (Nigel, Gao & Paderna). Die Frage, wie künftig Gemeinschaft mit Jesus aussehen könnte, welche Verbindungs- und Begegnungsmöglichkeiten es (noch) gibt, ist für das Markusevangelium zentral und Teil seiner narrativen Traumabewältigung. Dafür gibt der Text selbst drei Hinweise oder Möglichkeiten.

Bevor es so weit ist, verschließt Joseph von Arimathäa mit einem sehr großen Stein den Weg zum Grab. Dieser Weg zu Jesus ist damit abgeschnitten, was auch die Frauen wissen, die sich wider alle Vernunft – und völlig überflüssigerweise, denn der Leichnam Jesu ist bereits seit 14,3–9 für das Begräbnis gesalbt – auf den Weg dorthin machen.

Kein schneller Trost: Auferstehungsglaube als Transformationsauftrag

An dieser Stelle kann man die Lektüre des Markusevangeliums unterbrechen und fragen: Wie könnte es weitergehen?

Bild: Robert Bowyer (1800–1834). Foto: Phidev74 / Wikimedia Commons, CC BY-SA 4.0

Welches Ende würde zu diesem Text passen, wenn es sich um Traumaliteratur handelt, bei der es eben nicht um Triumphalismus und schnellen Trost geht? Wie kann es weitergehen, wenn der vermeintlich gescheiterte Jesus von traumatisierten und retraumatisierten Menschen als Gesandter der Gottesherrschaft verstanden werden soll? Sind für einen solchen Text wirklich Begegnungen mit dem Auferstandenen, sprich: Erscheinungsgeschichten, notwendig, und ein *Happy End* zu erwarten?

Der Anbruch des neuen Tages, des ersten der Woche, verweist auf einen Neuanfang – und im Sinne der Symbolik des Evangeliums auch auf eine neue Schöpfung. Doch zuvor müssen die Frauen noch im Grab, das sie wunderbarerweise doch betreten können, die Erfahrung machen, dass es keine Fortsetzung in den gewohnten Bahnen geben kann. Der junge Mann im Grab ermahnt die Frauen, nicht zu erschrecken, sagt ihnen aber gleichzeitig auch

in aller Deutlichkeit, dass Jesus von Nazaret, der Gekreuzigte, nicht im Grab zu finden ist. Die Frauen werden sogar eingeladen, die Stelle anzuschauen, wo – wie sie vorher selbst beobachtet hatten – Jesus hingelegt worden war. Die Botschaft ist dennoch eindeutig: *Er ist nicht hier. Jesus ist auferstanden*. Die Beziehung zu ihm und seiner Botschaft muss transformiert und auf eine neue Basis gestellt werden. Der junge Mann schickt die Frauen weg vom Grab, weg von Jerusalem, dem Ort des Schreckens und des Traumas, zurück nach Galiläa, nach Hause. Die Fortsetzung der Geschichte wird sich dort ereignen.

Für die Leser endet das Evangelium mit der Flucht der Frauen vom Grab. Das Markusevangelium bleibt sich treu: Es gibt auch für sie keinen schnellen Trost, keinen *Deus-ex-Machina*-Moment und keinen christlichen Triumphalismus. Wohl aber einen Ausblick darauf, wie es weitergehen könnte. Das Schweigen der Frauen ist vorläufig, nicht endgültig. Die Geschichte wird weitergehen und sie wird auch mit den Jüngern und Petrus weitergehen.

Wenn man im Evangelium zurückblättert und mit der Lektüre nach der Taufe Jesu in 1,13 neu einsetzt, geht es zuerst in die Wüste, in den Rückzug, und danach mit einer gefestigten Beziehung an einem anderen Ort weiter. Die Beziehung zu Jesus und seiner Botschaft muss sich notwendigerweise ebenfalls transformieren.

Traumabewältigung und Resilienz

Im Markusevangelium bleibt offen, wie die Taufe mit dem Heiligen Geist genau aussieht, die Johannes der Täufer verkündet. Anders als im Johannesevangelium heißt es auch nicht, dass Jesus im Augenblick seines Todes den Geist übergab, sondern nur, dass er ihn aushauchte. Dennoch lässt sich seine vorsichtige Linie von der Erfahrung Jesu bei seiner eigenen Taufe zur Erfahrung der Leser ziehen. Sie sehen mit ihm den Geist Gottes in ihn eingehen und dürfen Jesu Weg im Geist mitgehen. Ihr eigener Weg führt ebenfalls durch die Wüste von Trauma und Gottesferne zu einer veränderten Beziehung zu Jesus und seiner Botschaft, in der sie sich im Geist als Kinder Gottes und Jesus als den Christus erkennen. Das Markusevangelium bietet drei Möglichkeiten,

Das Programm, das Jesus vorlebt, ist zugleich auch eine Anleitung zum Umgang mit Krisen und Traumata, die das Markusevangelium anbietet. Auch in Zeiten der Dunkelheit und Ohnmacht, wenn Gott vermeintlich schweigt und alles verloren scheint, geht es in unerwarteter Weise weiter – über Trauma und Tod hinaus.

wie man Jesus begegnen, kann: im Text des Evangeliums, im Leib Jesu im eucharistischen Mahl und dem Auferstandenen im Rückzug im Gebet und in der Nachfolgegemeinschaft.

Das Programm, das Jesus vorlebt: Rückzug–Sammlung im Gebet und Latenzphase–Fortsetzung an einem anderen Ort ist zugleich auch eine Anleitung zum Umgang mit Krisen und Traumata, die das Markusevangelium seiner Community anbietet. Auch in Zeiten der Dunkelheit und Ohnmacht, wenn Gott vermeintlich schweigt und alles verloren scheint, geht es in unerwarteter Weise weiter – über Trauma und Tod hinaus.

Diese Frohbotschaft lässt sich das Markusevangelium nicht sofort abrufen. Der Text ist auf wiederholte Lektüre angelegt, auf Nachdenken und Sacken-Lassen und auf den Austausch und die Diskussion in der Gemeinschaft. *Man kann sich nicht allein erinnern*, so formuliert es die Ausstellung *Der Holocaust im familiären Gedächtnis. Die Dritte Generation* der Jüdischen Museen Wien und München. Genauso kann man Traumata nicht allein bewältigen.

Auch dafür bietet sich das Markusevangelium als Gesprächspartner an. Durch die bitteren Erfahrungen hindurch können die gemeinsame Geschichte mit Jesus und der Auferstehungsglaube nicht nur zur Traumaüberwindung, sondern zur Resilienz werden. Diesen Weg können auch spätere Leser nachvollziehen und diese Erfahrung zu ihrer eigenen werden lassen. Das macht sie – trotz der Einzigartigkeit des historischen Ereignisses – überzeitlich nachvollziehbar. ■

Weiterführende Literatur

Apostolo, Sabine; Kohlbauer-Fritz, Gabriele & Meisinger, Agnes (Hgg.): *Die Dritte Generation. Der Holocaust im familiären Gedächtnis. The Third Generation. The Holocaust in Family Memory.* Wien 2024.

Carr, David M.: *Holy Resilience. The Bible's Traumatic Origins.* New Haven 2014.

Fander, Monika: *Doppelt traumatisiert – Das Markusevangelium als Traumaliteratur.* BiKi 1/2025, 43–47.

Field, Nigel P.; Gao, Beryl & Paderna, Lisa: *Continuing Bonds in Bereavement: An Attachment Theory Based Perspective.* *Death Studies*, 29(4), 277–299. <https://doi.org/10.1080/07481180590923689> (2005).

Guijaro Oporto, Santiago: *Cultural Trauma, Collective Identity, and Social Identity: The Gospel of Mark as Progressive Narrative.* In: van Oyen, Geert (Hg.): *Reading the Gospel of Mark in the Twenty-First Century.* BETL 301. Leuven 2019, 141–169.

Huebenthal, Sandra: *Das Markusevangelium als kollektives Gedächtnis* (FRLANT 253). Göttingen 2018.

Huebenthal, Sandra: *Gedächtnistheorie und Neues Testament. Eine methodisch-hermeneutische Einführung.* Tübingen 2022.

Abschied als Aufbruch

Der Schluss des Markusevangeliums

von Hans-Georg Gradl

Der Schluss des Markusevangeliums hat hitzige Diskussionen ausgelöst. Unzufriedenheit macht sich breit: Erstaunt und ernüchtert stehen Leserinnen und Leser, Forscherinnen und Forscher vor den vermutlich letzten Worten des ältesten Evangeliums.

Schnell wurde die kritische Frage laut, ob Mk 16,8 überhaupt den ursprünglichen, vom Verfasser vorgesehenen Schluss darstellt. Frauen fliehen, nachdem sie die Osterbotschaft vernommen haben, in Furcht und blankem Entsetzen weg vom Grab. Entgegen dem Auftrag des Engels sagen sie nichts zu niemandem. Kann ein Evangelium – per definitionem: eine gute Nachricht – in Angst und tiefem Schweigen enden? Wie geht es weiter? Reden die Frauen schließlich wieder? Werden sie den Jüngern die Osterbotschaft – wie aufgetragen – übermitteln? Findet die angekündigte Erscheinung Jesu in Galiläa statt?

Der Schluss lässt die Leserinnen und Leser mit vielen offenen Fragen zurück. Am Ende unserer Biblischen Tage soll es um eine kritische Auseinandersetzung mit den letzten Worten des Markusevangeliums gehen. Wenn dies – was erst noch zu begründen ist – der beabsichtigte Schluss des Markusevangeliums ist, wie fügt er sich in die theologische Konzeption des Evangeliums ein? Welche Bedeutung und Funktion hat dieses abrupte Ende?

Der Text Mk 16,1–8

¹ Und als vorüber war der Sabbat, Maria, die Magdalenerin, und Maria, die des Jakobus, und Salome kauften Essenzen, damit kommend sie ihn salbten. ² Und sehr früh am Ersten der Woche gehen sie zum Grab, als aufgegangen war die Sonne. ³ Und sie sagten zu sich: Wer wird uns den Stein aus der Tür des Grabes wegwälzen? ⁴ Und aufschauend erblicken sie, dass der Stein weggewälzt war; denn er war sehr groß. ⁵ Und hineingehend ins Grab, sahen sie einen jungen Mann zur Rechten sitzen, umworfen mit weißem Gewand, und sie erschrecken. ⁶ Der aber sagt ihnen: Erschreckt nicht! Jesus sucht ihr, den Nazarener, den Gekreuzigten; erweckt wurde er, er ist nicht hier; sieh, der Ort, wohin sie ihn legten! ⁷ Doch geht fort, sprecht zu seinen Jüngern

Der Schluss des Markusevangeliums hat hitzige Diskussionen ausgelöst. Immer wieder wurden Thesen vorgebracht, dass Mk 16,8 nicht der beabsichtigte Schluss ist, wie etwa: Das letzte Blatt des Markusevangeliums ging verloren. Oder: Der Evangelist starb, bevor er sein Evangelium ordentlich beenden konnte.

und zu Petrus: Vorangeht er euch nach Galiläa; dort werdet ihr ihn sehen, wie er zu euch gesprochen hat. ⁸ Und herausgehend flohen sie vom Grab, denn es hielt sie Zittern und Entsetzen; und sie sagten keinem etwas; denn sie fürchteten sich.

Die Argumente: Das ist der „echte“ Markusschluss

Bevor wir uns der Interpretation des Schlusses zuwenden, gilt es zunächst, die Frage zu klären, ob dies überhaupt der „richtige“ und beabsichtigte Schluss des Markusevangeliums ist. Immer wieder wurden auch andere – diesen Schluss in Zweifel ziehende – Thesen vorgebracht, wie etwa: Das letzte Blatt des Markusevangeliums ging verloren. Oder: Der Evangelist starb, bevor er sein Evangelium ordentlich beenden konnte. Oder: Markus verfügte über keine weiteren Quellen und Notizen und beendete sein Evangelium schlicht und ergreifend dort, wo seine Traditionen aufhörten.

Die genannten Thesen können freilich kaum überzeugen. Sie werden übrigens immer dann – auch im Fall anderer Schriften des Neuen Testaments – ins Feld geführt, wenn das Ende eines Werks – etwa der Apostelgeschichte – unbefriedigend erscheint und nicht den Wünschen der Leserinnen und Leser entspricht.

Dem Wunsch, den Markusschluss etwas weicher zu gestalten, verdanken sich auch die beiden anderen Schlüsse, die – in den Bibelausgaben oft in Klammern angefügt – existieren: ein Mk 16,8 ergänzender kürzerer und ein längerer Schluss.

Der kürzere Schluss lautet: „Alles, was ihnen befohlen war, meldeten sie denen um Petrus. Danach aber sandte auch Jesus selbst durch sie vom Aufgang bis zum Niedergang die heilige und unvergängliche Verkündigung der ewigen Rettung. Amen.“

Offensichtlich reagiert dieser „kürzere“ Schluss auf die – nach der Lektüre von Mk 16,1–8 – offene Frage, ob die Frauen den Auftrag des Engels ausführten. Diesen Schluss prägt ein anderer Wortschatz, der so im Markusevangelium kaum zu finden ist. Man denke nur an die Wendungen „vom Aufgang bis zum Niedergang“ und „die heilige und unvergängliche Verkündigung der ewigen Rettung“. Textkritisch wird dieser Schluss von einer altlateinischen Handschrift des 4. oder



Prof. Dr. Hans-Georg Gradl, Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät Trier

5. Jahrhunderts bezeugt, die auf eine Vorlage aus dem 3. Jahrhundert zurückgehen mag. In der griechischen Textüberlieferung hält sich dieser Schluss bis ins 13. Jahrhundert hinein.

Neben diesem „kürzeren“ Schluss existiert auch noch eine „längere“ Fassung, die ebenso Mk 16,8 ergänzt und inhaltlich erweitert. Dieser „längere“ Schluss lautet: „⁹ Als

er aber frühmorgens am ersten Tag der Woche auferstanden war, erschien er zuerst Maria aus Magdala, aus der er sieben Dämonen ausgetrieben hatte. ¹⁰ Die ging und berichtete es denen, die mit ihm gewesen waren und jetzt nur noch weinten und klagten. ¹¹ Und als sie hörten, dass er lebe und von ihr gesehen worden sei, glaubten sie es nicht. ¹² Danach aber zeigte er sich in anderer Gestalt zweien von ihnen, die unterwegs wa-

ren aufs Feld hinaus. ¹³ Und die gingen und berichteten es den Übrigen, und auch denen glaubten sie nicht. ¹⁴ Zuletzt zeigte er sich den Elfen, als sie bei Tisch saßen, und tadelte ihren Unglauben und ihre Hartherzigkeit, weil sie denen, die ihn als Auferweckten gesehen hatten, nicht geglaubt hatten. ¹⁵ Und er sagte zu ihnen: Geht hin in alle Welt und verkündigt das Evangelium aller Kreatur. ¹⁶ Wer zum Glauben kommt und getauft wird, wird gerettet werden, wer aber nicht zum Glauben kommt, wird verurteilt werden. ¹⁷ Denen aber, die zum Glauben kommen, werden diese Zeichen folgen: In meinem Namen werden sie Dämonen austreiben, in neuen Sprachen werden sie reden, ¹⁸ Schlangen werden sie mit bloßen Händen aufheben, und tödliches Gift, das sie trinken, wird ihnen nicht schaden, Kranke, denen sie die Hände auflegen, werden gesund werden. ¹⁹ Nachdem nun der Herr, Jesus, zu ihnen geredet hatte, wurde er in den Himmel emporgehoben und setzte sich zur Rechten Gottes. ²⁰ Sie aber zogen aus und verkündigten überall. Und der Herr wirkte mit und bekräftigte das Wort durch die Zeichen, die dabei geschahen.“

Dieser Schluss wird von Irenäus bezeugt und breitet sich ab dem Ende des 2. Jahrhunderts aus. Letztlich stellt dieses Ende eine freie Synthese aus den Schlüssen der anderen Evangelien dar. Die Anklänge sind kaum zu überhören: Mk 16,9 spielt auf Joh 20,11–18 und die Begegnung zwischen dem Auferstandenen und Maria Magdalena an; Mk 16,12–13 fasst die Emmaus-Erzählung in Lk 24,13–35 zusammen; Mk 16,17–18 resümiert die Wundererzählungen in der Apostelgeschichte, während Mk 16,19 von der Aufnahme Jesu in den Himmel spricht und fast wörtlich Lk 24,51 zitiert.

Im Hintergrund des „längeren“ Schluss dürfte abermals eine starke Unzufriedenheit gegenüber Mk 16,8 stehen: Das abrupte Ende wird um bekannte Traditionen aus den anderen Ostererzählungen ergänzt, die offene Fragen des Markusschlusses klären und dem ältesten Evangelium eine thematisch abgeschlossene Rundung verleihen sollen.

Das Ende des Markusevangeliums mit Mk 16,8 dagegen wird von den ältesten und in der textkritischen Forschung als qualitativ hochwertig eingeschätzten Handschriften bezeugt: dem Codex Vaticanus und dem Codex Sinaiticus, die aus dem 4. Jahrhundert stammen.

Das Ende des Markusevangeliums mit Mk 16,8 dagegen wird von den ältesten und in der textkritischen Forschung als qualitativ hochwertig eingeschätzten Handschriften bezeugt: dem Codex Vaticanus und dem Codex Sinaiticus, die aus dem 4. Jahrhundert stammen. Entscheidend ist auch der Hinweis, dass die Seitenreferenzen – das Matthäus- und das Lukasevangelium – der Markus-Vorlage nur bis Mk 16,8 folgen und danach eigene Wege gehen. Dem Matthäus- und dem Lukasevangelium dürfte also das Markusevangelium nur bis Mk 16,8 vorgelegen haben und bekannt gewesen sein. Auch in den sonstigen Handschriften enden die Kanonzahlen bei Mk 16,8, übrigens sogar dann, wenn der kürzere und der längere Schluss hinzugefügt werden. Zudem setzen Clemens von Alexandrien, Origenes, Euseb und Hieronymus in ihren Kommentaren zum Markusevangelium Mk 16,8 als Schluss des Evangeliums voraus.

Die Benutzung des Markusevangeliums durch die Seitenreferenzen nur bis Mk 16,8, die Kirchenvätertradition und die handschriftliche Bezeugung, aber auch der sich sonst vom Markusevangelium unterscheidende Stil und Wortschatz des kürzeren und längeren Markus-Schlusses belegen: Mit Mk 16,8 stehen wir vor dem ursprünglichen und wohl auch vom Evangelisten beabsichtigten Ende des Markusevangeliums. Diesen Schluss gilt es zu interpretieren, auch wenn er Leserinnen und Lesern sperrig und schwer verständlich erscheinen mag.

Der Kontext und die Gliederung: Erste Verständnisschlüssel

Nach der Grablegung Jesu beginnt mit Mk 16,1 eine neue Erzähleinheit, die aber gut mit den vorab erzählten Ereignissen verbunden und in den Kontext eingebettet ist. So werden in Mk 15,40.41.47 die Frauen eigens als Zeuginnen der Grablegung Jesu erwähnt. Sie begeben sich nun, am ersten Tag der Woche, zum Grab Jesu, um den Leichnam Jesu zu salben. Das erinnert an die vor der Passion erzählte Salbung Jesu in Betanien (Mk 14,3–9): Die Salbung wird also – nachdem sie angesichts der Auferweckung Jesu nicht mehr nötig ist – vorweggenommen. Die Salbung in Betanien weist auf Jesu Tod voraus, während die buchstäblich ins Leere laufende Salbungsabsicht der Frauen am Ostermorgen die Auferweckung Jesu illustriert.

Bereits vor Beginn der Passion Jesu wurde eine Erscheinung Jesu nach seiner Auferweckung in Galiläa angekündigt (Mk 14,28). Diese Begegnung in Galiläa wird nun in Mk 16,7

Den Bezug zur Kreuzigung und Grablegung Jesu stellen die Frauen her, die hier wie dort namentlich erwähnt werden. Sie fungieren als Kontinuitätsgaranten und zuverlässige Zeuginnen: Sie haben den Tod und die Bestattung Jesu miterlebt. Nachdem die Jünger geflohen sind, sind sie die ersten Zeuginnen der Auferweckung Jesu.

aufgegriffen und erneut bestätigt. Auch die Hervorhebung von Petrus in Mk 16,7 weist auf dessen Verleugnung in Mk 14,66–72 zurück, die von Jesus in Mk 14,30 vorhergesehen wurde.

Dabei schildert Mk 16,1–3 in einem ersten Teil die Situation: Die Frauen machen sich zum Grab Jesu auf, um den Leichnam Jesu zu salben. Während ihres Gangs zum Grab beschäftigt sie die Frage, wer ihnen den Stein vor dem Grab wegwälzen könnte.

In Mk 16,4 finden die Frauen das leere Grab Jesu. Der Stein wurde bereits weggewälzt. Die Botschaft des jungen Mannes in Mk 16,5–7 bietet die Deutung des leeren Grabes: Jesus wurde erweckt. Daran schließt sich unmittelbar der Auftrag an, den Jüngern und insbesondere dem Petrus diese Botschaft zu übermitteln und nach Galiläa zu gehen. Dort lässt sich Jesus – wie er selbst angekündigt hat – sehen.

Mk 16,8 schildert die Reaktion der Frauen: Sie fliehen in Angst und Schweigen vom Grab. Fast lapidar wird – am Ende des Evangeliums – nochmals der Grund für die Reaktion der Frauen angegeben: „denn sie fürchteten sich“.

Zur Einzelauslegung: Girlanden um die großen Worte

Vers 1 setzt eine deutliche Zäsur. Der Sabbat ist vorüber. Der Gang zum Grab leitet eine neue Phase der Trauer und des Abschiednehmens ein. Den Bezug zur Kreuzigung und Grablegung Jesu stellen die Frauen her, die hier wie dort namentlich erwähnt werden. Sie fungieren als Kontinuitätsgaranten und zuverlässige Zeuginnen: Sie haben den Tod und die Bestattung Jesu miterlebt. Nachdem die Jünger geflohen sind, sind sie die ersten Zeuginnen der Auferweckung Jesu. Mit der Nennung der Frauen mag das Markusevangelium auch ein apologetisches Ziel verfolgen: Eine Täuschung ist unmöglich. Das Zeugnis der Frauen ist zuverlässig, da sie doch das Sterben Jesu mitverfolgt haben und den Ort seiner Bestattung kennen.

Eine Doppelung stellen die Bemerkungen „sehr früh am Ersten der Woche“ und „als aufgegangen war die Sonne“ dar. Sollte es sich bei dieser tautologischen Beschreibung um einen metaphorischen Hinweis auf die Auferweckung Jesu handeln? Auf die Dunkelheit des Karfreitags (Mk 15,33) folgt der helle Ostermorgen. Zudem ist – biblisch gesprochen – der frühe Morgen der Zeitpunkt des göttlichen Eingreifens: „Gott hilft, wenn der Morgen anbricht.“ (Ps 46,6, vgl. auch Ps 30,6; 143,8)

Die Frauen sind aufgewühlt, was auch die Zeitform – das Verb im Imperfekt – deutlich zum Ausdruck bringt: Die ganze Zeit über beschäftigt sie die Frage, wer ihnen den Stein vom Eingang des Grabes wegwälzen könnte.

Der Stein vor der Grabkammer wurde bereits in Mk 15,46 erwähnt. Hier wird die Größe des Steins eindringlich herausgestellt. Die Größe des Steins demonstriert schließlich die Größe des Wunders und des göttlichen Eingriffs, da die Frauen von sich aus nicht fähig waren, den Stein wegzuwälzen. Die Passivform darf als *passivum divinum* verstanden werden: Hinter der Wendung steht Gott, der gehandelt und Jesus auferweckt hat.

Wie in Echtzeit – im Präsens beschrieben – schildert Vers 4 das Aufblicken der Frauen. Auch dies darf als eine metaphorische Anspielung gelten: An die Stelle der niedergedrückten Depression des Karfreitags tritt nun die aufrichtende Botschaft des Ostermorgens. Die Frauen richten sich regelrecht auf.

Vers 5 beschreibt mit wenigen, aber aussagekräftigen Wendungen den jungen Mann, dem die Frauen in der Grabkammer begegnen. Letztlich repräsentiert der Mann figürlich die Osterbotschaft. Er wird auf der rechten Seite – der Seite der Macht – verortet. Er ist mit einem weißen Gewand umhüllt, das ihn der Sphäre Gottes zuordnet. Das weiße Gewand ist Zeichen der Reinheit und der Würde. Auch sein junges Alter dürfte den Inhalt sei-

ner Worte unterstreichen: Wie die Botschaft, die er verkündigt, strotzt er selbst vor Leben. Zudem verfügt er über ein transzendentes Wissen: Er blickt den Frauen ins Herz, weiß um ihre Angst und ihr Vorhaben, Jesus salben zu wollen. Der junge Mann bringt die Auferweckungsbotschaft im Wort und in seiner Person zum Ausdruck.

Festzuhalten bleibt, dass das leere Grab allein kein zureichendes Argument für die Auferweckung Jesu ist. Das Grab ist allenfalls ein Zeichen. Es muss mit einer guten Botschaft erfüllt, es muss gedeutet werden. So wird es zum sprechenden Zeichen.

Zur Kreuzestheologie des Markusevangeliums passt die genaue Identifikation Jesu: Der junge Mann nennt Jesus den Nazarener, den Gekreuzigten. Bevor die Osterbotschaft erklingt, wird nochmals an den irdischen, leidenden und gekreuzigten Jesus erinnert. Leben, Wirken und Tod Jesu gehören zusammen. Die Bedeutung von Ostern lässt sich nur auf dem Hintergrund der vorangegangenen Kreuzigung Jesu vollends verstehen.



Der Evangelist Markus lässt sein Evangelium offen enden, damit der Schluss zu einem Ansatzpunkt für die Leserinnen und Leser werden kann.

Bild: Emmanuel Tzanes (1657) / Wikimedia Commons, Public Domain

Die Auferweckung Jesu wird in einer Formulierung, die Gott als Handelnden erkennen lässt, ausgedrückt: Jesus wurde erweckt. Die Passivform ist auch für das urchristliche Bekenntnis entscheidend. Gott hat am toten Jesus gehandelt und ihn erweckt (1 Kor 15,4). So hoffen auch die frühen Christen, wie Jesus von Gott auferweckt zu werden (1 Kor 6,14; 2 Kor 4,14).

In prägnanter Kürze wird die Osterbotschaft – in nur einem Halbsatz – verkündet. Daran schließt sich mit Vers 7 ein Auftrag an. Fast scheint es, als wolle der junge Mann die Frauen regelrecht vom Grab Jesu fortscheuchen: Was sucht ihr noch hier? Kaum ist die Osterkerze angezündet, wird sie nach Galiläa getragen: hinein in den Alltag, hinein ins Leben.

Neben den Jüngern wird Petrus eigens erwähnt und – angesichts seiner Verleugnung – rehabilitiert. Die Nennung von Petrus dürfte auch durch seine Rolle im Jüngerkreis und seine Sprecherfunktion veranlasst sein: Mit allen Jüngern gilt vor allen Dingen ihm die Botschaft des Ostermorgens.

Wie schon zu Lebzeiten geht nun auch der auferweckte Jesus den Jüngern voran. Konkret heißt dies: Ostern macht die Nachfolge wieder möglich. Die verängstigten und geflohenen Jünger sollen wieder in die Nachfolge eintreten: Jesus geht ihnen voraus nach Galiläa.

Galiläa fungiert im Markusevangelium als theologische Chiffre: Dort wurde das Evangelium zuerst verkündet. Galiläa ist die Heimat der Jüngerinnen und Jünger, der Ort ihrer Familien und Berufe, ein Ort des Alltags. Ostern also wirkt sich – zunächst und vor allen Dingen – im Alltag aus. Ostern ist für das Leben da.

Das Sehen des Auferweckten dürfte ganz grundlegend und bedeutungsbreit zu verstehen sein. Der Auferweckte lässt sich im Leben und im Alltag der Jüngerinnen und Jünger erfahren. Im Alltag ist er an ihrer Seite. Dort in Galiläa wirkt sich Ostern aus.

Vers 8 bietet die Reaktion der Frauen: Flucht und blankes Entsetzen. Besonders intensiv wurde in der Forschung das Schweigen der Frauen diskutiert, das deutlich herausgestellt wird: Die Frauen sagen nichts zu niemandem. Handelt es sich dabei um ein befristetes oder ein unbefristetes und dauerhaftes Schweigen? Die Tatsache, dass es das Evangelium gibt, macht sicher deutlich, dass die Frauen wieder Worte fanden und dem Auftrag nachkamen, den Jüngern die Osterbotschaft zu übermitteln.

Vers 8 stellt eine Bestätigung der Verse 6 und 7 dar und sollte nicht als der eigentliche Abschluss der Erzähleinheit verstanden werden. Die Reaktion der Frauen fügt sich gut in die Darstellungsweise des Markusevangeliums ein. Furcht und Schweigen sind die passende Reaktion der Frauen auf das Gehörte. Oder anders: Auch an der Wirkung lässt sich die Auferweckungsbotschaft erkennen und ermessen. Die Reaktion der Frauen ist Teil der theologischen Gebärdensprache des Markusevangeliums: Angst, Furcht und Erstaunen demonstrieren den göttlichen Eingriff.

Julius Wellhausen bestätigt die Funktion von Mk 16,8, wenn er schreibt: „Mit 16,8 endet das Evangelium Marci. Die meisten Ausleger sind damit nicht zufrieden und nehmen an, daß der Verfasser an der Vollendung seiner Schrift verhindert oder daß ursprünglich noch mehr gefolgt sei, was später aus irgend welchen Gründen der Zensur zum Opfer fiel. Sie haben 16,4 nicht verstanden. Es fehlt nichts; es wäre schade, wenn noch etwas hinterher käme.“ (*Das Evangelium Marci*, Berlin 1909, 137) Insofern lässt sich sagen: Eigentlich endet das Markusevangelium mit der – zugegebenermaßen kurzen – Verkündigung der Auferweckung Jesu. Den Schluss stellen Mk 16,4 bzw. Mk 16,6–7 dar. Die Reaktion der Frauen bestätigt dies. Mk 16,8 ist der sinnenfällige Beweis: der stilgemäße Reflex auf die vernommene Osterbotschaft.

Die Auferweckung Jesu wird in einer Formulierung, die Gott als Handelnden erkennen lässt, ausgedrückt: Jesus wurde erweckt. Die Passivform ist auch für das urchristliche Bekenntnis entscheidend. Gott hat am toten Jesus gehandelt und ihn erweckt (1 Kor 15,4).



Links: Prof. Dr. Markus Lau wurde für seinen Vortrag aus der Schweiz per Zoom zugeschaltet. Rechts: Studienleiterin Dr. Katharina Löffler begrüßte als organisatorische Verantwortliche seitens der Akademie die Teilnehmenden.

Zum Weitergehen: Ein „markinisches“ Ostern

Offensichtlich hatten die Adressaten des Markusevangeliums mit der Osterbotschaft wenig Probleme. Sie gehört zum Markusevangelium hinzu – zweifellos. Doch sie bleibt auf ein notwendiges Minimum beschränkt. Dagegen wird im Markusevangelium die Kreuzigung Jesu umso ausführlicher beschrieben und behandelt. Nicht von ungefähr wurde das Markusevangelium von Martin Kähler eine „Passionserzählung mit ausführlicher Einleitung“ genannt. Selbst in der Ostererzählung erinnert das Markusevangelium noch an Jesus, den Nazarener und Gekreuzigten. Damit unterstreicht Markus, was Ostern bedeutet: Ostern setzt das Kreuz, die Kreuzwege und Leidenserfahrungen in ein neues Licht. Dieser Jesus kennt das Kreuz und wird im Markusevangelium als der Gekreuzigte und Auferweckte dargestellt: nicht als ein strahlender Held, der die Niederungen des Lebens nicht kennt oder gar meidet. Als Leidender und Gekreuzigter zehrt er – wie die Adressaten des Evangeliums – von der rettenden Macht Gottes.

Dies passt denn auch zu der im Markusevangelium eigens hervorgehobenen Stoßrichtung der Osterbotschaft: Geht zurück nach Galiläa! Dort, mitten im Alltag, soll sich Ostern bewahrheiten und auswirken. Nicht im alltagsfernen Vorraum des Grabes hat sich der Osterglaube zu erweisen, sondern in der Nachfolge Jesu: zurück im grauen und gewöhnlichen Alltag und Leben.

Das Markusevangelium endet offen. Es wird keineswegs alles erzählt. Eine Begegnung mit Jesus wird zwar angekündigt, aber nicht geschildert. Den Auftrag des jungen Mannes führen die Frauen in der erzählten Welt des Markusevangeliums nicht aus. Es bleibt noch viel zu tun, zu erleben und zu erfahren.

Der offene Schluss des Markusevangeliums aktiviert die Leserinnen und Leser. Anstelle der Frauen sollen sie Worte finden und zu Verkündigern der Osterbotschaft wer-

Die Osterbotschaft gehört zum Markusevangelium hinzu – zweifellos. Doch sie bleibt auf ein notwendiges Minimum beschränkt. Dagegen wird im Markusevangelium die Kreuzigung Jesu umso ausführlicher beschrieben und behandelt.

Humoristisch-musikalische Begegnung mit dem Markusevangelium

Elisabeth Birnbaum, Direktorin des Österreichischen Katholischen Bibelwerks (Gesang und Texte) und Thomas Vogler (Akkordeon und Gitarre) brachten im Rahmen der Markus-Tagung ein musikalisches Bibelkabarett zu Gehör, das humorvoll, aber theologisch fundiert, neue Aspekte des Markusevangeliums aufzeigte.

Ihr bibelwissenschaftlich inspiriertes Programm vertritt eine neue, „bahnbrechende“ Theorie: Es behauptet augenzwinkernd, dass das Markusevangelium ursprünglich viel länger war, weil es zahlreiche Lieder einer Vorlage (die sogenannte „Melódienquelle“) enthalten hat, die später entfernt wurden. Birnbaum fand diese Quelle durch akribische Recherchearbeit in ihrer Fantasie und in ihrem Notenregal.

Die Melódienquelle versteht Jesus als den Melos, als Gottes Ton, der die wahre Musik in die Welt bringt und der auf Erden als Künstler und Gesangslehrer wirkte. Nur so erklärt sich, warum die Jünger im Markusevangelium ihren Meister nicht und nicht verstehen konnten oder wollten. Die Jünger waren übrigens laut Melódienquelle keine Fischer, sondern hießen Fischer und entstammten der berühmten Familie Fischer, die seither zahlreiche berühmte Größen hervorgebracht hat (Adam Fischer, Helene Fischer etc.).

Auch die Austreibung der unreinen Geister wird so verständlich: Nichts anderes als unreine Atemhauche, sprich: Töne, hat Jesus ausgetrieben.

Und den Beginn des Markusevangeliums machte ursprünglich ein Titellied der Melódienquelle, das erste (Weihnachtslieder-)Medley der Musikgeschichte. Die-



ses Lied beschreibt, wer Jesus wirklich war, und bringt auch die so unterschiedlichen Anfänge der anderen Evangelien unter einen Hut.

Kapitel für Kapitel zeigt das Programm, wie gut die Gotteston-Theologie zum Markusevangelium passt, und klärt auch die schwierigsten Passagen.

Und wie verlässlich die Theorie ist? Mindestens so verlässlich wie die Theorie über den Elohisten oder Jahwisten ... ■

Elisabeth Birnbaum

den. Wie die Jünger können auch sie dem Auferweckten begegnen im Galiläa ihres Lebens.

Das Markusevangelium endet offen, weil es auf Fortsetzung angelegt ist und auf die aktive Mitwirkung der Adressaten baut. Der Schluss des Markusevangeliums will zu einem neuen Anfang im Leben der Leserinnen und Leser werden. Am Ende ist alles gesagt, aber doch auch alles erst noch zu tun: Das Evangelium will hinein in das Leben der Adressaten.

Hier übersteigt die Gattung Evangelium auch alle sie prägenden literarischen Vorbilder und Vergleichstexte: alle Kaiserviten und Heldenepen. Die Evangelien – und allen voran das Markusevangelium – bleiben eben nicht nur anamnetisch, erinnernd: Sie zielen ins Präsens. Kein Evangelium – auch nicht das Matthäus-, Lukas- oder Johannesevangelium – schließt vollends ab. Jedes Evangelium öffnet sich auf einen neuen Anfang hin. Der Schluss ist der Ansatzpunkt der Leserinnen und Leser. Insofern gilt für das Ende des Markusevangeliums, was Thomas Stearns Eliot in seinem Gedicht *Little Gidding* zum Ausdruck bringt: „What we call the beginning is often the end / And to make an end is to make a beginning. / The end is where we start from.“ ■

Mehr als 80 Jahre nach dem Holocaust bleibt Antisemitismus eine bedrückendaktuelle Herausforderung. Unter dem Titel *Immer noch und immer wieder Antisemitismus* widmete sich am 10. März 2026 das Akademiegespräch mit Offizierinnen und Offizieren aus Bundeswehrstandorten in Süddeutschland in der Katholischen Akademie in Bayern diesem Thema. Referent war der Beauftragte der baden-württembergischen Landesregierung gegen Antisemitismus und für jüdisches Leben, Dr. Michael Blume; im anschließenden Gespräch diskutierte er mit Militärrabbiner Avraham Radbil.

In ihrer Begrüßung wies Dr. Astrid Schilling, Leiterin des Programmbereichs der Akademie, darauf hin,

pas geleistet. Aus dieser Tradition seien auch zentrale Begriffe der europäischen Geistesgeschichte hervorgegangen – etwa die Vorstellung der Bildung oder die Idee der Menschenwürde, die letztlich auf die biblische Überzeugung zurückgehe, dass jeder Mensch im Bilde Gottes geschaffen sei.

Gerade diese kulturellen und intellektuellen Leistungen seien jedoch immer wieder Anlass für Feindbilder gewesen. Anders als viele andere Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit beruhe Antisemitismus nicht auf der Vorstellung eigener Überlegenheit, sondern auf der Annahme einer angeblichen Übermacht jüdischer Menschen.

Aber auch in Regionen ohne jüdische Gemeinden könne Antisemitismus auftreten; die Forschung spreche hier von „Antisemitismus ohne Juden“. Verschwörungserzählungen erfüllten dabei eine zentrale Funktion: sie ermöglichten es, komplexe gesellschaftliche Entwicklungen auf einfache Schuldzuweisungen zu reduzieren.

Ein weiterer Schwerpunkt sei-

nes Vortrags lag auf der historischen Entwicklung der Judenfeindschaft. Während religiöser Antijudaismus in früheren Jahrhunderten noch Konversionen zuließ, entwickelte sich in der Neuzeit ein rassistisch geprägter Antisemitismus, aus dem es kein Entkommen mehr gab. Diese Ideologie erreichte im Nationalsozialismus ihren Höhepunkt, wirkt jedoch in verschiedenen Formen bis heute fort.


Blume betonte zugleich die Bedeutung frühzeitiger Prävention. Radikalisierungsprozesse ließen sich besonders bei



Dr. Michael Blume sprach in seinem Vortrag über die Bedeutung des Judentums für die Werte unserer heutigen Gesellschaft – besonders für Bildung und Alphabetisierung.

Jugendlichen noch aufhalten. Deshalb sei Bildungsarbeit in Schulen ebenso wichtig wie eine breite gesellschaftliche Aufklärung über Verschwörungsmethoden. Antisemitismus zu bekämpfen bedeute nicht nur, historische Verantwortung zu erinnern, sondern demokratische Werte aktiv zu verteidigen.

Im anschließenden Gespräch mit Militärrabbiner Radbil ging es auch um die Rolle von Religion und gesellschaftlicher Vielfalt. Beide betonten, dass der Kampf gegen Antisemitismus nur gemeinsam gelingen könne – durch persönliche Begegnung, Dialog, Bildung und eine Kultur, die Unterschiede nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung versteht. ■

 Den Vortrag haben wir für Sie auf Video dokumentiert. Sie finden das Video in unserem YouTube-Video-Kanal, [dieser Link](#) führt Sie direkt dorthin. Sie finden es auch in der [Mediathek](#) unserer Website.



Die Münchener Synagoge Ohel Jakob ist ein zentraler Ort jüdischen Lebens in München und Oberbayern.

Immer noch und immer wieder Antisemitismus

Akademiegespräch der Bundeswehr

dass antisemitische Einstellungen und Übergriffe heute wieder in vielen gesellschaftlichen Bereichen sichtbar werden – im Alltag ebenso wie im digitalen Raum oder im Kontext internationaler Konflikte. Antisemitismus richte sich dabei nicht nur gegen reale Menschen, sondern beruhe häufig auch auf Projektionen und Verschwörungsmethoden.

Blume begann seinen Vortrag mit einer historischen und religionsgeschichtlichen Einordnung. Antisemitismus sei kein neues Phänomen, sondern habe tiefe kulturelle Wurzeln. Um seine Mechanismen zu verstehen, müsse man sich auch mit der Geschichte des Judentums befassen. Dabei hob Blume insbesondere die Rolle des Judentums für die Entwicklung von Bildung und Alphabetisierung hervor. Die jüdische Tradition habe früh das Lesen und Schreiben für alle Menschen zugänglich gemacht und damit einen entscheidenden Beitrag zur kulturellen Entwicklung Euro-

Politische Strategien gegen die radikale Rechte

Im Rahmen der Verleihung des Ordo-socialis-Preises
an Sylvie Goulard

Am 27. Januar 2026 hat die Vereinigung zur Förderung der Christlichen Gesellschaftslehre „Ordo socialis“ den Ordo-socialis-Preis in der Katholischen Akademie in Bayern an die Präsidentin des Deutsch-Französischen Instituts (dfi) Sylvie Goulard verliehen. In der Preisbegründung würdigt Ordo socialis Goulard „für ihren Einsatz für ein vereintes Europa, das sich Frieden, Gerechtigkeit, der Bewahrung der Schöpfung und einer sozialen Ordnung verpflichtet weiß“. Mit dem Preis werden Persönlichkeiten ausgezeichnet, die sich auf beispielgebende Weise für die Übersetzung

der universalen Geltung der Menschenrechte in die jeweilige politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Praxis engagieren.

Die Akademie hat die Verleihung zum Anlass genommen, um mit der langjährigen Europaabgeordneten und ehemaligen französischen Verteidigungsministerin über Europa zu sprechen. Nachfolgend lesen Sie den Vortrag von Sylvie Goulard. In ihren sehr persönlichen Ausführungen beschreibt sie, wie ihre Sozialisation im katholischen Glauben ihren Blick auf Europa und ihr Handeln für Europa bis heute beeinflussen.

Die Zeit der Frauen kann kommen

von Sylvie Goulard

Eminenz, lieber Kardinal Reinhard Marx, sehr geehrter Herr Professor Dr. Vogt, sehr geehrter Herr Dr. Budde von der Katholischen Akademie, sehr geehrte Frau Patrizia Ehret von Ordo socialis, sehr verehrte Damen und Herren, vielen Dank für Ihre Einladung – es freut mich sehr, heute in München zu sein. Als ich von Matthias Belafi gefragt wurde, ob ich den Ordo-socialis-Preis annehmen würde, war meine Überraschung groß: Habe ich diese Ehre überhaupt verdient, wo doch so viele sich aktiver und ganz sicher auch auf eine orthodoxere Weise als ich für die Soziallehre der Kirche einsetzen? Doch plötzlich fiel mir Caravag-

gios Gemälde in San Luigi dei Francesi in Rom ein. Nach Markus (Mk 2,17) zeigt Jesus mit dem Finger auf den erstaunten Zöllner Levi, der ihm schließlich folgt. Die Rechtfertigung lautet: „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, um die Sünder zur Umkehr zu rufen, nicht die Gerechten.“

Für Selbstzufriedenheit gibt es also keinen Anlass. Diesen Preis nehme ich als eine wunderbare Ermutigung an.

Zuerst eine Vorbemerkung

Diese Rede habe ich nicht wirklich als „politische Strategie gegen die radikale

Rechte in Europa“ konzipiert. Aus einem Grund: Unser bester Schild gegen die braunen Ideen ist die Stärke unserer eigenen Überzeugungen und unseres Glaubens. Wofür stehen wir? Das ist die entscheidende Frage. Es zu wissen, ist meiner Meinung nach die beste Strategie.

Erlauben Sie mir also, drei Punkte zu erwähnen: erstens meine Dankbarkeit für die Liebe, die ich persönlich erfahren durfte, und für das Gebot der Liebe, das in dieser trüben Zeit ein Leuchtturm im Dunkeln ist. Zweitens meine

Unser bester Schild gegen die braunen Ideen ist die Stärke unserer eigenen Überzeugungen und unseres Glaubens. Wofür stehen wir? Das ist die entscheidende Frage. Es zu wissen ist meiner Meinung nach die beste Strategie.

Dankbarkeit für die klare Botschaft von Papst Franziskus zu unserer Verantwortung für die Umwelt. Und schließlich – denn zu viel Dankbarkeit kann tatsächlich langweilig sein – möchte ich die Kirche und uns alle auffordern, mehr für die Frauen zu tun.

Dankbarkeit für die Liebe und das Gebot der Liebe, die Eingang in das Projekt der europäischen Einigung gefunden haben

Meine tiefe Dankbarkeit gilt zunächst meiner Familie, die mir in meiner Kindheit – und danach – so viel Liebe geschenkt hat. Als Kind erlebte ich täglich etwas Besonderes: eine Mischung aus christlichem Glauben (zu Hause) und Säkularisierung (in der Schule der Französischen Republik) – und das in Marseille. Evangelium und Voltaire, Kirche am Sonntag und Schulkameraden, die Armenier, Moslems oder Juden waren.

Ich bin auch den Gläubigen dankbar, denen ich später begegnet bin: Pater Louis Delatour SJ, unserem Seelsorger an der ENA, der meinem Mann und



Sylvie Goulard, Präsidentin des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg, Preisträgerin des Ordo-socialis-Preises 2025

mir so viel beigebracht hat; Richard von Weizsäcker, der sich 1980 in einem Text über *Liebe – Maßstab politischer Ordnung* Gedanken gemacht hat, den ich zufällig in einer Bonner Buchhandlung entdeckt habe und der mich seitdem begleitet. Als ich das Glück hatte, den ehemaligen Bundespräsidenten beim evangelischen Kirchentag kennenzu-

lernen, wurden wir Freunde. In langen Gesprächen hat er mir so viel gegeben, besonders wenn es um „das Spannungsverhältnis zwischen dem Gebot der Liebe und dem Gebot der Macht“ ging; Robert Badinter, der Jurist jüdischer Konfession, der das Neue Testament für das Gebot der Liebe bewunderte. Sie alle leben in meinem Herzen weiter.

Besonderer Dank gilt Ihnen, Eminenz, lieber Kardinal Marx, für unsere ausgezeichnete Zusammenarbeit in Brüssel, als Sie die COMECE (Commission of the Bishops' Conferences of the European Union) leiteten und wir uns mit dem wichtigen Konzept der sozialen Marktwirtschaft beschäftigten. Damals trug ich im Europäischen Parlament die Verantwortung für die interfraktionelle Arbeitsgruppe zur Bekämpfung von Armut. Die benachteiligten und armen Menschen, mit denen wir uns eng ausgetauscht haben, haben mir viel gegeben. Muss ich hier betonen, dass zurzeit 93 Millionen Europäer „at risk of poverty“ sind (das heißt an der Schwelle der Armutsgrenze oder darunter)? Das sind also circa 21 % der Gesamtbevölkerung. Die Verzweiflung und der Zorn, die damit verbunden sind, müssen wir ernst nehmen, um die heutige Gesellschaft zu verstehen.

Was bleibt von dieser Erziehung und von diesen Erfahrungen? Das fantastische, anspruchsvolle und revolutionäre Gebot der Liebe. Die Zentralität der Würde des Menschen – grenzüberschreitend und im Geist der Ökumene. Die Ablehnung von Nationalismus. Das Christentum denkt universal. Ist es einfach, solchen Prinzipien treu zu bleiben? Sicherlich nicht. Jesus befindet sich nie dort, wo die „Anständigen“ seiner Zeit ihn erwarten. Heute würden wir sagen: Er holt uns aus unserer Komfortzone heraus. Er verspricht dem reuigen Schächer das Paradies, er wird von Maria Magdalena begleitet, spricht mit dem römischen Hauptmann. Was bedeutet seine anspruchsvolle Botschaft für uns heute?

Wir erleben keine ruhigen Zeiten, sondern – wie am Ende des 19. Jahrhunderts, als die Enzyklika *Rerum Novarum* veröffentlicht wurde – einen doppelten Bruch:

Gesellschaftlich: Globalisierung, Digitalisierung und Klimawandel verändern unsere Arbeits- und Lebensbedingungen. Geopolitisch: Die USA

Die Kontroverse mit den USA reicht mittlerweile tiefer, es geht nicht mehr nur um „Burden Sharing“. 2025 stellte Vizepräsident JD Vance hier in München, auf der Münchener Sicherheitskonferenz, die deutsche Demokratie infrage.

wandeln sich vom Verbündeten zum Gegner der EU und des internationalen Rechts. Nationalistische Regime blühen überall. Und Machtansprüche, Bedrohungen werden täglich erlebt. Nach und nach brechen alle Deiche.

In Venezuela wurde der (wenn auch nicht legitime) Präsident aus seinem Schlafzimmer entführt. Präsident Trump erklärt, die Stärke der USA für die Eroberung von Gütern und Territorien einsetzen zu wollen – Grönland? Kanada? Und die Idee einer „Riviera Gaza“, soll das ein Projekt sein, das Business und Diplomatie vermischt? Was bleibt vom Rechtsstaat in den USA, wenn der Kongress angesichts dieser Exzesse schweigt, wenn Bürger auf der Straße von ICE erschossen werden, wie neulich in Minnesota und der Fed-Gouverneur von der Justiz brutal verfolgt wird?

Dass die Amerikaner nicht mehr für die Sicherheit europäischer Länder zahlen wollen, die wohl reich genug sind, um selbst ihre Verteidigung zu finanzieren, ist verständlich. Doch die Kontroverse mit den USA reicht mittlerweile tiefer, es geht nicht mehr nur um „Burden Sharing“. 2025 stellte Vizepräsident JD Vance hier in München, auf der Münchener Sicherheitskonferenz, die deutsche Demokratie infrage. Die „MAGA-Administration“ (und insbesondere die Freunde von Donald Trump, Steve Bannon und Elon Musk) unterstützen Parteien in Europa, die im Namen von „Nation“ und „Identität“ den Rechtsstaat missachten und die EU zerstören wollen: In Frankreich den *Rassemblement National* genauso wie *Reconquête*, in Italien die *Fratelli d'Italia*, in Deutschland die *AfD*. Diese Nationalisten lassen sich also von außen beeinflussen. Und viele Parteien, die gestern noch im politischen Zentrum standen, widerstehen

der Versuchung nicht, ihren Ideen zu folgen. Ein solches Vorgehen ist allerdings kaum von Erfolg gekrönt.

Umso wichtiger ist es, uns zu besinnen: Liebe, die Würde des Menschen und das Gemeinwohl müssen im Mittelpunkt politischen Handelns bleiben. Der Artikel 1 des deutschen Grundgesetzes ist in dieser Hinsicht ganz klar. Deshalb ist auch die Europäische Union mit ihrer Charta der Grundrechte (wie der Europarat mit der Menschenrechtskonvention) so wertvoll. Die EU haben wir von Generationen geerbt, die wussten, was Nationalismus mit sich bringt: „Le nationalisme, c'est la guerre“ (François Mitterrand).

Die EU mag Fehler gemacht haben, sie ist nicht perfekt – doch sie beruht auf Freiheit, Versöhnung, Zusammenarbeit und Solidarität als Pfeiler eines grenzüberschreitenden Zusammenlebens. Die Würde des Menschen erfordert Respekt, Dialog, aber auch Regeln, Verfahren und Institutionen. Gegengewichte sind gegen Extreme unumgänglich. In der EU schützen Richter die Bürger manchmal sogar vor dem eigenen Staat (man denke an Urteile zu Haftbedingungen). Eine 2007 für die COMECE erstellte Studie *Une Europe de valeurs, la dimension éthique de l'Union européenne* erinnert uns daran, dass die EU viel geleistet hat – auch im christlichen Sinne. Die Verfasser erwähnen: Frieden und Freiheit, bessere Völkerverständigung, eine gewisse Kombination von Macht und Verantwortung, die Förderung von Vielfalt und Subsidiarität, von Multilateralismus und Solidarität sowohl in der EU als auch mit dem Rest der Welt.

Ein expliziter Hinweis auf das Christentum in den Verträgen ist meiner Meinung nach, und auch laut den Ver-



Zum Gruppenfoto nach der Preisverleihung stellten sich auf (v. l. n. r.): Prof. Dr. Markus Vogt, Preisträgerin Sylvie Goulard, Kardinal Reinhard Marx und die beiden stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden von Ordo socialis Dr. Matthias Belafi und Patricia Ehret.

fassen dieser Studie, weniger entscheidend als die konkrete Verwirklichung der Prinzipien des Evangeliums, in einer inklusiven Art und Weise, die auch Nicht-Christen und Atheisten oder Ungläubige einbezieht, die sich mit denselben Werten identifizieren können.

Was heißt das? Auch wenn ich ausgezeichnete Bücher, die uns die soziale Lehre der Kirche erklären, gelesen habe, bin ich keine Theologin. Wenn ich verwirrt bin, lasse ich mich vom Gleichnis des barmherzigen Samariters leiten. Papst Franziskus schrieb in seinem Brief an die amerikanischen Bischöfe (Februar 2025) als Antwort auf die Interpretation von *Ordo Amoris* durch JD Vance: „Die wahre Ordnung der Liebe, die wir fördern müssen, ist die, die wir entdecken, wenn wir ständig über das Gleichnis vom barmherzigen Samariter nachdenken (vgl. Lk 10,25–37), das heißt, wenn wir über die Liebe nachdenken, die eine allen offene Brüderlichkeit aufbaut – ohne Ausnahme.“ Mit denselben Worten erklärte Elisabeth von Thadden am Tag ihrer Hinrichtung durch die Nazis (1944) ihr Engagement für die Rettung der Juden: Der Samariter habe sie geleitet, nicht die Politik.

Was wäre die Alternative? Die Erniedrigung der Kleinen, der Verarmten, der Fremden.

Es handelt sich weniger um eine „Strategie“ als um eine dauerhafte, zentrale Verantwortung der Christen. Das

sage ich, auch wenn ich persönlich das Gefühl habe, ich sei privilegiert und tue nicht genug für die anderen.

Heute ist bei den rechtsextremen Parteien oft von den mit Migranten verbundenen Problemen die Rede. Die darf man nicht kleinreden: in den Schulen, für das Wohnen und für das harmonische Zusammenleben in unseren Gesellschaften. Dennoch gilt, dass die Menschen, die zu uns kommen und unsere Gesetze respektieren, ihre Ressourcen, ihren Mut und ihre Arbeitskraft mitbringen. Unsere Krankenhäuser und Altersheime, unsere Restaurants und Hotels, die Bauunternehmen, die Agrarwirtschaft profitieren von deren Anwesenheit.

Christen dürfen sich nicht in geschlossenen, starren Identitäten einsperren lassen: Das Christentum interessiert sich wenig für Pässe und Stempel. Für Papst Franziskus ist die Heilige Familie von Nazareth, die nach Ägypten fliehen musste, um der Grausamkeit von Herodes zu entgehen, sogar „das Beispiel und der Trost“ aller Migranten zu allen Zeiten.

Manche Politiker fördern immer noch eine solidarische Gesellschaft und das ist gut so. In seiner Silvesteransprache 2024 bezeichnete der italienische Präsident Sergio Mattarella die Leistungen von Ausländern in Italien als „Patriotismus“: „Patriot ist, wer – auch wenn er aus einem anderen Land

Heute ist bei den rechtsextremen Parteien oft von den mit Migranten verbundenen Problemen die Rede. Dennoch gilt, dass die Menschen, die zu uns kommen und unsere Gesetze respektieren, ihre Ressourcen, ihren Mut und ihre Arbeitskraft mitbringen.

stammt – Italien liebt, die verfassungsmäßigen Werte und Gesetze verinnerlicht, das tägliche Leben voll auskostet und durch seine Arbeit und Sensibilität ein Teil davon wird, der unsere Gemeinschaft bereichert.“ Es ist „Verfassungspatriotismus“ von Habermas mit anderen Worten!

Ich bewundere, was die Kirchen seit 2015 in Deutschland – die katholische und die evangelische gemeinsam – für Geflüchtete geleistet haben. Und wie die deutschen Bischöfe im Februar 2024 gegen die AfD auftraten. Das erinnert an die Enzyklika *Mit brennender Sorge* von 1937. Was hatte Papst Pius XI. damals bewegt? Zwar standen das Konkordat und die Freiheit der Kirche im Mittelpunkt, doch wurden die Gefahren des Rassismus und der Zerstörung der Institutionen durch die NS-Ideologie klar benannt. Christ zu sein, heißt „Fratelli tutti“ zu sein – nicht nur mit Worten, sondern durch konkrete Taten. Es ist sicherlich nicht einfach. Unsere Pflicht ist es aber, es zu versuchen ... „*Il n'y a pas d'amour, il n'y a que des preuves d'amour*“ („Es gibt keine Liebe, es gibt nur Beweise für Liebe“), wie wir auf Französisch sagen (Pierre Reverdy).

Meine Dankbarkeit für die Botschaft von Papst Franziskus über die Umwelt

Erlauben Sie mir bitte, einen zweiten Punkt zu erwähnen.

Als Mutter von drei Kindern und als Co-Vorsitzende einer französisch-britischen Initiative für die Finanzierung des Naturschutzes (IAPB) schätze ich die Stellungnahmen von Papst Franziskus besonders. Mit *Laudato si'* (2015) und *Laudate Deum* (2023) erinnert er uns: Der Mensch ist nicht „Besitzer oder Herr der Natur“, sondern Teil von ihr. Das ist eine besondere Botschaft, da doch die Bibel sagt, der Mensch solle die

In einer Zeit, in der der Kampf gegen den Klimawandel in der politischen Debatte ignoriert, oder gar verspottet wird, ist es besonders wichtig, sich an die Botschaft von Papst Franziskus für eine „integrale Entwicklung“ zu erinnern.



Die beiden stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden von Ordo socialis Dr. Matthias Belafi und Patricia Ehret begrüßten die versammelten Gäste.

Erde „beherrschen“ (vgl. Gen 1,28). Sie sagt aber auch, dass wir vergänglich sind, dass wir „nur Staub“ sind (vgl. Gen 2–7). Hier wird wieder das Spannungsverhältnis der Liebe (des Respekts) und der Macht deutlich. Wir müssen uns von dem Modell des dominierenden Menschen verabschieden und aufhören, die Natur auszubeuten, was oft bedeutet, auch arme Menschen auszubeuten. Nur was sich regeneriert, kann Leben schützen. Nur was geteilt wird, schafft Freude. Papst Franziskus gab uns ein positives, fröhliches Bild der Ökologie, das vom heiligen Franziskus, der mit den Vögeln und dem Wolf sprach und die Natur genoss. In einer Zeit, in der der Kampf gegen den Klimawandel in der politischen Debatte ignoriert, oder gar verspottet wird, ist es besonders wichtig, sich an die Botschaft von Papst Franziskus für eine „integrale Entwicklung“ zu erinnern, integral weil es sowohl die Natur als auch die Menschen betrifft.

Die Leugnung wissenschaftlicher Fakten – wie in den USA und in manchen europäischen Parteien und Wirtschaftskreisen – könnte schlimme Konsequenzen haben. Klimawandel ist eine Realität. Der *Living Planet Report 2024* des WWF zeigt einen erschreckenden Rückgang der Wildtierpopulationen um durchschnittlich 73 % seit 1970 und unterstreicht die dringenden Umweltkrisen sowie die Notwendigkeit sofortigen Handelns. Ich kann hier nicht ausführlicher sein, aber es ist eine gesellschaftliche und wirtschaftliche Herausforderung, nicht nur eine ökologische.

Wissenschaft darf nicht ignoriert werden. Europa hat hier eine besondere

Verantwortung: Hier wurden die ersten Universitäten gegründet (Bologna, Sorbonne, Heidelberg). Hier entstand die Aufklärung, die der Vernunft eine zentrale Rolle zuweist. Heute hören wir oft Bedauern darüber, dass unsere Vorgänger nicht „strategisch“ genug über Abhängigkeiten – von russischem Gas, von amerikanischer militärischer Unterstützung – nachgedacht haben. Aber sind wir wirklich klarer?

Im Namen eines eingeschränkten Verständnisses von „Wettbewerbsfähigkeit“ leugnen wir die Abhängigkeit der Menschheit von der Natur, ignorieren die Herausforderungen des Klimawandels – obwohl Wassermangel und Artensterben dramatisch zunehmen.

Permanent auf EU-Regelungen zu schimpfen, ist unverantwortlich. Ja, Normen müssen präzise gefasst sein, aber sie sind es, die die Schwachen schützen. Und es kommt dazu, dass Lösungen zur Bewältigung der ökologischen Transformation existieren, etwa die regenerative Landwirtschaft oder Kreislaufwirtschaft.

Technologie kann helfen, natürliche Ressourcen besser zu verwalten (ein Beispiel ist die Gründung der Landbanking Group hier in Bayern, um die Qualität der Erde zu messen).

Und weniger Konsum würde unseren Gesellschaften und unseren Seelen und Körpern guttun.

Die christliche Soziallehre sieht die universelle Bestimmung der Güter vor: Die Konzentration von Reichtum in den Händen weniger ist nicht nur sozial ungerecht – wir sehen die Folgen für die Umwelt und für die Demokratie: In



Kardinal Reinhard Marx, Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat von Ordo socialis, hielt die Laudatio auf die Preisträgerin Sylvie Goulard.

Russland unterstützen Oligarchen die Willkür. In den USA handeln im Bund diejenigen, die bereits den größten Teil der Wirtschaft kontrollieren und über kolossale Kapitalanteile verfügen. In Frankreich kaufen Milliardäre wie Vincent Bolloré oder Pierre-Edouard Stérin Medien, um ihre dunkle Propaganda zu verbreiten – und welche Tarnung benutzen sie? Die der „christlichen Identität“ und der „Tradition“.

Deshalb sind wir aufgefordert, für die Natur, für die Menschen Widerstand zu leisten.

Menschen ... also „Männer und Frauen“, wenn ich so sagen darf.

Damit diese Preisverleihung nicht zu langweilig wird, möchte ich ein Thema ansprechen, bei dem die Kirche mehr leisten könnte – um es diplomatisch zu sagen. Nicht nur den Frauen zuliebe, sondern auch im eigenen Interesse und zugunsten der ganzen Gesellschaft.

Die Kirche und die Frauen

Lassen Sie mich mit Ihnen in die Alte Pinakothek in München gehen. In Eustache Le Sueurs wunderschönem Gemälde *Christus im Hause der Martha* (1654) zeigt Jesus Maria den Himmel: Sie habe Besseres zu tun, als sich nur um das Essen zu kümmern (vgl. Lk 10,38–42). „Das Höhere“ ist auch für die Frauen. Auch sie dürfen „nach dem, was im Himmel ist“ streben (vgl. Kol 3,1–17). Nichts im Evangelium rechtfertigt, dass Frauen als Menschen zweiter Klasse gelten, dass man ihnen die Selbstbestimmung über ihren eigenen Körper

vorenthält und sie in der Kirche nur untergeordnete Rollen spielen dürfen. Es reicht nicht, in der Liturgie seit kurzem „Brüder und Schwestern“ zu sagen, ohne das System zu ändern.

Wenn die Kirchen in Europa leer sind, wenn die Wiegen leer sind – sollte dann nicht endlich die Zeit gekommen sein, liebe Herren in Politik und Kirche, sich ein paar Fragen zu stellen? Wer glaubt, dass die Frauen weiter eine Doppelbelastung ertragen werden, denn meistens haben sie eine Erwerbsarbeit und schultern gleichzeitig den Großteil der Care-Arbeit (Haushalt, Kindererziehung, Begleitung der alten Eltern)? Warum ist „Wokismus“ der neue Buhmann, der neue Beelzebub? Sind wir wirklich *zu weit gegangen* auf dem Weg zur Gleichheit, wie Konservative – einschließlich mancher Frauen übrigens – behaupten?

Nein, und jeder kann es selbst verstehen. Zwei konkrete Beispiele:

Erstes Beispiel: Gewalt gegen Frauen ist kein Phänomen „verwirrter“ Männer. Der Prozess gegen den Ehemann von Frau Pelicot in Frankreich hat es z. B. gezeigt: In einem ruhigen provenzalischen Dorf fanden sich hundert Männer bereit, eine mit Beruhigungsmitteln sedierte Frau in Anwesenheit ihres Ehemanns zu vergewaltigen. Unsere Gesellschaft hat ein systemisches Problem, und sie weigert sich, dieses anzugehen. Und das ist nichts Neues. Schauen wir uns ein weiteres Gemälde in der Pinakothek an: Van Dycks *Susanna und die beiden Alten* (1622/23). Sehen Sie die gierigen Blicke der beiden Männer und die Furcht der jungen Frau? Viele Frauen zwischen 15 und 55 erleben diese Angst täglich. 400 Jahre vor #MeToo warnte schon Van Dyck vor sexueller Gewalt.

Warum steht die Kirche nicht viel deutlicher an der Seite der leidenden Frauen und der Opfer?

Was passiert, wenn eine arme Susanna – wie die meisten Geflüchteten – nach einer Vergewaltigung schwanger wird? Wenn andere bei uns verführt werden, und im Stich gelassen? Antwortet die Kirche mit Mitleid und Barmherzigkeit? Zu viele Frauen erleiden Gewalt, manchmal sogar im eigenen Haus, vor den Augen ihrer Kinder. Hunderte sterben jedes Jahr, vom Ehemann oder von Freunden ermordet, jedes Jahr in jedem EU-Staat: nach Eurostat im EU-Durchschnitt 4,1 Frauen

pro 1 Mio. Einwohner. 2023 waren es in Deutschland 253 Frauen; in Frankreich waren es 137; in Italien 96 usw. Ich wünsche mir, dass die Kirche öfter mit voller Kraft an ihrer Seite steht, dass sie lauter und klarer über die Verantwortung der Täter spricht.

Und noch dazu: Was sind diese „Ein-Eltern-Familien“, wie die Verwaltung sie beschreibt? In den meisten Fällen eine Familie mit einem abwesenden Vater. Ein Mann, der geflohen ist.

Es geht um 1 von 4 „Familien“ in Frankreich, und 41 % der Kinder in diesen Familien erleben Armut. Abgesehen von den finanziellen Aspekten dokumentieren oft Richter, Anwälte und Sozialarbeiter, welche Folgen die Abwesenheit des Vaters für das Leben der Kinder hat.

Zweites Beispiel: Ungleichheit am Arbeitsplatz. Immer noch haben Frauen prekäre Jobs und erhalten geringere Löhne (2024: 37 % Gender-Pay-Gap, laut FAZ). Warum? Weil Männer sich die mächtigsten, bestbezahlten Positionen selbst vorbehalten.

Darauf zu antworten, wie die rechtsextremen Parteien es tun, dass Nicht-Diskriminierung und Gleichbe-



Foto: Ordo socialis

Die Vereinigung Ordo socialis hat es sich zur Aufgabe gemacht, die christliche Soziallehre und die wissenschaftliche Sozialethik weltweit zu fördern.

rechtigung „woke Obsessionen“ seien, macht keinen Sinn. Sie abzulehnen, führt zu einer Verschwendung von Talenten und zu einer rückläufigen Demographie, denn Politiker (und die Kirche) bemühen sich nicht darum, die Ungerechtigkeiten, die Frauen widerfahren, zu verändern, sie interessieren sich nicht für ihr Leiden.

Die Kirche könnte den Kampf für Frauen zur Priorität machen. Doch sie will diese Realität nicht wahrhaben. Ist ihre Struktur nicht zu patriarchal? Hat sie von den Untersuchungskommissionen über sexuellen Missbrauch wie z. B. der *CIASE* in Frankreich etwas gelernt? Die vertikale, *male only*-Organisation, der Mangel an Transparenz

Seit 2000 Jahren wissen wir: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid eins in Christus.“ (Gal 3,28) Meine Hoffnung besteht darin, dass uns die Entwicklung der katholischen Soziallehre inspiriert: Manche Themen standen vor 1891 einfach nicht zur Debatte. Ab 1891 wurden sie



Im Anschluss an den Vortrag von Sylvie Goulard führte der Professor für Christliche Sozialethik an der LMU München, Prof. Dr. Markus Vogt (li.), ein anregendes Gespräch mit der Preisträgerin.

haben sicherlich dazu beigetragen, dass so viele Kinder missbraucht wurden. Gebot der Liebe versus Gebot der Macht – wollen wir nicht endlich etwas im System ändern?

In Frankreich erfuhren wir 2025, dass in einer katholischen Schule in den Pyrenäen – wo die Kinder des ehemaligen Premierministers Bayrou eingeschult waren – gewalttätige Erziehungsmethoden praktiziert wurden. Sexuelle Gewalt und „einfache Gewalt“ – Kinder, die gezwungen wurden, als Strafe im Winter die Nacht draußen zu verbringen. Er selbst habe „nichts gesehen, nichts gewusst“, so seine Verteidigung. Und die Hierarchie hat lange ignoriert, was von den ehemaligen Schülern geschrien wurde: „Sie haben Ohren und hören nicht.“

Ich wünsche mir eine Kirche, die das Leiden der Frauen, der vernachlässigten Kinder, der Homosexuellen besser hört und ernster nimmt. Eine Kirche, die sich tiefgreifend modernisiert, anstatt Machtpositionen mit theologischen Argumenten zu rechtfertigen.

regelmäßig besprochen und soziale Themen wurden Gegenstand von Enzykliken, wobei die betroffenen Bereiche nach und nach ausgeweitet wurden (so sind etwa die Menschenrechte nach dem Zweiten Weltkrieg Gegenstand kirchlicher Enzykliken geworden).

Die „Zeit der Frauen“ kann kommen, sie sollte bald kommen. Letztendlich betrifft es die Hälfte der Menschheit.

Und ich möchte

hier betonen, dass es sich dabei nicht um einen Kampf von Frauen für Frauen handelt, sondern um eine Frage, die Männer und Frauen gemeinsam betrifft, denn sie bestimmt letztendlich die Gesellschaft, in der wir leben wollen.

Übrigens: Wer hat in den USA von Präsident Trump mutig gefordert, er solle Erbarmen mit Migranten und der LGBTQ+-Community haben? Eine Frau: Marianne Budde, Bischöfin der episkopalen Diözese Washington, die ihm 2025 öffentlich sagte: „Ein Appell, Herr Präsident: Millionen setzen ihr Vertrauen in Sie. Sie sprachen von der schützenden Hand Gottes.“

Ich bitte Sie, Erbarmen zu haben mit allen Menschen in unserem Land, die Angst haben. [...] Das sind schwule oder lesbische Menschen, Demokraten, Familien. Manche fürchten um ihr Leben. Es sind Menschen, die unsere Ernte einbringen, Gebäude reinigen, unser Geschirr waschen. [...] Diese mögen keine Staatsbürger sein und die falschen Papiere haben. Dennoch sind die allermeisten nicht kriminell. Sie zahlen

Steuern, sind gute Nachbarn, gläubige Mitglieder von Kirchen, Moscheen, Synagogen. Ich bitte Sie, barmherzig zu sein mit jenen, deren Kinder fürchten, die Eltern könnten abgeschoben werden. Mit jenen, die vor Krieg oder Verfolgung fliehen. Gott lehrt uns, Erbarmen mit Fremden zu haben. Wir alle waren einst Fremde in diesem Land.“

Die Schwester von Blaise Pascal, Jacqueline Pascal, die Ordensschwester in der Abtei Port-Royal war, sagte im 17. Jahrhundert über die Kontroverse um die wirksame Gnade im Jansenismus, die auch eine politische Auseinandersetzung gegen den Absolutismus des Königs Louis XIV. war: „Puisque les évêques ont un courage de filles, il faut bien que les filles aient un courage d'évêques“. „Da die Bischöfe die Tapferkeit von Mädchen haben, müssen ja die Mädchen die Tapferkeit eines Bischofs haben“. Port-Royal wurde der einzige Ort, wo ein mutiger Widerstand gegen die Willkür des Königs stattfand.

Ich möchte mit einem persönlichen Wort schließen: Meine Mutter hat jahrzehntelang im Katechismus unterrichtet. Sie betonte dabei immer einen Punkt besonders, wenn sie über das letzte

Die „Zeit der Frauen“ kann kommen, sie sollte bald kommen. Es betrifft die Hälfte der Menschheit. Es handelt sich dabei nicht um einen Kampf von Frauen für Frauen, sondern um eine Frage, die Männer und Frauen gemeinsam betrifft.

Abendmahl Jesu Christi sprach, am Abend vor seinem Leiden und seinem Tod. Dieses Abendmahl war nicht nur der Moment, bei dem das Brot gebrochen und der Wein geteilt wurden, wie es jeden Sonntag erinnert wird: „Unsere Religion ist die der Fußwaschung, nicht die der Herrschaft.“ Daran müssen wir uns erinnern, stets gegen die Extreme, aber auch für den Dienst an den Brüdern und Schwestern.

Dieser Preis ist meiner Mutter Yvonne gewidmet. ■

Es gilt das gesprochene Wort.

Ein europäisches Wunder?

Der polnisch-deutsche Bischofsbriefwechsel 1965 als Wegweiser für Frieden und Versöhnung

Ausgehend vom „Wunder der Versöhnung“, das Władysław Bartoszewski der deutsch-polnischen Aussöhnung zuschrieb, nahm unsere Veranstaltung *Ein europäisches Wunder? Der polnisch-deutsche Bischofsbriefwechsel 1965 als Wegweiser für Frieden und Versöhnung* am 23. Oktober 2025 den berühmten Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe von 1965 in den Blick. 20 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg trieb dieser Briefwechsel große Veränderungen

voran und ermöglichte neue deutsch-polnische Beziehungen, jenseits der Schrecken der NS-Zeit und des Kalten Krieges.

Lesen Sie im Dossier den Vortrag von Dr. habil. Robert Żurek zur Entwicklung der polnisch-deutschen Beziehungen von 1945 bis in die Gegenwart und die Deutung des Briefwechsels von Bischof Dr. Bertram Meier. Kooperiert hat die Akademie bei dieser Tagung mit dem Akademischen Forum der Diözese Augsburg.

GESCHICHTE

Die polnisch-deutschen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg

von Robert Żurek

Die deutsch-polnische Versöhnung nach dem Zweiten Weltkrieg gehört zu den wichtigsten historischen Prozessen der europäischen Neuzeit. Den Deutschen und Polen gelang es binnen einiger Jahrzehnte eine jahrhundertealte, eskalierende Feindschaft, die inzwischen ein integraler Bestandteil der jeweiligen nationalen Identität zu sein schien, in eine strategische Partnerschaft umzuwandeln. Dies veränderte nicht nur die bilateralen Beziehungen der beiden Völker und Staaten, sondern auch ganz Europa, denn ohne die großen Versöhnungswerke Deutschlands mit seinen Nachbarn im Westen und Osten wäre die Integration des Kontinents unmöglich gewesen. Heute dient die deutsch-polnische Versöhnung anderen Nationen, die eine gewaltbelastete Vergangenheit überwinden wollen, wie etwa Staaten des ehemaligen Jugoslawiens, als Vorbild und Inspiration.

Die „Welt der Wunder“

Als der polnische Historiker, Publizist und Politiker Władysław Bartoszewski gegen Ende seines langen, bewegten Lebens im Jahre 2013 feststellte, dass die deutsch-polnischen Beziehungen „zur Welt der Wunder“ gehörten, wusste er, wovon er sprach. Im Jahre 1940 ins Konzentrationslager Auschwitz eingeliefert und wie durch ein Wunder nach

mehreren Monaten freigelassen, erlebte er die völlige Zerstörung seiner Heimatstadt Warschau und das Ermorden der Hälfte ihrer Einwohner. In den nachfolgenden Jahrzehnten war er Zeuge der Teilung Europas und der deutsch-polnischen Unversöhnlichkeit. Dann gehörte er jahrzehntelang zu den wichtigsten Brückenbauern zwischen den beiden Nationen, was ihm von der deutschen Seite hoch angerechnet wurde. In seiner Ansprache am Tag der Deutschen Einheit im Jahre 2006 sagte er: „Als 18-Jähriger stand ich am Appellplatz von Auschwitz, und nun habe ich die Ehre (...) als Laureat des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, des Brückenpreises der Europastadt Görlitz/Zgorzelec, mehrfacher Doktor *honoris causa* deutscher Universitäten und Träger des Großkreuzes des Bundesverdienstkreuzes, eine Festrede anlässlich der Wiedervereinigung Deutschlands zu halten. Und das ist *pars pro toto* der Ausdruck der geistigen,

Den Deutschen und Polen gelang es binnen einiger Jahrzehnte eine jahrhundertealte, eskalierende Feindschaft, die inzwischen ein integraler Bestandteil der jeweiligen nationalen Identität zu sein schien, in eine strategische Partnerschaft umzuwandeln.

moralischen und politischen Revolution in den nicht immer leichten Beziehungen zwischen unseren Nationen“.

Kaum vorstellbare Entfremdung

Im Jahre 1945 waren die deutsch-polnischen Beziehungen am Boden zerstört. Klaus Zernack, einer der bedeutendsten deutschen Osteuropahistoriker, stellte fest, dass die gegenseitige Entfremdung, die die Deutschen und Polen nach dem Zweiten Weltkrieg voneinander trennte, „kaum vorstellbar“ und in der Beziehungsgeschichte europäischer Nationen auch „kaum auffindbar“ war.

Der unberechtigte Angriff im Jahre 1939, die grausame Kriegführung, die Teilung des eroberten Landes mit der Sowjetunion, dann eine sechsjährige Besatzungsherrschaft, die sich durch die Ausrottung der intellektuellen Eliten, Massenvernichtung der Juden sowie Terrorisierung, Versklavung, Ausbeutung und ständige Demütigung der restlichen Bevölkerung auszeichnete, war die tragischste Etappe der ganzen Geschichte Polens. Fast sechs Millionen polnischer Staatsbürger ließen in jenen Jahren ihr Leben, die meisten davon Zivilisten. Nach dem Krieg erfuhren die Polen keine Gerechtigkeit. Sie gerieten in die sowjetische Einflusszone und mussten sich mit einer von Moskau abhängigen Diktatur abfinden. Das Land verlor an die Sowjetunion die Hälfte seines Vorkriegs-territoriums, als Entschädigung erhielt es von den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs umfangreiche deutsche Ostgebiete, allerdings unter dem Vorbehalt künftiger Änderung. Erst 1990 wurde die Grenze an der Neiße und Oder endgültig bestätigt.

Im Nachkriegsdeutschland stieß das dramatische Schicksal der östlichen Nachbarn auf wenig Interesse, geschweige denn Empathie. Die Deutschen waren mit ihren eigenen Leiden beschäftigt. Mit den vielen Toten, Verwundeten und Verschleppten. Mit der Armut und Erdrückung nach der totalen Kriegsniederlage und der Teilung des Landes. Und mit dem Verlust vom vierten Teil des Reichs-territoriums im Osten und der dramatischen Flucht und Vertreibung seiner Bevölkerung, die im zerstörten und verarmten Restdeutschland aufgenommen werden musste. Wenn man im Deutschland der ersten Nachkriegsjahre den östlichen Nachbarn schon in den Blick nahm, dann meistens nicht als Opfer deutscher Verbrechen, sondern als Verfolger und Vertreiber der deutschen Landsleute. Die Frage nach der Verantwortung für die Wiedergutmachung des Leids und die Wiederherstellung guter Beziehungen zu Polen wurde kaum gestellt. Stattdessen forderte man die Wiedergutmachung der Vertreibung der Deutschen aus dem Osten und Revision der neuen Grenzlinie.

Im Nachkriegsdeutschland stieß das dramatische Schicksal der Polen auf wenig Interesse, geschweige denn Empathie. Die Deutschen waren mit ihren eigenen Leiden beschäftigt. Mit den vielen Toten, Verwundeten und Verschleppten.

Im Schatten der „negativen Polenpolitik“

Dabei verdrängte man nicht nur die im Zweiten Weltkrieg verübten beispiellosen Massenverbrechen, sondern auch die lange Geschichte der Polenfeindschaft, die den Kriegs- und Besatzungsverbrechen voraus ging und die sie erst verständlich macht. „Haut doch die Polen, daß sie am Leben verzaugen; ich habe alles Mitgefühl für ihre Lage, aber wir können, wenn wir bestehn wollen, nichts andres tun, als sie ausrotten“, schrieb Otto von Bismarck 1861. „Polens Existenz ist unerträglich, unvereinbar mit den Lebensbedingungen Deutschlands. Es muss verschwinden und wird verschwinden durch eigene Schwäche und durch Russland, mit deutscher Hilfe“,

pflichtete ihm 61 Jahre später der Gründer der Reichswehr, Hans von Seeckt, bei. „Die Reichsregierung wird niemals zulassen, daß der polnische Reststaat irgendein störendes Element werden könnte. Deutschland und Sowjetrußland werden diese Sanierungsarbeit übernehmen“, versicherte Hitler nach dem Angriff auf Polen 1939. Eine Kontinuität einer extrem polenfeindlichen Einstellung ist in diesen Aussagen nicht zu übersehen.

Eine ähnliche Kontinuität wird sichtbar, wenn man sich die Argumente anschaut, die auf der deutschen Seite verwendet wurden, um die je-

weiligen Kapitel dieser Polenpolitik zu begründen – von den Teilungen Polens über die Zwangsgermanisierung der Bevölkerung im preußischen Teilungsgebiet bis hin zu den Verbrechen im Zweiten Weltkrieg. „Die Übermacht des deutschen Stammes gegen die meisten slavischen Stämme ... ist eine Tatsache, die sich jedem unbefangenen Beobachter aufdrängen muß“, behauptete der liberale Politiker Carl Jordan 1848. „Ich stehe jetzt hier als einer von den Eroberern, welche für freie Arbeit und menschliche Kultur einer schwächeren Rasse Herrschaft über diesen Boden abgenommen haben“, ließ der populäre Schriftsteller Gustav Freytag seinen Romanhelden im Jahre 1855 sagen. Polen gehöre „überhaupt nicht zu den kulturellen Nationen. Ein Staatsgebilde, dem jede historische und sittliche Voraussetzung fehlt“, erklärte Hitler 1939. Kein Wunder, dass der Zweite Weltkrieg



Die zwei Tauben sind das Motiv auf einer Glocke des Projekts „Friedensglocken für Europa“ der Diözese Rottenburg-Stuttgart, bei dem durch die Nazis entwendete Glocken aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten aufgespürt und zurückgegeben werden.

Foto: Bernd Maurer / VG Bildkunst

aus polnischer Perspektive als Fortsetzung und Zuspitzung der bisherigen deutschen Politik betrachtet wurde. Jener Politik, die Klaus Zernack als „negative Polenpolitik“ bezeichnete. Ein wichtiges Thema, das in Deutschland eigentlich bis heute nicht wirklich aufgearbeitet wurde.

Instrumentalisierung der Geschichte

Nach dem Zweiten Weltkrieg trennte der Eiserner Vorhang Europa. Der Kalte Krieg begünstigte die Unversöhnlichkeit auf beiden Seiten dieses Vorhangs. Und die politische und gesellschaftliche Unfreiheit in Polen und der DDR machte einen ehrlichen Dialog kaum möglich. Für einen Neuanfang der deutsch-polnischen Beziehungen waren es geradezu katastrophale Bedingungen.

Die polnischen Kommunisten bedienten sich der Traumata der leidgeprüften Nation und schürten Ängste vor den Deutschen, um die mehrheitlich antikommunistische und sowjetfeindliche Gesellschaft vom Widerstand abzubringen. „Damit dieses Schwert der germanischen Ländergier niemals wieder in die Lage gesetzt werde, Polen zu verletzen oder gar zu zerstören, komme es darauf an, die Freundschaft und das Bündnis des polnischen Volkes mit den Völkern der Sowjetunion allseitig zu entwickeln und zu festigen“, gab der Parteiführer Władysław Gomułka 1946 zu bedenken. In der jungen Bundesrepublik bediente man sich ebenfalls der dramatischen Geschichte, um eigene Nationalziele zu begünstigen. So begann man offiziell zu behaupten, die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten habe drei Millionen Todesopfer gekostet. Diese Zahl stand zwar in keinem Verhältnis zur Realität, machte es aber möglich, die Grenze zwischen den Täter- und Opfernationen zu verwischen und die Verluste gegenseitig aufzurechnen. Dies war wegen der noch ausstehenden Friedensverhandlungen und Entscheidungen über mögliche Restitutionsforderungen und den endgültigen Grenzverlauf wichtig. In der DDR brachen die kommunistischen Machthaber mit der Tradition der negativen Polenpolitik und anerkannten die Grenze an der Neiße und Oder. Aber sie erschwerten gleichzeitig die gesellschaftlichen Kontakte und weigerten sich, die Verantwortung für die nationalsozialistischen Verbrechen zu übernehmen, weil ihr Staat in der Nachfolge der kommunistischen Bewegung stehe, die selber ein Opfer des Nationalsozialismus gewesen sei. Die „zwangsverordnete Freundschaft“ zwischen den kommunistischen „Bruderstaaten“ trug deshalb nur bedingt dazu bei, die Feindschaft zwischen den Menschen zu überwinden. „Der fehlende Austausch von Menschen, Ideen und Gedanken bewirkte, dass man aneinander vorbei oder gegeneinander lebte“, schrieb die polnische Historikerin Anna Wolff-Powęska.

Nach dem Zweiten Weltkrieg trennte der Eiserner Vorhang Europa. Der Kalte Krieg begünstigte die Unversöhnlichkeit auf beiden Seiten dieses Vorhangs. Für einen Neuanfang der deutsch-polnischen Beziehungen waren es geradezu katastrophale Bedingungen.

„schwer, eine Überbrückung der Kluft ins Auge zu fassen“

Auch die Kirchenvertreter fanden keine gemeinsame Sprache. Die Schuld an den Verbrechen während der nationalsozialistischen Herrschaft hätten ausschließlich „frühere Machthaber“ getragen, behauptete Kardinal Clemens von Galen 1945. Nein, das deutsche Volk sei schuldig, denn es sei „seit Jahrhunderten – nicht erst jetzt – ein Volk von Verbrechen“, entgegnete unter dem Eindruck der Hekatombe seines Landes der polnische katholische Publizist Jan Dobraczyński 1948. Die Vertreibung der Deutschen sei „ein Drama, das die Welt seit Jahrhunderten nicht erlebt hat“, schrieben die deutschen Bischöfe in einem Hirtenbrief 1948. Nein, sie „verließ um ein Vielfaches menschlicher als (...) die Vertreibung von Millionen von Polen und die Jagd auf sie sowie ihr anschließender Einsatz als Zwangsarbeiter in Deutschland“, war in einer katholischen Zeitschrift in Polen 1948 zu lesen. „Es sind Grenzen geschaffen, die wir niemals als gerecht anerkennen können, und die unter allen Umständen einer wesentlichen Änderung bedürfen“, hielt der Hildesheimer Bischof Joseph Machens 1947 fest. „Polen kann nicht dazu verurteilt werden, bei der Neugestaltung Europas für die Folgen der Verbrechen anderer zu bezahlen“, gab Kardinal August Hlond 1948 zu bedenken.

An eine mögliche Versöhnung glaubte wohl niemand. „Wir dürfen nicht (...) der trügerischen Annahme anheimfallen, dass die Gefühle der Deutschen den Polen gegenüber sich irgendwann grundsätzlich verändern werden“, schrieb ein katholischer Publizist in Polen 1946. „Es ist auch schwer, nach all den Gräueln, die Deutsche im Auftrag Hitlers in Polen verübt haben, und den nicht minder schweren Gräueln, die den Deutschen jenseits der Oder-Neiße-Linie von Polen angetan worden sind, eine Überbrückung der Kluft ins Auge zu fassen, die diese Verbrechen geschaffen haben“, stellte der deutsche katholische Publizist Paul Roth 1949 fest.

Die ersten Schwalben

Allmählich waren jedoch erste Veränderungen zu erkennen, und ihre Vorreiter waren vor allem evangelische und katholische Christen. Die stalinistische Verfolgung der Kirche in Polen in der ersten Hälfte der 1950er Jahre und die mutige Haltung der polnischen Katholiken führten dazu, dass deutsche Katholiken die Kirche in Polen nicht mehr nur im Kontext des Nachkriegsleids der Deutschen sahen, sondern auch im Zusammenhang mit der Verteidigung gemeinsamer christlicher Werte. Kundgebungen und Gebetstreffen für die verfolgte



Dr. habil. Robert Żurek,
Geschäftsführender Vorstand der Stiftung
Kreisau für Europäische Verständigung

Die stalinistische Verfolgung der Kirche in Polen in der ersten Hälfte der 1950er Jahre und die mutige Haltung der polnischen Katholiken führten dazu, dass deutsche Katholiken die Kirche in Polen auch im Zusammenhang mit der Verteidigung gemeinsamer christlicher Werte sahen.

sammenbruch des Stalinismus in Polen eröffneten. Sie reisten nach Polen und kehrten tief beeindruckt vom Ausmaß der deutschen Kriegsverbrechen und dem dadurch verursachten Leid der Polen zurück. Unter dem Einfluss dieser Erfahrungen tauchten in der BRD um die Wende der 1950er und 1960er Jahre Stimmen und Initiativen auf, die eine Änderung der unversöhnlichen Haltung gegenüber Polen forderten.

Im Jahr 1958 wurde in der evangelischen Kirche die „Aktion Sühnezeichen“ ins Leben gerufen, die sich für Versöhnung durch Reue und Wiedergutmachung gegenüber den Opfern deutscher Verbrechen einsetzen sollte. Der Gründer der Aktion, Lothar Kreyssig, appellierte: „*Lasst uns mit Polen, Russland und Israel beginnen*, denen wir wohl am meisten wehgetan haben“. 1960 erinnerte der damalige katholische Bischof von Berlin und spätere Erzbischof von München sowie Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Julius Döpfner, am liturgischen Gedenktag der Heiligen Hedwig von Schlesien an das Ausmaß des Leidens der Polen, forderte die Deutschen auf, das Streben nach einer Grenzrevision aufzugeben und rief zur deutsch-polnischen Versöhnung auf: „Wollen wir nicht über das Grab der heiligen Hedwig hinweg uns die Hände reichen, um ein festes Band des Friedens neu zu knüpfen?“

Ein Jahr später unterzeichnete eine Gruppe evangelischer Intellektueller und Wissenschaftler das *Tübinger Memorandum*, in dem sie dazu aufriefen, die Grenze an Oder und Neiße anzuerkennen.

Diese ersten Appelle für eine Änderung der Haltung gegenüber Polen riefen in der deutschen Gesellschaft eher negative Reaktionen hervor. So erhielt beispielsweise Bischof Döpfner nach seiner Predigt sehr viele Briefe, in denen er als nationaler Verräter, der eine „üble Vergewaltigung der Gerechtigkeit“ betreibe, verunglimpft wurde. „Ich bin sehr bestürzt über einige Reaktionen auf die Predigt. In unserem Volk steckt noch sehr viel Nationalismus“, notierte Döpfner besorgt. Dennoch lösten diese und andere Initiativen gesellschaftliche Unruhe aus und stärkten die Motivation der noch wenigen Kreise, die eine Aussöhnung mit Polen anstrebten.

Die Geschichte nimmt Fahrt auf

Im Jahr 1963 kam es zu einer Reihe von Ereignissen, die zu einem Perspektivwechsel in Deutschland beitrugen und den Grundstein für die Aussöhnung legten. Der Freundschaftsvertrag zwischen der Bundesrepublik und Frankreich wurde

polnische Kirche, die in vielen westdeutschen Städten stattfanden, waren die ersten Aktionen deutscher Katholiken, die zur deutsch-polnischen Aussöhnung beitrugen. Die deutschen Evangelischen begannen sich etwas später als die Katholiken für Polen zu interessieren, nutzten jedoch deutlich schneller als diese die Möglichkeiten der Begegnung und des Dialogs, die sich 1956, nach dem Zu-

unterzeichnet. Die „Erbfeinde“ wurden zu Verbündeten, Partnern und Freunden. Dies warf unweigerlich Fragen über die Zukunft der Beziehungen zu Polen auf. In Frankfurt am Main begann der erste Auschwitz-Prozess, in dem ehemalige Mitglieder des Konzentrationslagerpersonals vor Gericht standen. Zahlreiche Zeugen, darunter ehemalige Lagerinsassen, darunter auch Polen, sagten aus. Zum ersten Mal wurde die deutsche Öffentlichkeit so eindringlich mit den Schilderungen der Verbrechen und dem Leid der Opfer konfrontiert. Das Buch *Nachbar Polen* des Journalisten Hansjakob Stehle erschien und erfreute sich einer enormen Popularität. Es handelte sich um die erste ernsthafte Publikation über das Nachkriegspolen, die in der Bundesrepublik erschien. Sie wirkte den weit verbreiteten antipolnischen Vorurteilen entgegen. Und schließlich wandten sich polnische und deutsche Bischöfe auf Initiative des deutschen Episkopats mit einem gemeinsamen Antrag an den Papst, den polnischen Märtyrer von Auschwitz, Maximilian Kolbe, selig zu sprechen. In der Begründung schrieben sie: „[Wir] hoffen, dass durch sein Vorbild und seine Fürbitte der Gott des Friedens beiden Völkern die Gnade einer Versöhnung aus innerstem Herzen gewähre.“ Es war die erste gemeinsame Initiative polnischer und deutscher Bischöfe nach dem Krieg und vielleicht sogar in der gesamten Geschichte der deutsch-polnischen Nachbarschaft.

Kurz danach folgten Pilgerfahrten deutscher Katholiken von Pax Christi (1964) und vom Bund der Deutschen Katholischen Jugend (1965) nach Polen sowie eine ökumenische Sühnefahrt der Aktion Sühnezeichen aus der DDR (1965). Die Breitenwirkung dieser auf den ersten Blick eher bescheidenen Initiativen war enorm. In Polen wurden die Pilger „mit beschämender Herzlichkeit, Brüderlichkeit und Gastfreundschaft aufgenommen“ (Klara Dirks). Ihr Besuch weckte Hoffnung und Dankbarkeit, die sich weit über den Kreis der Menschen verbreitete, die den Pilgern tatsächlich begegneten. Am Ende seien alle glücklich gewesen, „daß nach all dem Entsetzlichen, das in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft geschehen ist, nun über den Abgrund hinweg durch Gottes Gnade ein neues Band der Liebe geknüpft werden konnte“ (Alfons Erb). Viele der deutschen Beteiligten engagierten sich von nun an für die Versöhnung und leisteten wichtige Dienste daran.

Bahnbrechende Versöhnungsgesten

All diese Initiativen bereiteten den Weg für die bahnbrechenden Versöhnungsgesten des Jahres 1965. Im Oktober veröffentlichte die Evangelische Kirche in Deutschland ihre

Schließlich wandten sich polnische und deutsche Bischöfe mit einem gemeinsamen Antrag an den Papst, den polnischen Märtyrer von Auschwitz, Maximilian Kolbe, selig zu sprechen. Es war die erste gemeinsame Initiative polnischer und deutscher Bischöfe nach dem Krieg.

Denkschrift *Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn*, später vor allem als *Ostdenkschrift* bezeichnet. Diese „wichtigste politisch-ethischen Äußerung der Evangelischen Kirche in der Nachkriegszeit“ (Richard von Weizsäcker) unterzog die deutschen Argumente für die Revision der Oder-Neiße-Linie einer kritischen Analyse aus dem Blickwinkel des internationalen Rechts, der Theologie und Ethik. Die Konklusion: Der deutsch-polnische Grenzstreit lasse sich in Anlehnung an juristische, theologische oder ethische Argumente nicht lösen. Notwendig sei ein Paradigmenwechsel – nicht mehr nach Wegen einer Grenzrevision suchen, sondern nach den Möglichkeiten, die Feindschaft zu überwinden. Denn unter versöhnten Nachbarn würde der Grenzstreit seine Bedeutung verlieren.

Schon früher plädierten vereinzelte deutsche Stimmen für eine grundlegende Änderung der ostpolitischen Ziele, aber jetzt autorisierte die gesamte evangelische Kirchenleitung diese Forderung und untermauerte dies mit einer stichhaltigen und innovativen Begründung.

Dasselbe Ziel, wenn auch mit anderen Methoden, verfolgte der Brief der katholischen Bischöfe Polens an ihre deutschen Amtsbrüder vom 18. November 1965. In die Geschichte gingen vor allem die Schlussworte dieses Briefs „Wir vergeben und bitten um Vergebung“ ein, aber nicht nur ihrretwegen wird das Schreiben als „wahrscheinlich das wichtigste Nachkriegsdokument in den deutsch-polnischen Beziehungen“ bewertet (Klaus Ziemer).

Der Brief beginnt mit einer langen Beschreibung der Geschichte Polens und der deutsch-polnischen Nachbarschaft, von der jahrhundertlang beide Seiten profitierten. Das Ziel, das dahintersteckte: den deutschen Adressaten bewusst machen, dass Polen ein integraler, wertvoller Teil des christlichen Abendlandes sei, und nicht ein Teil des kommunistischen Ostens, wie es die kommunistische Propaganda wollte, oder der fremden, unzivilisierten Welt, wie es das deutsche Vorurteil besagte. Und dass die Feindschaft keineswegs zur DNA der deutsch-polnischen Nachbarschaft gehöre, sondern erst in der Neuzeit die vorher sehr guten gegenseitigen Beziehungen vergiftete.

Die Autoren des polnischen Briefs verschwiegen keineswegs das schwierige Thema des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen, behandelten es jedoch so, dass in der Konsequenz nicht neue Mauern, sondern Brücken zueinander entstehen

konnten. Sie warben bei den Adressaten um Empathie für die leidgeprüften Polen, offenbarten aber gleichzeitig ihre Empathie für das schwere Schicksal der deutschen Vertriebenen. Sie versuchten den polnischen Standpunkt in der Grenzfrage verständlich zu machen, zeigten aber gleichzeitig Verständnis für die Heimatverbundenheit der deutschen Vertriebenen. Sie rechtfertigten den Anspruch Polens an die ehemaligen deutschen Ostgebiete, erkannten aber gleichzeitig das Recht der Deutschen auf Wiedervereinigung, indem sie den Brief an alle deutschen Bischöfe richteten und die Existenz der DDR mit keinem Wort erwähnten.

Kirchliches Zurückrudern und politischer Durchbruch

Die Antwort der deutschen Bischöfe war enttäuschend. Sie ergriffen zwar die ausgestreckte Hand der Polen, zeigten aber keine Bewegung in der Grenzfrage. Damit bewahrten sie zwar den innenkirchlichen Frieden, der bei einem Aufruf zur Anerkennung der Grenze durch Proteste eines Teils der Kirchenmitglieder gefährdet wäre. Aber gleichzeitig verspielten sie die Chance, zusammen mit der evangelischen Kirche eine einheitliche, christliche Front zugunsten einer Neugestaltung der Beziehung zu Polen zu bilden. Die mit heftiger Kritik eines Teils der Ge-

sellschaft konfrontierte und allein stehende evangelische Kirche ruderte zurück und relativierte nur ein Jahr später die bahnbrechenden Aussagen der Denkschrift. Auch in Polen wirkte sich das Auftreten der deutschen Bischöfe negativ aus. Unter der Berufung auf die zurückhaltende deutsche Antwort konnten die polnischen Kommunisten die katholische Kirchenleitung als nationale Verräter diffamieren, die dem gestrigen Verfolger die Vergebung anboten, ja ihn sogar um Vergebung baten, ohne im Gegenzug irgendetwas für Polen erreicht zu haben. Wie die deutschen Protestanten, machten daher auch die polnischen Katholiken einen Rückzieher und behaupteten im Jahre 1966, ihr Vergebungangebot gelte nur den Bußfertigen, und ihre Bitte um Vergebung sei kaum notwendig gewesen, weil das polnische Volk dem deutschen nichts Böses angetan habe. So erwiesen sich die *Ostdenkschrift* und der katholische Briefwechsel – langfristig zweifelsohne die Schlüsseldokumente des Versöhnungsprozesses – kurzfristig als eine



Foto: Ekpaah / Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0

Links: Julius Kardinal Döpfner erinnerte 1960 an das Ausmaß des Leidens der Polen und rief zur deutsch-polnischen Versöhnung auf: „Wollen wir nicht über das Grab der heiligen Hedwig hinweg uns die Hände reichen, um ein festes Band des Friedens neu zu knüpfen?“ Rechts: Der Kniefall von Willy Brandt war eine der stärksten Versöhnungsgesten. Diese Gedenktafel erinnert auf dem Willy-Brandt-Platz in Warschau an das Ereignis.



Foto: Szczebrzeszynski / Wikimedia Commons, Public Domain

ellschaft konfrontierte und allein stehende evangelische Kirche ruderte zurück und relativierte nur ein Jahr später die bahnbrechenden Aussagen der Denkschrift.

Auch in Polen wirkte sich das Auftreten der deutschen Bischöfe negativ aus. Unter der Berufung auf die zurückhaltende deutsche Antwort konnten die polnischen Kommunisten die katholische Kirchenleitung als nationale Verräter diffamieren, die dem gestrigen Verfolger die Vergebung anboten, ja ihn sogar um Vergebung baten, ohne im Gegenzug irgendetwas für Polen erreicht zu haben. Wie die deutschen Protestanten, machten daher auch die polnischen Katholiken einen Rückzieher und behaupteten im Jahre 1966, ihr Vergebungangebot gelte nur den Bußfertigen, und ihre Bitte um Vergebung sei kaum notwendig gewesen, weil das polnische Volk dem deutschen nichts Böses angetan habe.

So erwiesen sich die *Ostdenkschrift* und der katholische Briefwechsel – langfristig zweifelsohne die Schlüsseldokumente des Versöhnungsprozesses – kurzfristig als eine



Foto: Stiftung Kreisau für Europäische Verständigung

Oben: Władysław Bartoszewski bei einem Treffen mit Bundeskanzlerin Angela Merkel (re.) und Premierministerin Ewa Kopacz (li.) in Kreisau im Jahr 2014.

Rechts: Bundeskanzler Helmut Kohl (re.) besuchte 1989 die Versöhnungsmesse in Kreisau. Dabei entstand dieses Bild mit Premierminister Tadeusz Mazowiecki.



Foto: Stiftung Kreisau für Europäische Verständigung

Das Kapital der Versöhnung schützen

Auf dem Weg zueinander ist es seit 1989 gelungen, große Erfolge zu erzielen, aus der Sicht vieler Zeitzeugen wird die eingangs zitierte Rede von der „Welt der Wunder“ als keine Übertreibung erscheinen. Die gestrigen Todfeinde sind heute enge Partner in der NATO und der EU. Deutschland ist der wichtigste Handelspartner Polens und Polen der fünftwichtigste Handelspartner Deutschlands. Die gesellschaftlichen Bande sind fest und vielfältig. Die Zusammenarbeit im Bereich der Wissenschaft, Kultur oder – heute besonders wichtig – der Si-

cherheit, ist intensiv. Die Entwicklung seit 1989 zeigt uns aber gleichzeitig, dass Versöhnungsprozesse lang und mühsam sind und eines ständigen Engagements bedürfen. „Das Kapital der Versöhnung und der Verbundenheit muss geschützt, gestärkt und vermehrt werden“ – diesem Appell der Arbeitsgruppe der Polnischen Bischofskonferenz für Kontakte mit der Deutschen Bischofskonferenz aus dem Jahre 2017 kann nur beigepflichtet werden.

Diejenigen, die glaubten, nach 1989 das Versöhnungswerk nicht mehr fortsetzen zu müssen und anderen Aufgaben nachgehen zu können, erlebten in den letzten Jahrzehnten mehr als eine bittere Enttäuschung. Wiederholt überschatteten Streitereien und Vertrauenskrisen die gute Entwicklung der gegenseitigen Beziehungen, die oft einen gemeinsamen Nenner hatten: die nicht aufgearbeitete Geschichte.

Friedenszeichen an der Schwelle einer neuen Epoche

Die Normalisierung der politischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Polen stellte einen Durchbruch dar, der eine Intensivierung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit und des Kulturaustausches sowie Aufnahme von zahlreichen Städtepartnerschaften ermöglichte. Zwischen der DDR und Polen wurden in den 1970er Jahren endlich visafreie Grenzübertritte erlaubt, was zu massiven gesellschaftlichen Kontakten führte.

Diejenigen, die glaubten, nach 1989 das Versöhnungswerk nicht mehr fortsetzen zu müssen und anderen Aufgaben nachgehen zu können, erlebten in den letzten Jahrzehnten mehr als eine bittere Enttäuschung. Wiederholt überschatteten Streitereien und Vertrauenskrisen die gute Entwicklung der gegenseitigen Beziehungen, die oft einen gemeinsamen Nenner hatten: die nicht aufgearbeitete Geschichte.

Die Kirchen setzten ihre Versöhnungsinitiativen fort. Federführend waren dabei neben den Kirchenleitungen kirchliche Organisationen wie Pax Christi, Aktion Sühnezeichen und das neu erschaffene Maximilian-Kolbe-Werk. Große Bedeutung hatte für die polnische Seite die materielle Unterstützung seitens der deutschen Gesellschaft, die insbesondere in den Jahren der Wirtschaftskrise in Polen einen Massencharakter annahm.

Ob es um das Gedenken an die deutschen Opfer der Vertreibung, die Wiedergutmachung für die polnischen Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen, die Rechte der deutschen Minderheit in Polen und der polnischen Bevölkerungsgruppe in Deutschland, oder das Verhältnis zu Amerika oder zu Russland ging – bei allen diesen Themen spielte die Geschichte eine direkte oder zumindest eine indirekte, aber wichtige Rolle.

Als im November 1989 die Berliner Mauer fiel, hielt sich der Bundeskanzler Helmut Kohl gerade in Polen auf, wo er dem ersten nichtkommunistischen Premierminister Tadeusz Mazowiecki seine Unterstützung auf dem Weg in die Demokratie bekunden wollte. Direkt nach dem Mauerfall flog Kohl nach Berlin, kehrte dann aber nach Polen zurück, um an einem Versöhnungsgottesdienst im niederschlesischen Kreisau teilzunehmen. Die beiden Regierungschefs gaben sich dabei das Friedenszeichen und umarmten sich. Dieses Bild ging in die Geschichte ein. Viele meinten, diese Geste an der Schwelle zur Wiedererlangung der Souveränität durch Polen und Wiedervereinigung Deutschlands sei eine symbolische Vollendung des Versöhnungsprozesses. Dies war jedoch eine irrtümliche Annahme.

Deshalb bleibt eine endgültige Aufarbeitung der historischen Streitthemen nach wie vor eine dringende und zentrale Aufgabe der deutsch-polnischen Beziehungen. Angesichts der gigantischen Herausforderungen der Zukunft, die unsere volle Aufmerksamkeit und starken Zusammenhalt erfordern werden, müssen wir die historischen Baustellen beseitigen. Wenn das gelingt, wird man das deutsch-polnische Wunder mit voller Verantwortung für vollzogen erklären können. ■

Die kirchlichen Versöhnungsinitiativen ebneten den Weg zur neuen Ostpolitik der Bundesregierung, zum historischen Besuch des Bundeskanzlers Willy Brandt und seinem Kniefall in Warschau im Jahr 1970 sowie zum Unterzeichnen des deutsch-polnischen Vertrags.

Der Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe von 1965

Ein Meilenstein der deutsch-polnischen Nachbarschaft von Bertram Meier

Sehr geehrte Frau Prof. Schwan, sehr geehrter Herr Dr. Żurek, sehr geehrte Damen und Herren, wir begehen in diesem Jahr den 60. Jahrestag eines Briefwechsels, der Geschichte gemacht hat. Herr Dr. Żurek hat schon Wesentliches dazu erläutert. Einleitend werde ich die historischen Hintergründe in Erinnerung rufen und dann vor allem die Bedeutung der Briefe für uns heute in den Blick nehmen.

Wie kam es zu diesem Briefwechsel?

Mitten im Kalten Krieg, aber geprägt von persönlichen Begegnungen beim Zweiten Vatikanischen Konzil, sprachen die polnischen Bischöfe drei Wochen vor dessen feierlichem Abschluss am 18. November 1965 eine schriftliche Einladung zur Tausend-Jahr-Feier der Christianisierung Polens an die Bischöfe in beiden deutschen Staaten aus. Ähnliche Schreiben gingen auch an andere Bischofskonferenzen, denen man sich durch geschichtliche Ereignisse verbunden fühlte. Ebenso wurde Papst Paul VI. zum Jubiläum eingeladen. In der brüderlichen Atmosphäre des ökumenischen Konzils war wohl

Diese mutige Geste, zu einem Zeitpunkt, als die Menschen diesseits und jenseits der Oder-Neiße-Grenze bzw. der Mauer zwischen beiden deutschen Staaten kaum zu einem vergleichbaren Zeichen bereit waren, stellt eine zentrale Wegmarke dar im Versöhnungsprozess zwischen Deutschen und Polen!

die Gewissheit gereift, dass man ein solches Fest nicht nur in nationaler Selbstgenügsamkeit begehen könne.

Doch der Brief an die Bischöfe in beiden deutschen Staaten stellt in mehrfacher Hinsicht einen bemerkenswerten Vorgang dar:

- Er wurde in der Sprache des Adressaten, also auf Deutsch, verfasst.
- Er wurde in Rom geschrieben und abgeschickt, also der Kontrolle des kommunistischen Staatsapparates entzogen, aber damit zugleich auch der polnischen Öffentlichkeit!
- Vor allem aber war dieser Brief deutlich umfangreicher als die anderen Einladungsschreiben: Er beginnt mit einem historischen Abriss über die gemeinsame christliche Geschichte in Polen und Deutschland. Neben Herrscherpersönlichkeiten und herausragenden Künstlern, die wie z. B. Veit Stoß in beiden Ländern tätig waren, werden zahlreiche völkerverbindende Heilige namentlich genannt. Unter ihnen nimmt die heilige Hedwig von Andechs, die durch Heirat Herzogin von Schlesien wurde, eine besonders wichtige Stellung ein, ja es heißt sogar: „Niemand macht unserer großen Landesheiligen den Vorwurf, dass sie deutschen Geblütes war; im Gegenteil, man sieht sie allgemein (...) als den besten Ausdruck eines christlichen Brückenbaues zwischen Polen und Deutschland an, wobei wir uns freuen, auch auf deutscher Seite recht oft dieselbe Meinung zu hören.“ Darüber hinaus wird die Krakauer Jagiellonenuniversität als Hochschule von europäischer Strahlkraft beschworen, nicht ohne dann die „furchtbare Nacht“ der Teilung Polens bis hin zu Vernichtung von sechs Millionen polnischer Staatsbürger während der „deutschen Okkupationszeit“ freimütig zu benennen und um Verständnis für das an-



Foto: Bernd Müller / pba

Dr. Bertram Meier, Bischof von Augsburg

haltende Misstrauen in der eigenen Bevölkerung zu werben. Nach dem Hinweis, dass die Millenniumsfeier der Christianisierung mit einer neunjährigen Vorbereitung auch der religiösen Erneuerung diene und in einer Marienweihe ihren Abschluss fand, werden die deutschen Bischöfe darum gebeten, „mitzufeiern“ und „den evangelischen Brüdern“ Gruß und Dank zu übermitteln.

- Der Brief gipfelt schließlich in der Aussage: „In diesem allerchristlichsten und zugleich sehr menschlichen Geist strecken wir unsere Hände zu Ihnen hin in den Bänken des zu Ende gehenden Konzils, gewähren Vergebung und bitten um Vergebung.“

Diese mutige Geste der Versöhnung, zu einem Zeitpunkt, als die Menschen diesseits und jenseits der Oder-Neiße-Grenze bzw. der Mauer zwischen beiden deutschen Staaten kaum zu einem vergleichbaren Zeichen bereit waren, sowie die entsprechende Antwort der deutschen Bischöfe vom 5. Dezember 1965 stellen eine zentrale Wegmarke dar in dem immer noch andauernden

Die Zeit Bolesław Kominek als Breslauer Bischof war von der Auseinandersetzung mit dem kommunistischen Regime geprägt. Er musste seine Worte gut abwägen, um weder sich noch andere in Gefahr zu bringen. Diese diplomatische Fähigkeit lässt sich auch in dem Brief an die deutschen Bischöfe erkennen.

Aussöhnungsprozess zwischen Deutschen und Polen!

Im Mai diesen Jahres durfte ich in Köln zusammen mit polnischen Mitbrüdern den Originalbrief der Nachbarn in Augenschein nehmen. Dabei wurden unter uns viele Erinnerungen an manche der damaligen Unterzeichner wach – vom seligen Kardinal Stefan Wyszyński bis zum jungen Krakauer Erzbischof Karol Wojtyła, dem späteren Papst Johannes Paul II.

Bolesław Kominek: Initiator und zentraler Autor

Einer der Initiatoren und wohl auch der zentrale Autor des Briefes war Bolesław Kominek, der spätere Erzbischof von Breslau. Bereits seine Lebensgeschichte bietet wichtige Hinweise auf Motivation und Kontext des Briefes vom 18. November:

1. Geboren am 23. Dezember 1903 in Oberschlesien nahe der tschechischen Grenze wuchs Kominek zweisprachig auf. Seine Heimat zeichnete sich durch das kulturelle Miteinander von deutsch- und polnischsprachigen Mitbürgern aus, einem in langen Phasen der Geschichte fruchtbaren Austausch von Einflüssen und Ideen. Zweifellos lassen sich in Komineks Prägung Übereinstimmungen mit zeitgenössischen Persönlichkeiten anderer Nationalität feststellen, die sich nach den beiden Weltkriegen ebenso für Frieden und Versöhnung einsetzten: Auch Charles de Gaulle, Alcide de Gasperi und Robert Schuman waren in mehr als einer Kultur zuhause.

Obwohl bereits im August 1945 vom polnischen Primas August Kar-

dinal Hlond zum Apostolischen Administrator von Oppeln und 1951 von Papst Pius XII. zum de facto-Weihbischof von Breslau ernannt, durfte Kominek die drei Jahre später heimlich erfolgte Bischofsweihe bis 1956 nicht öffentlich machen. Als Weihbischof nahm er danach zwar seinen Wohnsitz in Breslau, das Erzbistum jedoch wurde vom Heiligen Stuhl noch lange offiziell als deutsches geführt. Erst nachdem er 1962 von Johannes XXIII. zum Titularerzbischof von Euchaitae ernannt worden war, konnte Kominek am Zweiten Vatikanischen Konzil teilnehmen.

2. Die politische Situation im kommunistischen Nachkriegspolen, vor allem in den ehemals deutschen Gebieten, war äußerst schwierig: Nach dem Zweiten Weltkrieg lag der größte Teil des ursprünglichen Territoriums des Erzbistums Breslau in der Volksrepublik Polen. Nur ein kleiner Teil westlich der Oder-Neiße-Grenze gehörte zum Staatsgebiet der DDR und wurde 1994 zum selbständigen Bistum Görlitz erhoben. Einige angestammte Gebiete wurden nach 1945 dem Erzbistum Olmütz in der CSSR zugeschlagen.

Nach dem Tod Kardinal Bertrams im Juli 1945 durfte kein neuer Breslauer Erzbischof gewählt werden. Auch die Amtsausübung der vier von Kardinal Hlond eingesetzten Administratoren für die ehemals ostdeutschen Kirchenprovinzen wurde behindert, wo immer es ging. Erst 1972 kam es zu einer Neuordnung der Diözesen durch den Heiligen Stuhl: Kominek wurde von Paul VI. zum Erzbischof von Breslau ernannt und ein Jahr später zum Kardinal erhoben. Doch er starb bereits am 10. März 1974. – Seine Zeit an der Spitze des Erzbistums Breslau war also gänzlich von der Auseinandersetzung mit dem kommunistischen Regime geprägt. Er musste seine Worte gut abwägen, um weder sich noch andere in Gefahr

zu bringen. Diese diplomatische Fähigkeit lässt sich auch in dem Brief an die deutschen Bischöfe erkennen.

3. Nicht zuletzt machte Erzbischof Kominek auch während seiner priesterlichen Seelsorgetätigkeit äußerst belastende Erfahrungen: Beschenkt mit einer tiefen, von regionalen Traditionen geprägten Frömmigkeit, bekam er früh Gelegenheit, über den Kirchturm hinaus zu blicken. Zu Beginn seines beruflichen Einsatzes wechselten Stationen als einfacher Seelsorger und Phasen akademischer Ausbildung einander ab. Als junger Priester lebte er für kurze Zeit in Paris und lernte die Nöte der polnischen Exilanten und Arbeitsmigranten kennen. Während des Zweiten Weltkrieges betreute er in Schlesien auch Kriegsgefangene und Häftlinge in Konzentrationslagern. Um angesichts solch grausamer Erlebnisse nicht zu verzweifeln, bedurfte es eines starken Glaubens an das Gute im Menschen. Als Seelsorger war Kominek zutiefst überzeugt, dass die Spirale von Hass und Rache nur durch die Bereitschaft zu verzeihen durchbrochen werden konnte.

Reaktionen in Ost- und Westdeutschland

Der Brief aus Polen war an alle deutschen Bischöfe in Ost und West gerichtet und traf Mitte der 60er Jahre



Maßgeblich beteiligt an der Abfassung des polnischen Briefes an die deutschen Bischöfe war der Breslauer Bischof Bolesław Kardinal Kominek. Dieses Denkmal in Breslau erinnert an ihn.

auf eine sehr ungleiche ideologische und wirtschaftliche Realität.

In der DDR hatte man den Terminus „Vertreibung“ tabuisiert; statt von Heimatvertriebenen sprach man von „Umsiedlern“. Zwang und Gewalt wurden folglich unter dem Deckmantel vorgegeblicher Freiwilligkeit verborgen. Nach sozialistischer Sprachregelung war 1965 diese Bevölkerungsgruppe längst zu Neubürgern geworden. Daher wurde jede Form von Reparationsforderungen an die „Bruderstaaten“ rigoros unterbunden. Die ostdeutschen Bischöfe, namentlich ist besonders der Görlitzer Weihbischof Gerhard Schaffran zu erwähnen, hatten also eine ungleich schwierigere Ausgangsposition als die Bischöfe in Westdeutschland.

Hierzulande spielten die Vertriebenenverbände bereits seit knapp zwei Jahrzehnten eine wichtige innenpolitische Rolle. Deren Widerstand hatte bereits die im Oktober 1965 veröffentlichte sogenannte „Ostdenkschrift“ des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland herausgefordert, in der nahegelegt wurde, den Rechtsanspruch auf die Gebiete jenseits der Oder-Neiße-Grenze aufzugeben und damit einen zentralen Schritt hin zu einer europäischen Friedensordnung zu tun. Die Reaktionen auf diesen Vorschlag waren auch in der Bevölkerung überwiegend ablehnend. Daher gingen die westdeutschen Bischöfe davon aus, dass alle Versöhnungsschritte, die eine Anerkennung der Realität bedeuteten, von einem maßgeblichen Teil der Gesellschaft nicht akzeptiert würden. Die gemeinsame Antwort der deutschen Bischöfe fiel dementsprechend vorsichtig aus und musste die Katholiken, ja die gesamte Bevölkerung Polens zwangsläufig enttäuschen.

Tatsächlich löste die mutige Brief-Initiative auch im polnischen

Nachbarland vorerst nur Repressalien aus: Was als Einladung zu einer supranationalen religiösen Jubiläumsfeier gedacht war, wurde von der kommunistischen Regierung als unrechtmäßige kirchliche Einmischung

Katholiken und dreizehn katholischen Verbänden gegründet wurde, mit dem Ziel, „zur Verständigung und Versöhnung zwischen dem polnischen und deutschen Volk, aber auch mit anderen Ländern Mittel- und Osteuro-

pas, beizutragen“. 2007 entstand daraus die Maximilian-Kolbe-Stiftung als gemeinsames Projekt der deutschen und polnischen Bischofskonferenzen, als deren Vorsitzender im Stiftungsrat ich mit meinem polnischen Mitbruder die segensreiche Arbeit begleiten darf.

Derartige Initiativen versorgten in den Jahrzehnten bis zum Fall des Eisernen Vorhangs nicht nur die Christen mit

Informationen und materiellen Gütern, sondern knüpften zuverlässige Beziehungen. Nebenbei bemerkt war es in den 1970er Jahren für Christen aus beiden deutschen Staaten leichter, sich in Polen zu treffen als in einem ihrer jeweiligen Herkunftsländer.

Langfristigerwachsen aus solchem, in der Hauptsache ehrenamtlichen Engagement etablierte Begegnungstraditionen wie z. B. jährliche Gedenkgottesdienste auf dem KZ-Gelände Dachau zu Ehren der dort inhaftierten 40.000 Polen, davon 1.800 Priester als der größten



Auf dem Podium sprachen Prof. Dr. Gesine Schwan und der Augsburger Bischof Dr. Bertram Meier (Mi.) über die Bedeutung des deutsch-polnischen Briefwechsels für die Gegenwart und Zukunft der beiden Länder wie auch Europas. Dr. Robert Żurek moderierte das Gespräch.

in die Außenpolitik interpretiert und führte zu massiven Beschränkungen. Gäste aus dem Ausland wurden nicht zugelassen und allen geladenen Bischofskonferenzen blieb nichts anderes übrig, als zu solidarischem Gebet für die Katholiken Polens aufzurufen. Die polnischen Bischöfe mussten sich für ihren unabgesprochenen Schritt zur Versöhnung selbst vor den Gläubigen rechtfertigen.

Mittelfristig bereitete dieser Briefwechsel jedoch den Weg zu den Ostverträgen des deutschen Bundeskanzlers Willy Brandt sowie zu einer offeneren Diskussion über die Faktizität der Grenzen und die Notwendigkeit eines Versöhnungsprozesses auch mit den Staaten jenseits des Eisernen Vorhangs. Außerdem gab diese Entwicklung sowohl in der Bundesrepublik wie in der DDR Vereinen und Stiftungen, die sich zum Ziel gesetzt hatten, Versöhnung und Begegnung zu fördern, großen Auftrieb. Exemplarisch genannt seien Pax Christi (gegr. 1944 in Frankreich als „Gebetskreuzzug für die Bekehrung Deutschlands“), Aktion Sühnezeichen e. V. (gegr. 1958) sowie das Maximilian-Kolbe-Werk, das 1973 vom Zentralkomitee der deutschen

Die mutige Brief-Initiative löst auch in Ostdeutschland vorerst nur Repressalien aus: Was als Einladung zu einer supranationalen religiösen Jubiläumsfeier gedacht war, wurde von der kommunistischen Regierung als unrechtmäßige kirchliche Einmischung in die Außenpolitik interpretiert.



Links: Die Veranstalter und Referierenden des Abends (v. l. n. r.): Frederic-Joachim Kaminski vom Akademischen Forum Augsburg, Dr. habil. Robert Żurek, Akademie-Studienleiterin Dr. Katharina Löffler, der Augsburger Bischof Dr. Bertram Meier, Prof. Dr. Gesine Schwan und Akademiendirektor Dr. Achim Budde. Rechts: Musikalisch gestaltet wurde die Veranstaltung von Reinhard Kammler, Domkapellmeister a. D., am Klavier und der Sopranistin Stefanie Mayer.

nationalen Häftlingsgruppe. Nicht zuletzt kommen auf dem ehemaligen Gut des Widerstandskämpfers Helmuth James von Moltke (1907–1945) in Kreisau mehrheitlich junge Menschen aus ganz Europa zusammen. Als internationale Jugendbegegnungsstätte – Herr Dr. Żurek hat es bereits erwähnt – ist der gemeinsam genutzte Tagungsort des „Kreisauer Kreises“ eine der wichtigsten Errungenschaften deutsch-polnischer Freundschaft. Vieles davon nahm seinen Anfang bei Menschen, die sich ab 1965 vom Mut ihrer Hirten anstecken ließen und ihrerseits das Versöhnungswerk fortsetzten.

Auch wir deutschen Bischöfe haben das Thema seither immer wieder aufgegriffen und mit unterschiedlichen Akzenten zu den größeren Jahrestagen an den Briefwechsel erinnert. Die Schwerpunkte,

Die Polnische Bischofskonferenz ist die einzige, mit der die Deutsche Bischofskonferenz eine ständige Kontaktgruppe unterhält. Einmal im Jahr treffen sich delegierte Bischöfe aus beiden Gremien zu einem fruchtbaren Austausch.

die dabei im jeweiligen Kontext gesetzt wurden, wären ein eigenes Referatsthema: 1985 sah das Erinnern ganz anders aus als 1995 und wieder anders kurz nach dem EU-Beitritt Polens im Jahr 2005.

Schließlich ist die Polnische Bischofskonferenz die einzige, mit der die Deutsche Bischofskonferenz eine ständige Kontaktgruppe unterhält. Einmal im Jahr treffen sich delegierte Bischöfe aus beiden Gremien zu einem fruchtbaren Austausch. Als einer, der diese wertvollen Begegnungen bereits mehrere Male miterleben durfte, kann ich nur wünschen, dass der Kontakt sich zu persönlichen Freundschaften vertieft und damit zu einer tragfähigen Brücke wird zwischen uns Bischöfen und den Katholiken in unseren Ländern.

Gestatten Sie mir, dass ich an dieser Stelle einen Veranstaltungshinweis auf ein Projekt gebe, das mir sehr am Herzen liegt: Im nächsten Herbst, rund um den Festtag der heiligen Hedwig von Schlesien, wird in der Katholischen Akademie in Berlin ein Hedwigsymposium stattfinden. Vom 15. bis 17. Oktober 2026 treffen sich deutsche und polnische Bischöfe, Priester, Zisterzienserinnen aus Bayern und Sachsen, zahlreiche Historikerinnen und Historiker sowie in der aktiven Caritas Tätige, um im Blick auf unsere gemeinsame Heilige der Nächstenliebe zu erkunden, welche Botschaft ihr vorbildliches Leben für uns Menschen des

21. Jahrhunderts birgt. Dazu möchte ich Sie alle schon heute herzlich einladen. Die Tagungssprache ist übrigens Deutsch: Das macht mich immer demütig angesichts der Tatsache, dass polnische Muttersprachler eher Deutsch lernen als umgekehrt. Letztes Jahr zum 850. Geburtstag der Heiligen kam übrigens auch ein Kinderbuch mit dem Titel *Hedwigs Spuren im Schnee* bei Butzon&Bercker heraus. Die Autorin wird ebenfalls einen Tagungsbeitrag leisten.

Gegenwart und Zukunft

Zum Abschluss möchte ich einen Blick auf die Gegenwart und Zukunft werfen: Worin besteht der bleibende Auftrag des historischen Briefwechsels von 1965?

Zunächst: Es braucht in jedem Friedensprozess einen, der die Hand ausstreckt und „Vergebung gewährt und um Vergebung bittet“. Dieser Schritt setzt Mut und Vertrauen in das menschliche Gegenüber und in Gott voraus. Gleichzeitig haben wir aus ähnlichen ethnischen und kulturellen Konflikten etwa im früheren Jugoslawien gelernt, dass Versöhnung und Heilung sehr viel Zeit und Ausdauer nötig haben. Zerstörtes Vertrauen wächst oft erst wieder in Generationen. Traumatische Erinnerungen müssen verarbeitet und Trennendes angesprochen werden. Dabei ist immer auch mit Rückschlägen zu rechnen. In den deutsch-pol-

Der Prozess der Versöhnung zwischen Polen und Deutschen ist noch nicht abgeschlossen. Doch dies ist kein Grund zur Resignation: Wir sind aufgefordert, immer neu aufeinander zuzugehen, um voneinander zu lernen.

nischen Beziehungen waren wir beim EU-Beitritt Polens 2004 geradezu euphorisch und dachten, es ginge immer nur vorwärts in eine gemeinsame Zukunft. Dann mussten wir erkennen, dass die notwendigen Transformationsprozesse in unseren beiden Staaten noch lange nicht beendet waren. Nicht zuletzt haben wir im Westen wohl auch unterschätzt, was dies für Gesellschaften bedeutet, die gerade erst ihre Souveränität vom sowjetischen Hegemon zurückgewonnen haben.

Zugleich stehen wir zum 60. Jahrestag des Briefwechsels vor ganz neuen Herausforderungen:


- Der vom russischen Präsidenten Putin ausgelöste Krieg in der Ukraine, in unmittelbarer Nachbarschaft Polens, führte uns enger zusammen, weil wir uns nur gemeinsam verteidigen können. Aber die teilweise ambivalente Haltung Deutschlands zu Russland, die anfangs recht zögerliche Unterstützung der Ukraine offenbarten Unterschiede in der Einschätzung der Lage und weckten Misstrauen in Polen. Zu groß ist dessen Angst, wieder einmal zwischen den Interessen der beiden Nachbarn aufgegriffen zu werden!
- Dabei greift der neuerstarke Nationalismus fast überall in Europa auf alte Vorurteile zurück. In Polen und in Deutschland mobilisieren Populisten weite Kreise der Bevölkerung, sich gegen den Fortbestand der Europäischen Union zu stellen.
- Nicht zuletzt herrscht in der katholischen Kirche eine gewisse Sprachlosigkeit angesichts der rasanten Säkularisierung in Europa. Wir sind aufgefordert, gegenzu-

steuern, das Gespräch zu suchen, die Begegnung zu fördern. Das Hedwigsymposium in Berlin, an dem durch das Engagement der Stiftung *Verbundenheit* auch junge Studierende der Universität Opole teilnehmen können, will dazu einen Beitrag leisten.

Der Prozess der Versöhnung zwischen Polen und Deutschen ist noch nicht abgeschlossen. Doch dies ist kein Grund zur Resignation: Wir sind aufgefordert, immer neu aufeinander zuzugehen, um voneinander zu lernen. Daher bin ich dankbar für die Orte in Polen und Deutschland, an denen die Geschichte und Gegenwart unserer nachbarschaftlichen Bezie-

hungen wachgehalten und erforscht wird; für Menschen wie Sie, denen es ein Herzensanliegen ist, dass Offenheit und Interesse unsere Begegnungen prägen – hier und jenseits der Staatsgrenze.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit! ■

 Das Podiumsgespräch der Veranstaltung mit dem Impuls von Prof. Dr. Gesine Schwan haben wir für Sie als Video dokumentiert. [Dieser Link](#) führt Sie direkt zum Video in unserem YouTube-Videokanal. Sie finden das Video auch in der [Mediathek](#) unserer Website.

Verständigung als gesellschaftliche Aufgabe

Impuls von Prof. Dr. Gesine Schwan

In ihrem Statement betonte Prof. Dr. Gesine Schwan, Politikwissenschaftlerin und ehemalige Koordinatorin der Bundesregierung für die deutsch-polnische Zusammenarbeit, dass die Zukunft Europas nicht allein auf politischer Ebene entschieden werde. Für sie liegt ein wichtiger Schlüssel im „Unterfutter“: in den Gesellschaften mit ihren Einstellungen, Erfahrungen, Dynamiken und Emotionen. Demokratische Prozesse in den europäischen Staaten seien national geprägt und könnten Einigung sogar erschweren, wenn der Wille zur Zusammenarbeit in den Gesellschaften fehle, so Schwan. Umso wichtiger seien vopolitische Initiativen, die Verständigung voranbringen.

Gerade die deutsch-polnische Verständigung bleibt nach ihrer Einschätzung von zentraler Bedeutung,

weil historische Verletzungen fortwirken und über Generationen weitergegeben werden. Deshalb seien Begegnung, Austausch und die Be-

reitschaft, die Perspektive des anderen zu sehen, unverzichtbar. Die unterschiedlichen Erfahrungen in West- und Mitteleuropa müssten immer wieder neu zusammengeführt werden – gerade angesichts aktueller Krisen wie des Ukraine-Kriegs. Als grundlegende Haltung nannte sie – in Anlehnung an Kant

– drei Prinzipien: selbst denken, konsequent bleiben und sich in die Lage des anderen versetzen. Gerade Letzteres sei wichtig, um den Zusammenhalt in Europa zu fördern. Zugleich wies Schwan darauf hin, dass sich Gesellschaften ständig verändern – und dass Verständigung immer wieder neu gelernt werden muss. ■



Preis für Junge Theologie

Dr. Alexandra Kaiser-Duliba erhält Preis in Eichstätt

Seit 2008 verleiht die Katholische Akademie in Bayern den *Preis für Junge Theologie*, eingerichtet zur Würdigung der Verdienste von Kardinal Friedrich Wetter, an herausragende theologische Dissertationen. Am 10. November 2025 wurde der Preis an Dr. Alexandra Kaiser-Duliba in der KU Eichstätt-Ingolstadt in

Eichstätt vergeben. Kaiser-Duliba unternimmt in ihrer Dissertation eine ethische Beurteilung des Einsatzes von Robotik und Künstlicher Intelligenz in der Pflege anhand des Personkonzepts von Paul Ricœur. Den Vortrag der Preisträgerin zu ihrer Arbeit lesen Sie im Folgenden.

Personalisiert – Entpersonalisiert

Ethische Beurteilung des Einsatzes von Robotik und Künstlicher Intelligenz in der Pflege anhand des Personkonzepts von Paul Ricœur
von Alexandra Kaiser-Duliba

Die Pflegedimension zwischen Notstand und technologischer Verheißung

Der Wecker klingelt, die Schicht beginnt. Der Flur der Pflegestation ist lang. Zwischen der schnellen Medikamentenausgabe, der Dokumentationspflicht und dem körperlich belastenden Umlagern von Patientinnen und Patienten bleibt im Pflegealltag häufig kaum Zeit für das Wichtigste: echte menschliche Begegnung und Beziehung. Der Pflegenotstand ist groß, angetrieben durch den demografischen Wandel und fehlendes Personal. In dieser Situation wirken neue Technologien oft wie die letzte Rettung. Smarte Pflegewagen fahren lautlos über die Gänge, Hebe-Robotik oder smarte Hebehilfen sollen den Rücken der Pflegekräfte schonen und wenn die Zeit ohnehin nicht ausreicht, soll in Aufenthaltsräumen oder zur direkten Ansprache von Patientinnen und Patienten (oder auch in Demenz-WGs) u. a. plüschige Robotertiere für Streicheleinheiten oder Emotions- und Unterhaltungsrobotik zum Zeitvertreib für Pflegebedürftige bereitstehen.



Dr. Alexandra Kaiser-Duliba, wissenschaftliche Oberassistentin am Institut für Sozialethik der Universität Luzern

Doch dieser teilweise bereits vorhandene, teilweise geplante Einzug von Robotik und sogenannter Künstlicher Intelligenz (KI) in die Pflege wirft zahlreiche wichtige Fragen auf: Lösen diese Technologien ein organisatorisches Problem oder verändern sie die Pflege im Kern? Ist der Einsatz von Robotik und

sog. KI in der Pflege ein angemessenes Mittel zur Pflege vulnerabler Personen? Wie verändert sich die Arbeit der Pflegenden durch deren Einsatz? Kurzum: Ist der Einsatz von Robotik und sog. KI in der Pflege personengerecht?

Die Hoffnungen dabei sind groß: Maschinen sollen Routineaufgaben übernehmen, damit das Personal wieder Zeit für echte Fürsorge hat. Dabei wird suggeriert, dass der Einsatz von sog. KI und Robotik den einzigen Weg darstellen, dem Pflegenotstand zu begegnen. Gleichzeitig wachsen die Ängste aller Beteiligten. Im Vordergrund steht dabei die Gefahr, dass die Pflege unpersönlich werden könnte oder sie sich auf maschinelle Abläufe reduziert, womit Patientinnen und Patienten in ihrer Verletzlichkeit allein gelassen werden könnten. Dabei geht es nicht darum, Technik pauschal zu verurteilen. Es geht vielmehr darum, eine klare Grenze zu ziehen: Technik ist dort sinnvoll, wo sie Pflegenden entlastet, wie es zum Beispiel beim Transport von Material der Fall ist, ohne die menschliche Begegnung zu ersetzen.

Um diese Entwicklung bewerten zu können, wird ein solides ethisches Fun-

dament benötigt, bei dem zunächst geklärt werden muss, was den Menschen als „Person“ ausmacht. Insbesondere kognitivistische Ansätze, die das Vorhandensein von Bewusstsein ins Zentrum der Überlegungen setzen, wie etwa das des Philosophen Peter Singer, stoßen hier an ihre Grenzen. Singer macht den Wert und das Lebensrecht einer Person vor allem an ihrem Verstand und ihrem aktuell vorhandenen Bewusstsein fest. Fehlen diese Eigenschaften, verliert der Mensch nach dieser Logik seinen besonderen Schutzstatus als Person. In der Pflegepraxis, in der Menschen an Demenz oder an schweren Hirnschäden leiden können, ist eine solche Sichtweise jedoch fatal und aus christlich-ethischer Sicht strikt abzulehnen.

Pflege ist ein zutiefst menschlicher Akt, der die Würde des Gegenübers zu jedem Zeitpunkt achten muss. Ein ethischer Kompass für die Pflege braucht daher ein Menschenbild, das Körper, Emotionen, Verstand und vor allem soziale Beziehungen miteinander verbindet. Genau hier bietet der französische Philosoph Paul Ricœur einen wertvollen Ansatz. Er entwirft in seiner Fundamentalanthropologie das Konzept der „narrativen Identität“. Das bedeutet: Die Identität eines Menschen ist untrennbar mit seiner Lebensgeschichte, seinem Körper und ganz besonders mit der Beziehung zu anderen Menschen verknüpft.

Dieser Beitrag, als ein Überblick über die von der Katholischen Akademie in Bayern mit dem Kardinal-Wetter-Preis 2025 ausgezeichneten Dissertation, geht deshalb der Leitfrage nach: Wird der Einsatz von Robotik und sog. KI den beteiligten Menschen – Pflegenden wie Pflegebedürftigen – wirklich gerecht? Um das zu beurteilen, müssen wir festhalten: Technologie ist dann wertvoll,

wenn die gewonnene Zeit und Kraft neue Räume für echte, gute Pflege öffnet. Wenn aber Algorithmen eingesetzt werden, um Fürsorge nur vorzutäuschen, etwa in einer Scheinbeziehung mit einem Kuschelroboter, steht der



Technik und KI können wichtige Hilfsmittel in der Pflege sein, dürfen den Kontakt zwischen pflegender Person und gepflegter Person nie ersetzen. Der Mensch mit seiner Lebensgeschichte muss im Mittelpunkt bleiben.

Kern unseres Personseins auf dem Spiel. Denn für die Maschine ist der Mensch, der sie streichelt, völlig austauschbar. Es findet keine echte, wechselseitige Interaktion statt, sondern nur die programmierte Reaktion auf einen Reiz.

Das Fundament: Paul Ricœurs Philosophie der Person in der Praxis

Um beurteilen zu können, wann Technik in der Pflege hilft und wann sie schadet, müssen wir zunächst verstehen, was uns Menschen im Kern ausmacht. Der französische Philosoph Paul Ricœur bietet hierfür ein Denkmodell, das wie geschaffen für die Pflege ist und insbesondere auch von unterschiedlichen Ansätzen der Care-Ethik aufgegriffen wird. Er sieht den Menschen nicht als isoliertes, rein verstandesgesteuertes Wesen, sondern betrachtet ihn ganzheitlich mit dem jeweiligen Körper, den Gefühlen und insbesondere der Lebensgeschichte.

Dabei sind zwei Begriffe in Ricœurs Philosophie der Person besonders wichtig, um die menschliche Identität zu beschreiben: *Idem-* und *Ipse-Identität*.

Die *Idem-Identität* (als die Selbigkeit einer Person) meint alles am Menschen, was beobachtbar und über die Zeit hinweg beständig ist, also unsere numerische Identität. Sie umfasst unseren Namen, biologische Merkmale,

unsere Gewohnheiten und unseren grundlegenden Charakter. Im Pflegealltag ist das *Idem* oft das, was in der Patientinnen- und Patientenakte steht: Geburtsdatum, Diagnosen, körperliche Einschränkungen oder tägliche Routinen. Die *Idem-Identität* umfasst das „Was“ einer Person.

Die *Ipse-Identität* (als die Selbstheit einer Person) meint demgegenüber unsere Innerlichkeit und damit auch unsere moralische Haltung. Sie beantwortet nicht die Frage „Was bin ich?“, sondern „Wer bin ich?“. Diese Selbstheit zeigt sich bei Ricœur am deutlichsten im Versprechen. Wenn ein Mensch sagt, dass er sein Wort hält, egal wie sich die Umstände ändern, dann zeigt sich hier eine tiefe persönliche Treue zu sich selbst. Es ist der moralische Kern, der auch dann bestehen bleibt, wenn der Körper schwächer wird.

Nach diesem Verständnis konstituiert sich die Person in Geschichte und Geschichten. Doch wie passen der sich verändernde Körper (*Idem-Identität*) und der innere Kern (*Ipse-Identität*) zusammen? Ricœur verbindet sie durch die sogenannte *narrative Identität*. Unsere Identität ist wie eine erzählte

Es ist wichtig, eine klare Grenze zu ziehen: Technik ist dort sinnvoll, wo sie Pflegenden entlastet, wie es zum Beispiel beim Transport von Material der Fall ist, ohne die menschliche Begegnung zu ersetzen.



Die Preisträgerin Dr. Alexandra Kaiser-Duliba (Mi.) mit Akademiedirektor Dr. Achim Budde, Prof. Dr. Gabriele Gien, Prof. Dr. Katharina Karl und Markus Moder (v. l. n. r.).

Geschichte. Wir sind keine starren Objekte, sondern wir entwickeln uns weiter, indem wir unsere Lebensgeschichte leben und erzählen.

Gerade in der Pflege kommt dies deutlich zum Tragen. (Schwere) Krankheiten, Unfälle, ein Schlaganfall oder eine fortschreitende Demenz wirken wie gewaltige Brüche in dieser Geschichte. Die Betroffenen können oft nicht mehr so leben, wie sie es gewohnt waren. Die Aufgabe der Pflege ist es nicht ausschließlich, den Körper zu waschen oder Medikamente zu geben, also überlebensnotwendige körperliche Sorge zu tragen, sondern den Menschen dabei zu helfen, ihre eigene, durch Krankheit ins Wanken geratene Identität neu zu verstehen und in ihre Lebensgeschichte zu integrieren.

Fürsorge zeigt sich in dieser Fundamentalanthropologie als echte Gegenseitigkeit. Der vielleicht wichtigste Punkt in Ricœurs Denken für den Pflegealltag ist die Rolle des Anderen. Autonomie bedeutet in diesem Verständnis nicht vollkommen unabhängig zu sein, sondern im Gegenteil braucht eine Person das konkrete Gegenüber, um überhaupt ein Selbst sein zu können. Damit nimmt Ricœur in seiner Auseinandersetzung mit der menschlichen Person eine Zwischenstellung zwischen den beiden Philosophen Emmanuel Levinas und Edmund Husserl ein.

Pflegesettings sind häufig geprägt von Machtasymmetrien zwischen Pflegekraft und pflegebedürftiger Person. Fürsorge ist für Ricœur jedoch keine bloße Einbahnstraße von der „mächtigeren“ Pflegekraft zur „schwachen“ pflegebedürftigen Person, sondern sie beruht auf Gegenseitigkeit. Eine pflegebedürftige Person strahlt durch ihr Leiden und die Verletzlichkeit einen stummen oder ausgesprochenen „Appell“ an die Pflegekraft aus. Dieser Appell berührt die pflegende Person und löst Empathie und Zuwendung aus. Durch diese Begegnung verändern sich beide Personen. Die pflegende Person lernt etwas über die eigene Verletzlichkeit und wächst moralisch an dieser Aufgabe. Gewährte Fürsorge führt so zur Selbstachtung. Ricœur fasst das in dem schönen Gedanken zusammen: Man kann sich selbst nur dann wirklich schätzen, wenn man den anderen wie sich selbst schätzt. Beide also, pflegende und pflegebedürftige Person sind somit trotz der situativen Asymmetrie von Grund auf gleichwertig und gleichzeitig gebend und nehmend.

Dieses personentheoretische Fundament ist entscheidend für die weitere Betrachtung. Echte Pflege erfordert ein menschliches Gegenüber, das den „Appell“ des Anderen, der pflegebedürftigen Person, spüren und darauf mit Fürsorge antworten kann. Nur so kann

die Lebensgeschichte des Patienten bzw. der Patientin wertgeschätzt werden.

Wenn wir nun im nächsten Schritt den Einzug von Robotik und sog. KI in den Pflegealltag betrachten, müssen wir genau hinschauen: Schaffen die Maschinen durch Arbeiterleichterung wertvolle Freiräume für diese tiefe und notwendige menschliche Begegnung? Oder versuchen sie fälschlicherweise, das menschliche Gegenüber zu ersetzen und zerstören damit jene Gegenseitigkeit, die uns erst zur Person macht?

Technologische Realitäten: Von der physischen Assistenz zur sozialen Illusion

Wird heute von Technologien in der Pflege gesprochen, dann muss streng zwischen verschiedenen Einsatzbereichen unterschieden werden. Nicht jede Maschine greift in das Personsein von Menschen ein. Im Gegenteil: Bestimmte Technologien können helfen, die menschliche Begegnung überhaupt erst wieder möglich zu machen.

Nützliche Helfer: Körperliche Entlastung und schärfere Diagnosen

Ein großer Teil der pflegerischen Arbeit besteht aus körperlich belastenden (Routine-) Tätigkeiten. Genau hier setzen Service- und Assistenzroboter an. Smarte Reinigungsroboter oder Transportwagen übernehmen selbstständig die Reinigung bzw. Hol- und Bringdienste für Pflegeutensilien, Medikamente oder Wäsche auf den Stationsfluren. Sogenannte Exoskelette,



Prof. Dr. Gariel Gien begrüßte als Präsidentin der KU Eichstätt-Ingolstadt die Gäste.

Roboteranzüge zum Anlegen, können den Rücken sowie die Schultern der Pflegekräfte beim schweren Heben und Umlagern von Patientinnen und Patienten schützen, wenn sie denn eingesetzt werden. Solche Exoskelette etwa werden bereits in der Industrie bei schweren körperlichen Tätigkeiten zur Schonung eingesetzt, finden aktuell jedoch noch kaum bis keinen Einzug in die Pflegepraxis.

Aus der Perspektive von Ricœur's Philosophie ist der Einsatz solcher Assistenzsysteme eindeutig personengerecht. Warum? Weil sie die Pflegenden vor gesundheitsschädlicher Überlastung schützen und so krankheitsbedingte Ausfälle reduzieren. Die durch verkürzte Laufwege und leichtere Arbeitsabläufe gewonnene Zeit kann direkt in die echte, fürsorgliche Kommunikation mit den Pflegebedürftigen investiert werden. Die Technik ist hier ein reines Werkzeug, das den Raum für die menschliche Begegnung offenhält oder sogar vergrößert und damit einhergehend den pflegerischen Akt tatsächlich bei der Pflegekraft belässt.

Ähnlich positiv lässt sich der Einsatz von sog. KI in der Pflege bewerten. Solche Systeme können große Mengen an Daten auswerten und auf Basis der vorliegenden Daten Therapieempfehlungen ausgeben. Doch auch hier bleibt eine Grenze bestehen: Die sog. KI liefert lediglich eine Datenbasis. Die eigentliche Entscheidung über die Therapie muss immer von einem Menschen getroffen werden. Eine Maschine besitzt keine „praktische Weisheit“ (phronēsis)

und kann nicht abwägen, was für genau diese eine, individuelle Person das Beste ist. Nur der Mensch kann dem oder der Anderen in seiner bzw. ihrer unersetzlichen Einzigartigkeit begegnen.

Die Illusion von Begegnung: Soziale und emotionale Roboter

Deutlich kritischer und ethisch hochbrisant wird es, wenn Technik versucht, das soziale Gegenüber zu ersetzen. Sogenannte sozio-emotionale Roboter werden entwickelt, um mit Menschen zu interagieren und psychosoziale Bedürfnisse nach Nähe und Zuwendung zu befriedigen. Sie sollen besonders bei alleinlebenden oder demenziell erkrankten Menschen Einsamkeit reduzieren, indem sie sie unterhalten und beschäftigen.

Bekannte Beispiele aus der Praxis sind der humanoide (mensenähnliche) Roboter „Pepper“ oder die plüschige Roboterrobbe „Paro“. Pepper kann sprechen, Gestik und Mimik seines Gegenübers analysieren und über eine eingebaute Software so tun, als würde er darauf emotional reagieren. Die Robbe Paro bewegt ihre Augen und Flossen und gibt Geräusche von sich, wenn sie gestreichelt oder gerufen wird. In Pflegeheimen zeigen solche Roboter durchaus Effekte: Sie können demente Menschen beruhigen, die Ansprache verbessern oder Erinnerungen wecken.

Trotz dieser scheinbar positiven Effekte verbirgt sich hier eine ethische Falle. Diese Maschinen haben keine echten Gefühle, sondern simulieren lediglich Empathie. Wenn ein Patient

Gerade stark demenziell erkrankte Menschen können oft nicht mehr zwischen einer Maschine und einem echten Lebewesen unterscheiden. Sie bauen eine Bindung zu einem Artefakt als Gegenüber auf, das in Wahrheit nur ein lebloses Stück Metall mit Plastik und Code ist.

oder eine Patientin die Roboterrobbe streichelt und diese daraufhin schnurrt, dann ist das keine Zuneigung, sondern das bloße Abspielen eines programmierten Algorithmus.

Hier bricht das Fundament echter Begegnung in sich zusammen: Für die Maschine ist der Mensch völlig austauschbar. Der Roboter reagiert auf den Druck eines Sensors, nicht auf das einzigartige Individuum. Er spürt den existenziellen Appell des kranken Menschen nicht. Wenn wir jedoch, wie bei Ricœur gesehen, echte Fürsorge als eine wechselseitige Beziehung verstehen, in der beide Seiten sich wahrnehmen und wertschätzen, dann scheitert der soziale Roboter fundamental.

Hinzu kommt das Problem der Täuschung: Gerade stark demenziell erkrankte Menschen können oft nicht mehr zwischen einer Maschine und einem echten Lebewesen unterscheiden. Sie bauen eine Bindung zu einem Artefakt als Gegenüber auf, das in Wahrheit nur ein lebloses Stück Metall mit Plastik und Code ist. Wird der Mensch hier wirklich noch als Person in seiner ganzen Würde ernst genommen, oder wird er lediglich durch mechanische Reize ruhiggestellt?

Ethische Beurteilung: Personalisiertes System oder entpersonalisierte Pflege?

Moderne Technik kann enorme Datenmengen sammeln und ihre Reaktionen bereits ziemlich perfekt auf uns zuschneiden, sodass sie ausgesprochen „personalisiert“ wirkt. Ein digitaler Assistent kennt unsere Vorlieben, eine Roboterrobbe reagiert mit scheinbarer Zuneigung auf unsere Stimme und Berührung. Doch wir müssen festhalten:



Links: Die Laudatio hielt Prof. Dr. Katharina Karl, die Dekanin der Theologischen Fakultät der KU Eichstätt-Ingolstadt. Rechts: Markus Moder, Leiter der Abteilung Schule und Bildung der Diözese Eichstätt, begrüßte seitens des Ordinariats.

Personalisiert bedeutet noch lange nicht personengerecht. Wenn wir Paul Ricœurs Ethik als Maßstab anlegen, wird schnell klar, wo die unsichtbare rote Linie in der Pflege verläuft.

Ricœurs gesamte Philosophie der Fürsorge beruht auf einem zentralen Grundsatz, dem der echten Gegenseitigkeit. Wahre Anerkennung (für die Ricœur das französische Wort *re-*

Nach Ricœur führt genau der Ersatz menschlicher Nähe durch Technik zu einer „Selbstentfremdung“ der pflegenden Person. Das grundlegende ethische Streben nach einem „guten Leben mit Anderen und für sie“ wird unterbrochen.

connaissance verwendet, das im französischen Sprachgebrauch auch die Perspektive der „Dankbarkeit“ kennt) entsteht nur, wenn beide Seiten etwas in die Beziehung einbringen. Wenn ein pflegebedürftiger Mensch leidet oder Nähe braucht, sendet er einen existenziellen „Appell“ aus. Ein menschliches Gegenüber antwortet darauf mit Empathie und Zuwendung in der ricœur-schen Sprache ist diese Beziehung geprägt vom beidseitigen Wohlwollen.

Ein sozialer Roboter hingegen antwortet nicht auf diesen menschlichen Appell. Er führt schlichtweg einen programmierten Algorithmus aus. Er leistet keine echte Fürsorge. Von der

Maschine geht keine wahre „Gabe“ aus, die das Innere, das Selbst des Patienten bzw. der Patientin berühren und stärken könnte. Schlimmer noch: Für den Roboter ist die Person, die ihn gerade streichelt, völlig bedeutungslos und beliebig austauschbar. Mehr noch: Die Berührung, die Begegnung und alles, was dazu gehört, sind der Maschine noch nicht einmal egal. Es findet keine Begegnung zwischen zwei einzigartigen, unersetzbaren Individuen statt. Die vermeintliche Beziehung ist eine technische Einbahnstraße, die ethisch gesehen ins Leere führt.

Die Selbstentfremdung der Pflegenden

Oft wird in der Debatte vergessen, dass der Einsatz von Kuschel- und Unterhaltungsrobotern nicht nur die Patientinnen und Patienten betrifft, sondern auch das Pflegepersonal massiv verändert. Ricœur lehrt uns, dass sich das Selbst als ein Anderer konstituiert, dass wir unsere eigene Identität nur durch die Fürsorge für andere Menschen aufbauen. Wir reifen und wachsen als Personen daran, dass wir mit Anderen in Beziehung stehen, uns um andere bemühen, die unsere Hilfe brauchen.

Was passiert nun, wenn eine Pflegekraft einen Roboter als Antwort auf den Appell um Fürsorge in die Pflegebeziehung schaltet und ans Bett einer unruhigen pflegebedürftigen Person legt, um sie ruhigzustellen, anstatt sich selbst darum zu kümmern und ihre Hand zu halten? In diesem Moment lagert sie den tief menschlichen Akt der Fürsorge an eine Maschine aus. Der Beziehungsakt wird radikal

gestört. Die Pflegekraft beraubt sich selbst der Möglichkeit, auf den Hilferuf der Pflegebedürftigen zu antworten. Nach Ricœur führt genau dieser Ersatz menschlicher Nähe durch Technik zu einer „Selbstentfremdung“ der pflegenden Person. Das grundlegende ethische Streben nach einem „guten Leben mit Anderen und für sie“ wird unterbrochen.

Die ethische Ambivalenz der Täuschung

Besonders kritisch ist dieser Einsatz bei Menschen mit (fortgeschrittener) Demenz oder kognitiven Beeinträchtigungen. Wenn Personen kognitiv nicht mehr in der Lage sind, zwischen einem Lebewesen und einer Maschine zu unterscheiden, können sie eine tiefe emotionale Bindung zu einem Roboter aufbauen. Einerseits kann das kurzfristig Unruhe und Schmerzen lindern. Andererseits stellt sich die drängende Frage nach der Menschenwürde: Ist es ethisch vertretbar, kranke Menschen einer gezielten Illusion auszusetzen, nur weil das echte menschliche Gegenüber im System fehlt?

Das datenbasierte System täuscht Fürsorge vor, die nicht existiert. Es mag eine bequeme Notlösung für einen Pflegektor unter maximalem Druck sein, aber es ist keine würdevolle Pflege. Wenn wir Menschen in ihrer verletzlichsten Lebensphase mit Maschinen abspesen, laufen wir Gefahr, sie zu infantilisieren und instrumentalisieren. Wir nehmen sie als vollwertige Personen nicht mehr ernst. Die Pflege wird dann vielleicht messbar ruhiger und effizienter, aber sie verliert ihre Mensch-



Links: Der Holzsaal der Sommerresidenz bot eine schöne Atmosphäre für die Preisverleihung. Rechts: Musikalisch begleitet wurde die Veranstaltung von vier jungen Musizierenden: Florian Mändl (Klavier), Stefan Bandel (Bass), Lena-Susanne Pauker (Gesang) und Casper Bartholomé (Schlagzeug).

Die ethische Leitlinie muss lauten: Technologie darf den Menschen unterstützen, aber sie darf das menschliche Gegenüber niemals ersetzen. Der Einsatz von Assistenzsystemen, wie smarten Transportwagen oder smarten Hebehilfen und Exoskeletten, ist ethisch durchaus zu begrüßen.

lichkeit und führt schleichend zu einer Entpersonalisierung der Betreuten.

Die harte ethische Erkenntnis lautet: Ein Roboter kann zwar Arbeitsprozesse erleichtern, aber er kann niemals ein moralisches Subjekt sein. Er kann keine Verantwortung übernehmen, kein Mitleid zeigen und keine Dankbarkeit empfinden.

Fazit und Leitplanken für eine personengerechte Pflege 4.0

Der Pflegenotstand ist eine der größten gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit, und der Ruf nach technologischen Lösungen wird unüberhörbar lauter. Auf den ersten Blick scheinen Robotik und sog. KI verlockende Antworten zu bieten, um die Effizienz zu steigern, den Personalmangel zu kompensieren und Ressourcen zu schonen. Doch aus ethischer Perspektive und ganz besonders durch die Linse von Paul Ricœur's Philosophie, zeigt sich deutlich: Wir dürfen die Pflege niemals auf eine rein logistische oder medizinisch-technische Aufgabe reduzieren. Pflege ist im tiefsten Kern Beziehungsarbeit, die von Mitgefühl, Empathie und echter Fürsorge getragen wird.

Technik als Werkzeug, nicht als Ersatz

Die ethische Leitlinie für die Zukunft muss daher lauten: Technologie darf den Menschen unterstützen, aber sie darf das menschliche Gegenüber niemals ersetzen. Der Einsatz von Assistenzsystemen, wie smarten Transportwagen oder smarten Hebehilfen und Exoskeletten, ist ethisch durchaus zu begrüßen. Sie entlasten

die Pflegekräfte bei schwerer körperlicher Arbeit und geben ihnen im Idealfall genau die Zeit zurück, die für die eigentliche, zwischenmenschliche Zuwendung gebraucht wird.

Wenn Technik jedoch dazu benutzt wird, menschliche Nähe durch Roboter (wie Kuschelroboter oder humanoide Gesprächspartner) künstlich zu simulieren, verfehlt sie den Menschen als Person. Es entsteht eine gefährliche Illusion von Fürsorge, bei der die für uns Menschen so essenzielle, echte und wechselseitige Anerkennung vollständig fehlt.

Die Gefahr der Zweiklassen-Pflege

Ricœur's Ethik fordert nicht nur das „gute Leben mit Anderen und für sie“, sondern erweitert dies um einen entscheidenden dritten Punkt: den Rahmen „gerechter Institutionen“. Wenn wir den Einsatz von sog. KI und Robotik auf das gesamte Gesundheitssystem übertragen, warnt uns dieser Gerechtigkeitsgedanke vor einer neuen sozialen Spaltung. Es darf niemals dazu kommen, dass persönliche, von echten Menschen ausgeführte Pflege zu einem Luxusgut wird, das sich nur noch Wohlhabende leisten können, während alle anderen von Maschinen „abgefertigt“ werden. Der Zugang zu würdevoller, menschlicher Zuwendung muss gerecht verteilt bleiben.

Leitplanken für die Praxis

Damit die technologische Weiterentwicklung personengerecht bleibt, brauchen wir klare Leitplanken für die Praxis:

1. Schutz der Verletzlichsten: Je weniger ein pflegebedürftiger Mensch (etwa aufgrund einer fortgeschrittenen Demenz) in der Lage ist, zwischen Mensch und Maschine zu unterscheiden, desto vorsichtiger und restriktiver müssen wir mit Technologien umgehen, die Emotionen und Lebendigkeit nur vortäuschen.

2. Erhalt der menschlichen Entscheidungskraft: Sog. KI kann bei Diagnosen wertvolle Daten liefern und Muster erkennen. Die letzte Entscheidung über eine Therapie muss jedoch immer bei einem Menschen liegen. Nur ein Mensch besitzt „praktische Weisheit“ und kann die individuelle Person in ihrer ganzen Komplexität sehen und ethisch abwägen.

3. Technik für den Menschen entwickeln: Neue Systeme dürfen nicht über die Köpfe der Beteiligten hinweg eingeführt werden. Sie müssen partizipativ, also gemeinsam mit dem Pflegepersonal und den pflegebedürftigen Personen, getestet und entwickelt werden, um echte Alltagsprobleme zu lösen und Vorbehalte abzubauen. Bottom Up: Einführen, was wirklich gebraucht wird und entlastet, anstelle von Top Down, des technisch Machbaren hin zu Use Cases in der Pflege.

Wahre Anerkennung lässt sich nicht programmieren

Ein Algorithmus kann heute beeindruckend viel lernen. Er kann Gesichter erkennen, Stimmen analysieren und scheinbar passend darauf reagieren. Doch eine Maschine kann niemals Verantwortung übernehmen, sie kann nicht aus freiem Willen handeln, und sie kann keine echte Dankbarkeit empfinden. Wir Menschen brauchen jedoch genau diese echte, verletzbare Begegnung, um zu begreifen, wer wir sind.

Der Weg in eine technologisch unterstützte Pflege muss daher auf einem starken ethischen Fundament ruhen. Die abschließende und wichtigste Regel lautet: Bei aller technischen Personalisierung, die uns digitale Systeme heute ermöglichen,

Nur wenn der Mensch mit seiner individuellen Lebensgeschichte und seinem tiefen Bedürfnis nach echter Gemeinschaft konsequent im Mittelpunkt bleibt, wird die Technologie zu dem, was sie sein sollte: ein nützliches Werkzeug im Dienst des menschlichen Lebens.

darf ihr Einsatz niemals zu einer Entpersonalisierung in der Pflege führen. Nur wenn der Mensch mit seiner individuellen Lebensgeschichte und seinem tiefen Bedürfnis nach echter Gemeinschaft konsequent im Mittelpunkt bleibt, wird die Technologie zu dem, was sie sein sollte: ein nützliches Werkzeug im Dienst des menschlichen Lebens. ■

Die Zuschauerinnen und Zuschauer glitten während der ganzen Zeit der Lesung und der Musikstücke auf der großen Leinwand des Vortragssaals durchs All.

Die Veranstaltung, die am 21. April stattfand, hörte sich zunächst recht ungewöhnlich an: Ein Astrophysiker liest aus einem Roman und eine Soloklarinetistin spielt dazu.

Was vielleicht an einen Sketch von Lorient erinnert, erwies sich als wortwörtlich außerirdisch guter Abend: Harald Lesch, Professor für Astrophy-

schiedlichen Nationen, die in einer Raumstation die Erde umrunden. Sechzehnmal an einem Tag sehen sie die Sonne auf- und wieder untergehen. Was passiert, wenn man seine Heimat nur aus weiter Ferne durch ein kleines Fenster sieht? Wie verändern sich Denken und Fühlen? Hierzu einige etwas abgewandelte Zitate aus dem Roman: „Der Mond wird zum Crêpe, der in der Pfanne gewendet wurde. [...] Unter bestimmter Sonneneinstrahlung wird die rechte Seite der Erdkrümmung zu einem schimmernden Krummsäbel.

Der Planet, wie ihn die Besatzung sieht, ist von der schier unglaublichen Kraft des menschlichen Verlangens geformt und geprägt, die alles verändert hat: die Wälder, die Pole, die Wasserspeicher, die Gletscher, die Flüsse, die

Meere, die Berge, die Küstenlinien, die Himmel. [...]

Manchmal ergreift die sechs Astronautinnen und Astronauten das Verlangen oder vielmehr das inbrünstige Bedürfnis, diese riesige und zugleich winzige Erde zu beschützen, dieses wundersame und auf bizarre Weise hübsche Ding.“

Im Zeitraum von 24 Stunden, während die Sonne eben sechzehnmal auf- und untergeht, betrachtet der



Die Soloklarinetistin Alexandra Gruber nahm die Gäste im Saal in musikalische Sphären mit.

Roman die großen und kleinen Fragen der Menschheit, zeigt zweifelnde Momente, bringt aber vor allem die Schönheit des Universums nahe.

Während der ganzen Zeit der Lesung und der Musikstücke glitten die Zuschauerinnen und Zuschauer, fast wie die Astronautinnen und Astronauten des Romans, auf der großen Leinwand des bis auf zwei Leselampen abgedunkelten Vortragssaals durchs All, denn in einer Endlosschleife wurde dorthin ein Video projiziert, das zeigt, wie die ISS rund um die Erde fliegt. Als Alexandra Gruber schließlich das Publikum einlud, bei „What a wonderful world“ und einem weiteren Lied mitzusummen, stellte sich ein Gänsehauteffekt ein, den es so nur bei Live-Veranstaltungen vor Ort gibt. ■

Im Orbit der Literatur

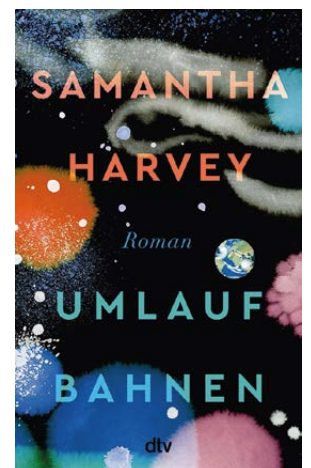
Harald Lesch und Alexandra Gruber präsentieren das Buch *Umlaufbahnen* von Samantha Harvey

sik an der LMU München, bekannt als exzellenter Erklärer und Erzähler sowie an diesem Tag seit einer knappen Woche Ehrenbürger der Stadt München, las Passagen aus dem Roman *Umlaufbahnen* von Samantha Harvey und Alexandra Gruber, exzellente und gefeierte Soloklarinetistin bei den Münchner Philharmonikern, interpretierte dazwischen Musikstücke aus verschiedenen Epochen.

Auch unabhängig von den damals aktuellen Ereignissen der Mondumkreisung hatte Harald Lesch vermutlich nicht zufällig den Roman *Umlaufbahnen* ausgesucht: Es geht um sechs Astronautinnen und Astronauten aus unter-



Links: Erhellte von der einzigen Lichtquelle im Saal las Prof. Dr. Harald Lesch aus dem Roman *Umlaufbahnen* vor. Rechts: Samantha Harvey, *Umlaufbahnen*, dtv, München, 2024, ISBN 978-3-423-28423-3.



Unter dem Titel *Wertorientierte Entwicklungszusammenarbeit und wirtschaftliche Interessen. Widerspruch oder Synergiepotenzial?* diskutierten am 29. April 2026 Vertreterinnen und Vertreter aus Politik, Wirtschaft, Landwirtschaft und Entwicklungszusammenarbeit über die Zukunft internationaler Kooperation in einer sich wandelnden Weltordnung. Auf dem Podium dabei waren Christoph Angerbauer, Mitglied der Hauptgeschäftsführung, IHK für München und Oberbayern; Dr. Wolfgang Stefinger, MdB, Vorsitzender des Ausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung; Karin Kortmann, Parlamentarische Staatssekretärin a. D. und Hubertus Paetow, Präsident der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (DLG). Dr. Maria Flachsbarth, Parlamentarische Staatssekretärin a. D. beim Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, moderierte den Abend. Die Veranstaltung fand im Rahmen der Veranstaltungsreihe *Forum for Future and Transformation* statt, die von der Deutschen Kommission Justitia et Pax in Kooperation mit der Katholischen Akademie in Bayern jährlich angeboten wird.

Schon in seiner Einführung machte der Präsident der Hochschule für Philosophie, Prof. Dr. Johannes Wallacher, deutlich, unter welchem Druck sich die Entwicklungszusammenarbeit derzeit befindet. Angesichts geopoliti-

scher Machtverschiebungen, wachsender globaler Konflikte und sinkender staatlicher Mittel werde zunehmend nach Sinn, Wirkung und strategischer Ausrichtung der Entwicklungspolitik gefragt. Zugleich verwies Wallacher auf die Erfolge der Entwicklungszusammenarbeit, insbesondere die enormen Fortschritte vergangener Jahrzehnte bei Hungerbekämpfung, Gesundheitsversorgung und Bildung. Gerade diese Erfolge seien aber inzwischen gefährdet.

Der CSU-Bundestagsabgeordnete Wolfgang Stefinger betonte, Entwicklungszusammenarbeit sei weit mehr als klassische Außenpolitik. Sie wirke häufig dort, wo diplomatische Kanäle nur eingeschränkt funktionierten, und könne Vertrauen schaffen sowie langfristige Stabilität fördern. Werte und Interessen seien dabei keine Gegensätze, sondern „zwei Seiten derselben Medaille“. Wer Hunger bekämpfen und Armut überwinden wolle, müsse zugleich wirtschaftliche Entwicklung ermöglichen. Nachhaltige Entwicklungszusammenarbeit bedeute deshalb immer auch, Menschen vor Ort Perspektiven auf Arbeit, Einkommen und selbstbestimmtes Leben zu eröffnen.

Auch die Vertreter aus Wirtschaft und Landwirtschaft hoben hervor, dass Entwicklungszusammenarbeit nur dann dauerhaft erfolgreich sein könne, wenn sie sich an den konkreten Bedürfnissen der Partnerländer orientiere. Wirtschaftliche Kooperation dürfe nicht primär von euro-

päischen Interessen her gedacht werden, sondern müsse lokale Strukturen stärken und nachhaltige Wertschöpfung ermöglichen. Dabei wurde mehrfach betont, dass Partnerschaften auf Augenhöhe entscheidend seien, um neue Abhängigkeiten zu vermeiden.

Zugleich zeigte die Diskussion, wie stark sich die Rahmenbedingungen internationaler Zusammenarbeit verändert haben. Die Sicherung von Rohstoffen, Migrationsfragen und geopolitische Konkurrenzsituationen prägen zunehmend auch die entwicklungspolitische Debatte. Mehrfach wurde im Dialog mit dem Publikum der Reformprozess des Bundesministeriums für wirtschaftliche

Wertorientierte Entwicklungszusammenarbeit und wirtschaftliche Interessen

Widerspruch oder Synergiepotenzial?

Zusammenarbeit und Entwicklung thematisiert, das seine Strategie angesichts einer multipolaren Weltordnung und eines knapper werdenden Budgets neu ausrichtet. Im Mittelpunkt der Diskussion stand hierbei die Frage, wie sich christlich motivierte Werteorientierung unter diesen Bedingungen bewahren und weiterhin umsetzen lässt. Vertreterinnen und Vertreter aus dem kirchlichen Umfeld warnten davor, Entwicklungszusammenarbeit ausschließlich unter dem Gesichtspunkt nationaler Interessen zu betrachten. Gerade angesichts globaler Krisen brauche es weiterhin einen universalistischen Blick auf Menschenwürde, Solidarität und internationale Verantwortung. ■

 Diese Veranstaltung haben wir für Sie als Video dokumentiert und in unserem YouTube-Videokanal bereitgestellt. Über [diesen Link](#) gelangen Sie direkt zum Video. Sie finden es auch in der [Mediathek](#) unserer Website.



Foto: Franziska Sauter, Justitia et Pax

Das Podium des Abends besetzten im Saal der Hochschule für Philosophie (v. l. n. r.): Christoph Angerbauer, Dr. Wolfgang Stefinger, Dr. Maria Flachsbarth, Karin Kortmann und Hubertus Paetow.

Podien, Gespräche und die Kirchenmeile

Katholische Akademie und KEB Bayern auf dem Würzburger Katholikentag im Einsatz

Fit für den Ernstfall

Mitarbeitende übten Praxis und Theorie im Erste-Hilfe-Kurs

■ Was tun, wenn jede Sekunde zählt? Für einige Kolleginnen und Kollegen aus Hauswirtschaft und Programmabteilung stand genau diese Frage einen Tag lang im Mittelpunkt eines **Erste-Hilfe-Kurses**. Hier hieß es lernen, üben und ausprobieren. Unter fachkundiger Anleitung legten sich die Teilnehmenden gegenseitig Verbände an, versorgten imaginäre Kopfwunden und trainierten die stabile Seitenlage. Auch die Herz-Druck-Massage übten die angehenden Ersthelfer an zwei Dummies. Im Notfall kommt es eben nicht nur auf Wissen an, sondern auch darauf, die richtigen Handgriffe sicher anwenden zu können.

Neben den praktischen Übungen vermittelte der Kurs auch viel theoretisches Hintergrundwissen – von der Einschätzung von Notfallsituationen über den korrekten Umgang mit Vergiftungen bis hin zum richtigen Verhalten bis zum Eintreffen professioneller Hilfe.

Am Ende des Tages nahmen alle eine wertvolle Qualifikation mit: im Ernstfall schnell und sicher Hilfe leisten zu können. Das ist nicht nur wich-

■ Die Katholische Akademie und die Katholische Erwachsenenbildung (KEB) Bayern waren Mitte Mai auf dem **Deutschen Katholikentag** in Würzburg vertreten. Als bayernweite Player waren beide Organisationen auf das große fünftägige Katholikentreffen auf bayerischen Boden eingeladen

Literatinnen Ulrike Draesner, Marion Poschmann und Nora Bossong auf ihrem Programm. Außerdem leitete Astrid Schilling Filmgespräche zu *Pumuckl* und *das große Missverständnis* und *Ich bin dein Mensch* von Regisseurin Maria Schrader.

Mit einem Stand auf der **Kirchenmeile** beteiligte sich die die



Links: Ein entspannter Moment nach intensiver Diskussion (v. l. n. r.): die Greenpeace-Sprecherin Baro Gabbert, Akademiedirektor Achim Budde, die Journalistin Theresa Leisgang und Miranda Schreurs (TUM München) auf der Bühne in der Würzburger Musikhochschule. Rechts: Trotz des eher kühlen und nassen Wetters war der Stand der KEB Bayern auf der Kirchenmeile gut besucht.

worden. Zwei Podien zu absoluten Zukunftsthemen steuerte die Akademie zu den Debatten im großen Raum bei. Akademiedirektor Achim Budde diskutierte mit Greenpeace-Sprecherin Baro Gabbert, der Journalistin Theresa Leisgang und Miranda Schreurs, Professorin für Umwelt- und Klimapolitik, die Frage *Warum reden wir nicht mehr übers Klima?* Die Münsteraner Sozialethikerin Michelle Becka, Außenminister von Luxemburg a. D. Jean Asselborn und der Politikwissenschaftler Volker Perthes waren seine Gäste beim Podium zur *Zukunft des Multilateralismus*.

Astrid Schilling, in der Akademie Bereichsleiterin für Programm und Dokumentation, kümmerte sich um Literatur und Film. Zum einen standen moderierte Gespräche mit den

KEB Bayern unter Federführung der Bamberger Diözesan-KEB am Katholikentag: 19 Unterstützer:innen stellten das Angebot der katholischen Erwachsenenbildung vor. Als besondere Programmpunkte hatten Besuchende die Gelegenheit, im Zuge eines kurzen Kartenspiels Klarheit über ihr subjektives Wertegerüst zu erhalten oder mittels VR-Brillen digitale Welten zu erleben.



Zu zweit übten die Kolleginnen und Kollegen den richtigen Ablauf beim Auffinden einer bewusstlosen Person.

tig für die Kolleginnen selbst und für das Team, sondern auch für alle Gäste und Besucherinnen und Besucher der Akademie. Denn im Notfall kann schnelle Hilfe den entscheidenden Unterschied machen.



13.–17. Mai 2026
katholikentag.de

Katholikentag Würzburg

ZdK



Links: Die Abstimmung zur Koalitionsvereinbarung war einstimmig.
Rechts: Die zweite Bürgermeisterin Mona Fuchs moderierte die Veranstaltung in Vertretung für Dominik Krause.

Ein Stück Stadtgeschichte

Die Grünen beschließen Koalitionsvertrag im Saal

■ Kurzfristig wurde der Vortragssaal der Akademie Anfang Mai zum Tagungsort für die Münchner Grünen. Nach der Kommunalwahl am 8. März standen die Verhandlungen über die künftige **Stadtregierung** unter hohem Zeitdruck. Nach der Zusage einer sehr kurzfristigen Raumanfrage der Grünen, berieten die Delegierten über den ausgehandelten Koalitionsvertrag der künftigen Rathausmehr-

heit hier im Haus. Die Vereinbarung wurde einstimmig angenommen und schuf damit die Grundlage für die neue Münchner Stadtregierung. Die sogenannte Mango-Koalition besteht aus Grünen und Rosa Liste, SPD, FDP und Freien Wählern.

Im Mittelpunkt des Vertrags stehen Vorhaben in den Bereichen Wohnen, Mobilität und Haushaltskonsolidierung. Mit der Zustim-

mung der Parteibasis konnten die Koalitionspartner ihre Vereinbarung offiziell besiegeln und die Zusammenarbeit für die kommende Amtszeit auf den Weg bringen.

Als Ort des wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Dialogs bietet die Akademie regelmäßig Raum für Veranstaltungen unterschiedlicher Akteure und Parteien. Anfang Mai wurden hier nun die letzten organisatorischen Schritte für die Bildung der neuen Münchner Stadtregierung vollzogen. Einige Tage später wurde der Koalitionsvertrag von allen Parteien unterzeichnet.

Von München nach Jerusalem

Studenten berichten über viereinhalb Monate Pilgern

■ Die Görres-Gesellschaft feiert im Jahr 2026 zwei Jubiläen: den 250. Geburtstag von Joseph Görres und 150 Jahre Görres-Gesellschaft. Aus diesem Anlass hatte Dr. Martin Barth, der Geschäftsführer der **Görres-Gesellschaft**, eine Exkursion mit einer Gruppe des *Jungen Forums* nach München geplant, um das Grab von Joseph Görres und Hintergrundtreffen und -gespräche zu besuchen. Dabei kam auch die Idee auf, am 11. März 2026 einen Abend in der Katholischen Akademie in Bayern zu gestalten, genauer im Rondell von Schloss Suresnes.

Zwei Münchner Studenten, Dennis Ossipov und Sebastian Fritsch, erzählten dabei vor der Gruppe und einigen Akademieteilnehmer:innen von ihrer gemeinsamen Pilgerreise von München nach Jerusalem, illustriert von vielen Fotos.

Viereinhalb Monate, 13 Länder, 3000 km: Diese Pilgerreise war nicht nur ein aufregendes Abenteuer, bei dem die beiden Studenten den unterschiedlichsten Menschen und Kulturen begegneten, an den ungewöhnlichsten Orten schliefen und mental wie körperlich herausgefordert wurden

– sie haben viel fürs Leben gelernt. Sie berichteten von amüsanten und schwierigen Momenten, unglaublichen Begegnungen, und davon, wie es ist, mit unterschiedlichen religiösen Hintergründen – der eine jüdisch, der andere evangelisch – gemeinsam unterwegs zu sein. Einmal losgelaufen, so das Fazit



Im schönen Ambiente von Schloss Suresnes berichteten Dennis Ossipov und Sebastian Fritsch von ihren Erfahrungen.

der beiden Studenten, bleibe man immer ein Pilger – auch wenn man wieder in der Heimat sei.

Das Pilgern hatte aber auch konkrete Auswirkungen: **Dennis Ossipov**, der einen jüdischen Vater, aber keine jüdische Mutter hat, vollzieht nun nach der Pilgerreise nochmals eine formelle Konversion zum Judentum; **Sebastian Fritsch**, ungetauft aufgewachsen in einer evangelisch-freikirchlichen Gemeinschaft, hat sich nach der Pilgerreise taufen lassen.



Engagierte Gremienarbeit

Programmteam erhält wertvolle Impulse für inhaltliche Ausrichtung

■ Es läuft gut in den Gremien der Akademie, so reflektierte der **Wissenschaftliche Rat** auf der Grundlage eines Impulses von Prof. Benjamin Rathgeber, in dem es um Segen und Fluch der KI in Erziehung und Wissenschaft ging, neben dem eigenen Tun auch die inhaltliche Arbeit der Akademie. Dabei wurde deutlich, dass sich die Akademie dem Thema Künstliche Intelligenz auch wei-

terhin reflexiv widmen müsse – nicht nur wegen der bereits zum Zeitpunkt der Sitzung am Horizont auftauchenden Enzyklika von Papst Leo. Die Mitglieder des interdisziplinär zusammengesetzten Gremiums bedankten sich für die von der Akademie ermöglichte Gelegenheit, über die eigene Arbeit nachzudenken.

Auch die einige Wochen später tagenden Mitglieder des **Allgemeinen Rats** machten sich sehr intensiv Gedanken über die zukünftige Ausrichtung der inhaltlichen Arbeit der Akademie. Arbeitsteilig gestalteten einzelne Ratsmitglieder Themen aus ihrem Arbeits- und Lebensumfeld, um mit anderen über eine mögliche Implementierung in der Akademie nachzudenken. So dachte etwa Matthias Ostner über die Lebenswelt junger Menschen, Georg Fahrenschoen über internationale Fragen und Alicia von Schenk

über Fragen der Künstlichen Intelligenz nach. Soziale Fragen wurden von Johanna Hofmeir und Fragen des Medieneinsatzes von Kerstin Heinemann auf die Agenda gesetzt. Die die Arbeitsgruppen begleitenden Studienleiterinnen und -leiter gingen mit einer Fülle neuer Ideen in ihre kurz darauf stattfindende Programm Klausur.

Diese Klausur wurde auch durch Anregungen aus dem **Bildungsausschuss** bereichert, der sich etwa der Frage widmete, welchen Beitrag die Akademie zu den KEB-Thementagen des Jahres 2027 leisten könne. Diese werden im April und Mai des kommenden Jahres unter dem Motto *Begegnungen* stattfinden. Eine weitere Diskussion rankte sich um die Fragestellung, inwieweit auch die Akademie einen Beitrag zur Elternbildung leisten könne und solle in einer Zeit, in der den Schulen in den Augen vieler Beobachter immer mehr an Erziehungsarbeit aufgeladen werde. Insgesamt ergibt sich daraus eine fundierte Grundlage für die weitere inhaltliche Profilbildung der Akademie.



Die Mitglieder des Allgemeinen Rats erarbeiteten in Kleingruppen neue Themenfelder für die Akademie.

Sicherheit, Qualität und ein Zehnjähriges

Betriebsversammlung diskutiert über Stabilität der Akademie

■ Wie können Arbeitsbedingungen, Qualität und wirtschaftliche Stabilität der Akademie auch in Zukunft gesichert werden? Um diese Fragen ging es bei der **Betriebsversammlung** am 24. März, zu der Mitarbeitende der Katholischen Akademie und der KEB Bayern zusammenkamen. Der erste Punkt auf der Agenda: Arbeitssicherheit. Henrietta Lienke-Wiglinghaus stellte als Sicherheitsbeauftragte unter anderem die erstmals durchgeführte Psychische Gefährdungsbeurteilung vor. Die anonyme Befragung soll dazu beitragen, Belastungen der Mitarbeitenden frühzeitig zu erkennen und die Arbeitsbedingungen weiter zu verbessern. Anschließend resümierte sie die Gesundheitstage, die professionell von der Physiotherapeutin Cornelia Ringel durchgeführt worden sind. Einen Blick in die Zukunft warf die Akademie zunächst beim Qualitätsmanagement. Die Beauftragte für das Qualitätsmanage-

ment, Dr. Katharina Löffler, gewährte einen Einblick in die Umstellung auf ein neues System sowie in das überarbeitete QM-Handbuch. Zukünftig sollen die Bildungsarbeit und internen Prozesse noch stärker auf Qualität und Transparenz ausgerichtet werden. Daneben wurden die aktuelle wirtschaftliche Entwicklung, neue Compliance-Regelungen sowie das Hinweisgebersystem vorgestellt. Trotz herausfordernder Rahmenbedingungen schaute die Geschäftsführung positiv auf das laufende und kommende Geschäftsjahr.

Zum Abschluss der Versammlung wurden Valentin Bundschuh und Dr. Stephanie Janz im Team offiziell willkommen bzw. willkommen zurück heißen (s. ausführlicher dazu in der Community **Heft 1/2026, S. 48**). Eine besondere Freude war es der Abteilungsleiterin der Programmarbeit Dr. Astrid Schilling, unsere Kollegin **Corana Hoffmann** für ihre zehnjährige Zugehörig-

keit zur Akademie zu ehren. Corana Hoffmann ist nicht nur mit viel Herzblut und Geduld für unsere Gäste die erste Ansprechpartnerin, sondern auch intern – seit Jahren ist sie die Vorsitzende der MAV, und das aus gutem Grund!



Akademiedirektor Dr. Achim Budde und Abteilungsleiterin Dr. Astrid Schilling (re.) dankten Corana Hoffmann mit einer kleinen Aufmerksamkeit für ihren Einsatz.

„Mit Kraft, Liebe und Besonnenheit“

Vera Lohel bei der Evangelischen Erwachsenenbildung Bayern verabschiedet

■ Fast neun Jahre lang hat **Vera Lohel** die Evangelische Erwachsenenbildung Bayern (EEB Bayern) als Geschäftsführerin und hauptamtliches Mitglied des Vorstands maßgeblich geprägt. Nun wurde sie im

Sichtbarkeit der Erwachsenenbildung in Kirche, Politik und Gesellschaft. Unter den Gästen waren zahlreiche Vertreterinnen und Vertreter aus Kirche, Bildung und Politik, darunter auch Wegbegleiterinnen und Wegbe-



Zahlreiche Weggefährten verabschiedeten Vera Lohel (Mi.), darunter auch Akademiedirektor und Vorsitzender KEB Bayern, Dr. Achim Budde (re.).

Nürnberger *eckstein* in einem Gottesdienst und einem anschließenden Empfang verabschiedet. Künftig wird sie ihre Erfahrung im Landeskirchenamt einbringen und dort weiterhin Verantwortung für Bildungsfragen übernehmen.

Die Feier stand unter dem Leitwort aus dem Zweiten Timotheusbrief: „Gott hat uns nicht einen Geist der Furcht gegeben, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.“ Dies-

ses Wort spiegelte vieles wider, was Weggefährtinnen und Weggefährten mit Vera Lohel verbinden: Gestaltungswillen, Ausdauer und die Fähigkeit, Menschen zusammenzubringen. Während ihrer Amtszeit begleitete sie wichtige Reformen der Erwachsenenbildung, die Weiterentwicklung gesetzlicher Rahmenbedingungen, die Herausforderungen der Corona-Pandemie sowie die stärkere

gleiter aus der katholischen Erwachsenenbildung. In seinem Grußwort erinnerte Dr. Achim Budde, Vorsitzender der KEB Bayern, an viele gemeinsame Sitzungen, Klausuren und bildungspolitische Diskussionen. Er würdigte Vera Lohel als präzise, energiegeladene und eloquente Mitstreiterin, deren Beharrlichkeit und Engagement die Zusammenarbeit über Konfessionsgrenzen hinweg geprägt haben. So war die Verabschiedung sowohl

ein Rückblick auf gemeinsam Erreichtes als auch ein Zeichen gelebter Ökumene. Mit Dankbarkeit für

viele Jahre **engagierter Bildungsarbeit** und den besten Wünschen für ihren neuen Aufgabenbereich verabschiedeten sich zahlreiche Wegbegleiterinnen und Wegbegleiter von Vera Lohel – in der Hoffnung, dass viele Verbindungen auch künftig bestehen bleiben.



Foto: Nina Rühr / SINN MEDIA

In seinem Element: Sihan Khan konnte vor Ort die Rezepte ausprobieren.

Von 1.846 Metern in die Akademie

Sihan Khan zur Masterclass im Haus der Kost

■ Stillstand gibt es in der Küche der Katholischen Akademie nicht. Damit Gäste auch künftig ein qualitativ hochwertiges und nachhaltiges gastronomisches Angebot erleben, setzt die Akademie auf die kontinuierliche Weiterbildung ihres Teams. Deshalb nahm Küchenchef **Sihan Khan** an einer Masterclass mit Christoph Erd im *Haus der Kost* teil. Das Haus der Kost in München versteht sich als Kompetenzzentrum für nachhaltige Gemeinschaftsgastronomie. Mit Schulungen, Workshops und Vernetzungsangeboten unterstützt es Küchenverantwortliche dabei, ökologische, regionale und wirtschaftlich tragfähige Konzepte in der Praxis umzusetzen (www.hausderkost.de).

Christoph Erd, der Küchenchef des Prinz-Luitpold-Hauses in den Allgäuer Alpen, brachte eine besondere Perspektive mit: Auf 1.846 Metern Höhe sind nachhaltiges Wirtschaften, kurze Wege und ein bewusster Umgang mit Ressourcen keine Schlagworte, sondern tägliche Praxis. Lebensmittel, Material und selbst das Personal gelangen nur mit erheblichem Aufwand auf den Berg.

Sihan Khan konnte in der Masterclass neue Ideen für die Gemeinschaftsgastronomie kennenlernen und Erfahrungen aus einem außergewöhnlichen Arbeitsumfeld mitnehmen. Im Mittelpunkt standen Fragen der nachhaltigen Küchenführung, der Produktauswahl und der praktischen Umsetzung ökologischer Standards im gastronomischen Alltag. **Nachhaltigkeit und Qualität** sollen in der Akademieküche sichtbar gelebt und mit Wirtschaftlichkeit verknüpft werden.

Kurzfilmrolle 2026 wurde präsentiert

■ Bereits zum dritten Mal wurde im Rahmen des Filmprogramms *Augenblicke* die **Kurzfilmrolle** (Ausgabe 2026) in Zusammenarbeit mit der Fachstelle 5.MD – Medien und Digitalität des Erzbistums München und Freising präsentiert. Am

der Diözesen in die Kinos gebracht hat, um das Zeigen von Kurzfilmen im Kino zu fördern. Seitdem gehört die Kurzfilmrolle zum Standardprogramm der katholischen Filmarbeit und erfreut sich immer größerer Beliebtheit, da Kurzfilme außergewöhnliche Situationen prägnant auf den Punkt bringen und teilweise für viele anregende Gedanken im Nachgang sorgen.

An diesem Abend wurden zehn Kurzfilme gezeigt, die inhaltlich interessant und herausfordernd waren. Manche Filme dauerten nur wenige Minuten, andere erzählten längere Geschichten in 20 bis 30 Minuten, aber immer ging es um Bilder und Geschichten, die Fragen aufwerfen und zum Nachdenken bringen.

Dieses Mal ging es besonders um **sozialkritische Themen**, wie die Kluft zwischen Arm und Reich, Massentourismus oder einen Klinikalltag mit erschöpftem Personal, daneben aber auch um Erinnerungen an schmerzvolle Lebensgeschichten oder humorvolle Cafészenen.

Die zehn Filme wurden in zwei Teilen gezeigt; nach jeweils fünf Filmen stand Kristin Undisz für Rückfragen und den Austausch von Sehindrücken zur Verfügung.



Kristin Undisz stand für Rückfragen & Austausch zur Verfügung.

26. Februar 2026 waren mehr als 50 Teilnehmende gekommen, um teils preisgekrönte Kurzfilme anzuschauen und mit Kristin Undisz, Fachreferentin an der Medienstelle, ins Gespräch zu kommen.

Seit 1992 gibt es das Kurzfilmprogramm, das die Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz in Zusammenarbeit mit den katholischen AV-Medienzentralen

Wenn Salzburg auf München trifft ...

■ Wie kann am Evangelium in der Welt von heute weitergebaut werden? Dieser Fragestellung ging im März unter der Leitung des Direktors des **Katholischen Bildungswerks Salzburg**, MMag. Dr. Andreas G. Weiß, eine Gruppe von 15 Personen aus dem ehrenamtlichen Nachwuchs auf ihrer Exkursion nach München nach; diese erarbeitet und plant zukunftsorientiert im Rahmen eines Mentoringprogramms die Anforderungen an eine katholische, moderne, menschen- und lebensnahe Ehrenamtssituation.

Neben einem Termin im Katholischen Büro Bayern be-

suchte die Gruppe auch die Katholische Akademie in Bayern, wo sie von Dr. Astrid Schilling (Bereichsleitung Programm und Dokumentation) und Peter Ziegler (Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit) empfangen wurden. Die beiden stellten die Arbeit der Akademie und das Gelände vor und betonten dabei die inhaltliche Unabhängigkeit der Akademie, sich mit offenen Augen und einer klaren Haltung den Fragen der Zeit stellen zu können.



Dem intensiven Austausch schloss sich eine Führung über das Gelände der Akademie an, bei der ein Gruppenbild auf dem Balkon von Schloss Suresnes nicht fehlen durfte.



Prof. Dr. Hans Maier prägte die Akademie und deren Arbeit maßgeblich.

Ein weltoffener Katholik

Akademie und KEB Bayern würdigen Hans Maier

■ Die Katholische Akademie in Bayern und die Katholische Erwachsenenbildung Bayern nehmen Abschied von einem großen Menschen: Prof. Dr. **Hans Maier**. Als Universalgelehrter im besten Sinne und visionärer Bildungspolitiker war er uns über viele Jahrzehnte eng verbunden: im Allgemeinen Rat, als Mitglied des Freundeskreises und treuer Gast seiner Adventlichen Abende, so häufig wie niemand sonst als Vortragender in der Akademie, über das Denken Romano Guardinis – und zuletzt durch das Geschenk seiner Privatbibliothek, die einen Ehrenplatz im Schloss Suresnes einnimmt.

Als Bayerischer Kultusminister schuf er 1974 aus einem sehr weiten und offenen Bildungsverständnis heraus das Gesetz zur Förderung der Erwachsenenbildung, das beim lebenslangen Lernen auf Freiheitlichkeit, Subsidiarität und die Pluralität kompetenter Träger wie Volkshochschulen, Kirchen, Gewerkschaften etc. vertraut. Staat und Gesellschaft profitieren bis heute davon.

Zum Ausdruck unserer Hochachtung erhielt Hans Maier das Dankeszeichen der KEB Bayern sowie das Freundeszeichen der Akademie und den Romano-Guardini-Preis. Die Katholische Akademie in Bayern und die KEB Bayern verneigen sich vor dem Lebenswerk eines **weltoffenen Katholiken**, für den der Glaube Maßstab politischen Handelns und das Christentum Bildungsreligion war.



Als Gast bei der Einweihung der Hans-Maier-Bibliothek am 15. Juli 2021 mit seiner Frau Adelheid Maier

KI-Challenge 2026

Update in Sachen Künstlicher Intelligenz

■ Nach einem erfolgreichen ersten Durchlauf im Jahr 2025 wurde die **KI-Challenge der KEB Bayern** überarbeitet und aktualisiert. Das Blended-Learning-Programm ist nun inhaltlich auf dem neuesten Stand – sowohl im Selbstlern-Teil als auch in den begleitenden Seminaren. Neben dieser Aktualisierung entstanden neue Lektionen, die sich auf KI-Compliance und die entsprechenden EU-Richtlinien konzentrieren.

„Künstliche Intelligenz hat sich in den vergangenen Jahren rasant entwickelt und hat unseren Alltag und un-



Foto: John Schroblich / unsplash.com

sere Arbeitswelt in vielerlei Hinsicht schon verändert. In manchen Lebensbereichen sind die Umwälzungen stärker spürbar als in anderen. Uns ist es als Institution der Erwachsenenbildung wichtig, unsere Kolleg:innen in den Einrichtungen der Katholischen Erwachsenenbildung mit den Tools und technischen Entwicklun-

gen vertraut zu machen. Gleichzeitig bieten unsere Inhalte eine Orientierung, was Gesetzgebung und ethische Fragen betrifft. Unser Ziel ist es, auf Einrichtungsebene die nötige Kompetenz aufzubauen, um den sicheren und souveränen Umgang mit KI zu ermöglichen“, sagt Dr. Andrea Szameitat, die das Projekt als Referentin für Digitalisierung verantwortet.

Die KI-Challenge wird künftig einmal jährlich mit aktualisierten Inhalten als interne Fortbildung innerhalb der KEB Bayern angeboten. Sämtliche Begleitveranstaltungen sind ausschließlich für die Teilnehmenden der KI-Challenge reserviert. Der zweite Durchgang mit aktuell knapp 200 registrierten Nutzer:innen hat bereits Anfang Februar 2026 begonnen. Anmeldungen sind noch bis in den Juli hinein möglich. Für den Erhalt eines Zertifikats, das die professionelle KI-Kompetenz im Bereich der Erwachsenenbildung bestätigt, sind die vollständige Bearbeitung des Selbstlernteils sowie die Teilnahme an zwei verschiedenen Begleitseminaren erforderlich. Unter <https://ki.keb-bayern.de> kann man sich zur Challenge anmelden.

Das Interesse an den Inhalten reicht über die Grenzen der KEB hinaus. Aufgrund begrenzter personeller Ressourcen kann die KI-Challenge derzeit aber nicht für externe Interessierte angeboten werden. Daher hat die KEB Bayern einen **Lizenzvertrag für Organisationen** entwickelt. Eine erste Lizenznehmerin ist bereits unter Vertrag und startet im Mai 2026 mit der Umsetzung.



EbFöG- Verteilung und BAMF- Integrationskurse

Zentralausschuss der KEB Bayern tagte

■ Der **Zentralausschuss** ist ein Beratungsgremium des Vorstands der KEB Bayern. Er berät einerseits den Vorstand und kommuniziert andererseits Fragestellungen und Anliegen des Vorstands mit den Mitgliedern. In der letzten Sitzung im April 2026 wurden unter anderem

Themen wie die Neuaufstellung eines Qualitätsmanagementsystems, inhaltliche Grenzbereiche der Erwachsenenbildung sowie Auswirkungen der neuen EbFöG-Verteilung diskutiert. Auch Entwicklungen auf Ebene der KEB Deutschland wurden besprochen: Man ist weiterhin bemüht, die Kürzungen bei den BAMF-Integrationskursen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Zudem verhandelt man mit politisch Verantwortlichen über neue Regelungen zur Beschäftigung von freiberuflichen Dozent:innen, die das Angebot der Einrichtungen der Erwachsenenbildung erheblich einschränken könnten.



Foto: Kai Neunert

Zweimal im Jahr tagt der Zentralausschuss der KEB Bayern.

Vom Huhn oder von Lindt?

Belegschaft kommt vor Ostern zum Essen zusammen

■ Zum Gründonnerstagessen kamen auch in diesem Jahr viele Kolleginnen und Kollegen von Akademie und KEB Bayern im Speisesaal zusammen. Traditionell werden an diesem Tag einfache, grüne Speisen gegessen. So servierte die Küche zur Vorspeise eine Bärlauchsuppe, verfeinert mit Apfel und Fenchel, und zum Hauptgang Rührei, Spinat und Kartoffeln.

Auch gab es in diesem Jahr wieder die beliebten **Ostersackerl**, um deren Organisation sich die Leiterin der Hauswirtschaft Susanne Kellner seit vielen Jahren kümmert – mit der Besonderheit: Dieses Mal wurde selbst gepackt. Jeder konnte selbst entscheiden, ob er ein Osterbrot, ein Osterlamm, Eier vom Huhn oder Eier von Lindt eintüten möchte. So rundum versorgt begannen die Ostertage für die Kolleginnen und Kollegen ganz wunderbar.



Akademiedirektor Dr. Achim Budde sprach vor dem Essen Küche und Hauswirtschaft großes Lob und ein Dankeschön aus.



Foto: Christian Schnaubelt

KATHOLISCHE
AKADEMIE in BAYERN



Mitdenken!

Wir diskutieren offen über die brennenden Themen der Zeit: Die Fragen mitten aus dem Leben. Das Nachdenken auf höchstem Niveau. Die spannendsten Gesprächspartner des Landes. Mit Haltung und offen für Neues. Und Sie sind ein Teil davon: **Ihre Gedanken bereichern unsere Debatten!**



Mitgestalten!

Unsere Freundinnen und Freunde sind eine starke Gemeinschaft mit über 1.000 Mitgliedern. Seit Generationen hat diese „Familie“ auch finanzielle Unterstützung aufgebaut: aktuell rund 400.000 € im Jahr. Besonders die multimediale Dokumentation und Verbreitung unserer Inhalte profitiert davon – und ist in der Branche einzigartig: **Ihr Engagement prägt unsere Arbeit!**



Miterleben!

Die Mitglieder unserer „Akademie-Familie“ genießen miteinander besondere Augenblicke: Ob bei exklusiven Veranstaltungen oder an unserem traditionellen *Adventlichen Abend*, ob auf Tour oder bei anregenden Gesprächen im sommerlichen Schlosspark: **Die Begegnung mit Ihnen tut uns gut!**



Dazugehören!

Werden Sie Mitglied! Das kostet nicht viel (Mindestbeitrag 50 €). Und es macht Freude. Es beschert Ihnen besondere Erlebnisse und unsere Zeitschrift *zur debatte*. Und es stärkt uns den Rücken. Denn es macht sichtbar: Die Akademie wird von einem starken Netz getragen. **Herzlich laden wir Sie ein, dabei zu sein!**

Freunde und Gönner der Katholischen Akademie in Bayern e.V.



Werden Sie jetzt Mitglied

– per QR-Code oder auf unserer Website! Sprechen Sie uns gerne persönlich an – unter 089 38102-113 oder hier vor Ort!



Ihr Ansprechpartner: Peter Ziegler

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 56 · Heft 2/2026
ISSN 0179-6658

Herausgeber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Akademiedirektor Dr. Achim Budde

Redaktion:
Benita Bockholt

Fotos:
Akademie (soweit nicht anders angegeben)

Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern
Mandlstraße 23, 80802 München
Telefon: 089 38102-0, Telefax: 089 38102-103
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Internet: www.kath-akademie-bayern.de

Gestaltung: Gunnar Floss, floss-design.com

Druck: Kastner AG – Das Medienhaus
Schloßhof 2-6, 85283 Wolnzach

Kostenbeitrag für die Postzustellung der Print-Fassung: jährlich € 40,-

Für Mitglieder des Vereins der *Freunde und Gönner der Katholischen Akademie in Bayern e. V.* ist die Zustellung im Mitgliedsbeitrag von € 50,- enthalten.

Online-Abonnement gratis unter:
newsletter@kath-akademie-bayern.de

Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern:

LIGA Bank
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05

Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.

Die diesbezüglich fortlaufend geschulte Redaktion nutzt KI-Tools als Hilfsmittel bei der Erstellung dieser Zeitschrift, verfasst und verantwortet die jeweiligen Texte aber selbst. Komplett KI-generierte Inhalte (z. B. Bilder) sind gekennzeichnet.

Mitglied in der KEB

